

24. Jg. | Heft 1 | 2023

# Zeitschrift für Qualitative Forschung

## Schwerpunkt

Politische Traumatisierung  
und lebensweltliche Normalität

herausgegeben von

Jörg Frommer & Adrian Gallistl

## Schwerpunkt

Transgenerationale Erinnerungsprozesse

Zersetzung als moderne Repressionsmaßnahme

Staatlich organisierte Repression und Unterdrückung

Handlungsorientierungen in Kinderheimen in der DDR

## Debatte

Performative Sozialwissenschaft

## Freier Teil

Instant Messaging meets Diary Studies

Kollektive Erfahrungen und Umgangsweisen mit

Sexualität in der Sozialen Arbeit

Dokumentarische Methode – Professionalisierung –

Forschendes Lernen.

ISSN 2196-2138



# Zeitschrift für Qualitative Forschung

**herausgegeben von:** Prof. em. Dr. Ralf Bohnsack (Freie Universität Berlin), Prof. Dr. Juliane Engel (Universität Frankfurt a.M.), Prof. Dr. Jörg Frommer (Universität Magdeburg), Prof. em. Dr. Heinz-Hermann Krüger (Universität Halle-Wittenberg), Prof. Dr. Heike Ohlbrecht (Universität Magdeburg), Prof. Dr. Aglaja Przyborski (Bertha von Suttner Privatuniversität St. Pölten), Prof. Dr. Jürgen Raab (RPTU Kaiserslautern-Landau), Prof. Dr. Werner Vogd (Universität Witten/Herdecke),

**Geschäftsführende Herausgeberin:** Prof. Dr. Heike Ohlbrecht (Universität Magdeburg)

**Redaktion Schwerpunkt und Freier Teil:** Josephine Jellen M.A. (Universität Magdeburg)

**Redaktion Rezensionen:** Florian Schoppe M.A. (Universität Magdeburg), Dr. Sebastian W. Hoggenmüller (Universität Luzern)

**Lektorat:** Rouven Wagner B.A. (RPTU Kaiserslautern-Landau)

Dank für Druckkostenbeihilfe und Finanzierung der redaktionellen Arbeit an: ZSM Zentrum für Sozialweltforschung und Methodenentwicklung an der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, Fakultät für Humanwissenschaften der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg, ikus Institut für Kulturpsychologie und qualitative Sozialforschung in Wien.

## **Wissenschaftlicher Beirat:**

Soziologie und Kulturwissenschaften:

Prof. em. Dr. Beate Kraus (Technische Universität Darmstadt), PD Dr. Andrzej Piotrowski (Universität Łódź), Prof. em. Dr. Ursula Rabe-Kleberg (ehemalige Herausgeberin, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg), Prof. em. Dr. Gerhard Riemann (Technische Hochschule Nürnberg Georg Simon Ohm), Prof. em. Dr. Fritz Schütze (ehemaliger Herausgeber, Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg), Prof. em. Dr. Hans-Georg Soeffner (Universität Konstanz/Kulturwissenschaftliches Institut Essen), Prof. Dr. Monika Wohlrab-Sahr (Universität Leipzig)

Erziehungswissenschaft:

Prof. em. Dr. Dr. Peter Alheit (Universität Göttingen), Prof. Dr. Manuela du Bois-Reymond (Universität Leiden), Prof. Dr. Jutta Ecaris (Universität Köln), Prof. Dr. Barbara Friebertshäuser (Universität Frankfurt a.M.), Prof. em. Dr. Detlef Garz (Universität Mainz), Prof. em. Dr. Werner Helsper (Universität Halle), Prof. Dr. Nicolle Pfaff (ehem. Hrsg., Universität Duisburg-Essen), Prof. Dr. Burkhard Schäffer (Universität München)

Psychologie und Gesundheitswissenschaften:

Prof. em. Dr. Brigitte Boothe (Universität Zürich), Prof. Dr. Uwe Flick (Freie Universität Berlin), Prof. Dr. Markus Herrmann (Universität Halle-Wittenberg/Universität Magdeburg), Prof. Dr. Vera King (Universität Frankfurt a.M.), Prof. Dr. Hans-Dieter König (Universität Frankfurt a.M.), Prof. em. Dr. Marianne Leuzinger-Bohleber (Universität Kassel), Prof. Dr. Günter Mey (Hochschule Magdeburg-Stendal), Prof. Dr. Jürgen Straub (Ruhr-Universität Bochum)

## **Verlag Barbara Budrich GmbH**

Stauffenbergstr. 7, D-51379 Leverkusen, Tel. +49 (0)2171.79491-50, Fax +49 (0)2171.79491-69  
info@budrich-journals.de – www.budrich-journals.de – www.budrich.de

Das Jahresabonnement print kostet für Privatpersonen 52,00 €, für Institutionen 65,00 €, für Studierende 38,00 € jeweils zzgl. Versandkosten. Das Kombi-Abo (print + digital) kostet für Privatpersonen 56,00 €, für Studierende 40,00 €, jeweils zzgl. Versandkosten. Mehrplatzlizenzen (institutionelles Kombi-Abo) über IP-Adressen 100,00 €. Ein Einzelheft kostet 34,00 € zzgl. Versandkosten, ein Doppelheft kostet 68,00 € zzgl. Versandkosten. Ein Einzelbeitrag im Download kostet 5,00 €. Abonnements-Kündigungen bitte schriftlich an den Verlag. Kündigungsfrist drei Monate zum Jahresende.  
Anzeigenverwaltung beim Verlag.

© 2023 Verlag Barbara Budrich Opladen, Berlin & Toronto

Druck und Verarbeitung: paper & tinta, Warschau, Printed in Europe

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil dieser Zeitschrift darf ohne schriftliche Genehmigung des Verlages vervielfältigt oder verbreitet werden. Unter dieses Verbot fällt insbesondere die gewerbliche Vervielfältigung per Kopie, die Aufnahme in elektronische Datenbanken und die Vervielfältigung auf CD-ROM und allen anderen elektronischen Datenträgern.

ISSN 2196-2138 (ISSN 1438-8324 (bis einschl. Jg. 13)), ISSN Online 2196-2146

# Inhalt

## Politische Traumatisierung und lebensweltliche Normalität

*Jörg Frommer & Adrian Gallistl*

Politische Traumatisierung und lebensweltliche Normalität ..... 3

*Ayline Heller*

Transgenerationale Erinnerungsprozesse in ihrem gesellschaftlichen Kontext.  
Über Nachkommen politischer NS-Verfolgter in Ost- und Westdeutschland ..... 9

*Hannah Daria Nussmann & Susanne Guski-Leinwand*

Zersetzung als moderne Repressionsmaßnahme. Anwendung und Wirkungsweisen  
personenzentrierter und verdeckter Formen der Unterdrückung ..... 26

*Uwe Krähnke, Matthias Finster & Philipp Reimann*

Staatlich organisierte Repression und Unterdrückung von ‚feindlich-negativen  
Personen‘. Eine qualitative Studie zur Banalität der Stasi ..... 42

*Felicitas Söhner*

Zwischen Fürsorge und Disziplinierung. Handlungsorientierungen in Kinderheimen  
in der DDR aus professionstheoretischer Perspektive ..... 58

## Debatte

*Jürgen Raab & Günter Mey*

Performative Sozialwissenschaft. Hinleitung zur Debatte ..... 70

*Günter Mey*

Wissenschaft und Kunst im Dialog? Zum Verhältnis von performativer  
Sozialwissenschaft und qualitativer Forschung ..... 73

*Rainer Winter*

Erlebnis, Ethnographie und die Ästhetik des Dissenses. Grundlagen performativer  
Sozialforschung ..... 90

*Katharina Miko-Schefzig*

Performative Sozialforschung als Sinnes-Arrangement ..... 106

*Rainer Diaz-Bone & Guy Schwegler*

Performativität und epistemologischer Bruch. Zum ambivalenten Verhältnis  
von Sozialforschung und performativen Sozialwissenschaften ..... 124

## Freier Teil

*Viviane Schönbachler*

Instant Messaging meets Diary Studies: Employing WhatsApp in Audio Diary  
Research with Female Journalists in Burkina Faso ..... 139

*Maximilian Schäfer, Marlene Kowalski & Alexandra Retkowski*

„Von unserer Sexualität geben wir nichts preis“. Kollektive Erfahrungen  
und Umgangsweisen mit Sexualität in Teams der Sozialen Arbeit ..... 156

*Jan-Hendrik Hinzke & Angelika Paseka*

Dokumentarische Methode – Professionalisierung – Forschendes Lernen.  
Das Gruppendiskussionsverfahren zur Erfassung von Orientierungen  
von Lehramtsstudierenden in der Diskussion ..... 172

## Rezensionen

*Florian Schoppe*

Aufarbeitung der SED-Diktatur: Welche Rolle spielt qualitative Forschung? ..... 189

*Bettina Grimmer*

Maria Kondratjuk/Olaf Dörner/Sandra Tiefel/Heike Ohlbrecht (Hrsg.):  
Qualitative Forschung auf dem Prüfstand. Beiträge zur Professionalisierung  
qualitativ-empirischer Forschung in den Sozial- und Bildungswissenschaften ..... 194

Autor\*innen und Herausgeber\*innen ..... 199

Vorschau auf die folgenden Schwerpunkte ..... 203

# Politische Traumatisierung und lebensweltliche Normalität

Jörg Frommer & Adrian Gallistl

Die Gründung der *Zeitschrift für Qualitative Forschung* erfolgte – seinerzeit noch unter dem Namen *Zeitschrift für Qualitative Bildungs- Beratungs- und Sozialforschung* – durch eine Gruppe von Herausgebern, deren Gemeinsamkeit unter anderem darin bestand, dass sie ihren akademischen Lebensmittelpunkt in den 1990er Jahren in den sich damals neu findenden Landesuniversitäten Sachsen-Anhalts gefunden hatten, und von hier aus – in gewisser Weise exzentrisch – das „Zusammenwachsen“ dessen, was dem oft zitierten Satz Willi Brandts zufolge „zusammengehört“, sowohl im Alltagsleben als auch in der sozialwissenschaftlichen Empirie und Reflexion aufmerksam verfolgten und mitgestalteten. Somit war es gar nicht so weit hergeholt, dass bereits im zweiten Heft der Zeitschrift eine Arbeit erschien, die der Frage gewidmet war nach dem Niederschlag des politischen und sozioökonomischen Umbruchs in der ehemaligen DDR auf die personale Identität der dort lebenden Bevölkerung. Dargelegt wurde die Beobachtung von sich mit dramatischer Geschwindigkeit vollziehenden Wandlungsprozessen, in denen durch totalitäre Unterdrückung geprägte abhängige, depressive und vor allem anakastische Formen der Identitätssicherung im Sinne des „Autoritären Charakters“ (Adorno et al. 1950; Fahrenberg/Steiner 2004; Fromm 1932) abgelöst wurden durch Sinnkrisen und Identitätsdiffusion in einer historischen Epoche, der von Postmoderne-Kritikern „Anhedonie, Egozentrismus und narzißtische Austauschkultur“ (Frommer 2000, S. 366) attestiert wird.

Ausmaß und Schwere der politischen Traumatisierung der Bevölkerung in der ehemaligen DDR entbargen sich nach der Wiedervereinigung allerdings nur schrittweise. Der Erstautor dieses Editorials stieß in seiner persönlichen Erfahrung auf die psychotraumatologischen Folgen von politischer Haft, unmenschlichen Verhältnissen in Jugendwerkhöfen und anderen Institutionen der Fürsorge und Disziplinierung, gesundheitsschädigende Verantwortungslosigkeit im Leistungssport und in Arbeitsschutzfragen, politischem Missbrauch von Arzt-Patient-Beziehungen, Bespitzelung und gezielter Zersetzung durch die Staatssicherheit sowie hochgradiger totalitärer Kontrolle aller Bereiche des öffentlichen Lebens durch seine Verantwortung für die psychosomatische Patientenversorgung im Magdeburger Universitätsklinikum. In diesem Zusammenhang erfuhr er auch von der bestürzenden Tatsache, dass in gerichtlichen Entschädigungsverfahren ehemalige Haftopfer sich zur Feststellung etwaiger Gesundheitsschäden nicht selten immer noch von ehemals in DDR-staatlichen oder staatsnahen Funktionen beschäftigten Psychiatern mit entsprechenden Ergebnissen begutachten lassen mussten. Die eigene klinisch-psychotherapeutische und gutachterliche Tätigkeit im Kontext der Unrechtsaufarbeitung führte u. a. zu einer Kooperation mit der Landesbeauftragten zur Aufarbeitung der SED-Diktatur, die ab 2010 in ein gemeinsames Projekt mündete, das bis heute eine niederschwellige psychosoziale Erstberatung für Betroffene politischer Verfolgung und Willkür in der ehemaligen DDR anbietet. Die Stelle war 2010-2014 mit Freihart Regner besetzt (Regner 2016, Rezension von Florian Schoppe in diesem Heft) und 2016-2018 durch Adrian Gallistl (Gallistl/Frommer 2020b)<sup>1</sup>. Diese Beratungsarbeit erscheint uns über den konkreten klinischen Kontext hinaus von methodischer und methodologischer Re-

---

1 Aktuell wird die Beratungsarbeit durch Alina Degener und Elisabeth Vajna fortgeführt.

levanz, weil sich hier zeigte, dass sich das *Fallverstehen* (Frommer 2014) allein mit Modellen der Medizin und klinischen Psychologie als unzureichend erwies und wir in Fallbesprechungen und Supervisionen auch sozialpsychologische und soziologische Ebenen mitreflektieren mussten.

Die Verbindungslinie zwischen Klinik und Gesellschaft wird bereits bei einer rein deskriptiven Herangehensweise sichtbar: Politische Traumatisierung in der DDR bedeutete die systematische willkürliche Inhaftierung politisch Andersdenkender und Ausreisewilliger, bei denen die Haftzustände folterartigen Charakter hatten und zu Anfangszeiten durch rohe Gewalt gekennzeichnet waren. Ab den 70er Jahren waren sie zunehmend gekennzeichnet durch weniger nachweisbare aber ebenso systematisch angelegte Folterpraktiken wie Einzelhaft, Schlafentzug, nächtelange Verhöre mit Desinformation u.ä. (Freyberger et al. 2003). Inzwischen ist die erhebliche gesundheitliche Schädigung dieser Praktiken durch quantitative Forschung vergleichsweise umfangreich rekonstruiert worden (zuletzt Maslahati et al. 2022). Darüber hinaus bezieht sich der Begriff politische Traumatisierung in der DDR aber auch zunehmend auf weitere breitere Betroffenenengruppen staatlichen Unrechts (Zersetzung, Heim, Doping, als die bekanntesten), und es ist bekannt, dass nicht nur die psychische, sondern auch die sozioökonomische Situation der Betroffenen im Vergleich zum Bevölkerungsdurchschnitt bis heute deutlich schlechter ist (Berliner Institut für Sozialforschung 2020). Bekannt ist weiterhin, dass trotz entsprechender gesetzlicher Möglichkeiten der überwiegende Teil Betroffener keine Anträge auf Rehabilitierung und Entschädigung stellt (Spitzer et al. 2010) und dass auch im Falle einer Antragstellung nach wie vor ein großes Problemfeld in der (Nicht-)Anerkennung nominell vorhandener Ansprüche auf Entschädigung für gesundheitliche Folgeschäden besteht (Frommer et al. 2017).

Dem Terminus „Politische Traumatisierung in der DDR“ kann man sich aber auch normativ annähern, impliziert der bloße Begriff in seiner Semantik doch bereits staatliche Handlungspraktiken, die sich dadurch auszeichnen, illegitim und verurteilenswert zu sein. Der Begriff impliziert im pragmatischen Kontext weiterhin die Legitimation von Hilfs- und Entschädigungsansprüchen, sowie ggf. juristischer Rehabilitierung von Betroffenen dieser Handlungspraktiken. Diese Bewertung erfolgt mehr als drei Jahrzehnte nach dem Untergang dieses staatlichen Handlungsnexus auf Basis des Wertekanons unseres vollständig anders gelagerten politischen und gesellschaftlichen Systems, bei dem es sich um den ehemaligen Systemkonkurrenten und territorialen Nachfolgestaat handelt. Die DDR ist zudem Gegenstand konkurrierender Erinnerungskulturen, die ihrerseits nicht unabhängig sind von Transformationsproblemen, dem innerdeutschen Ost-West-Verhältnis oder der Frage nach dem Status auf Karl Marx Bezug nehmender Ideen im heutigen politischen – nicht weniger aber auch im sozialwissenschaftlichen – Spektrum. Damit impliziert die Frage nach der Erforschung von DDR-Unrecht unausweichlich die Frage nach dem Standpunkt, von dem aus sie gestellt wird. Mit besonderer Berechtigung wird daher von den Forschenden bei dieser Frage zu fordern sein, dass sie im Sinne Max Webers zwischen *wertendem* und *wertbeziehendem* Urteilen (Frommer/Frommer 2022) zu unterscheiden in der Lage sind und die Perspektive, aus der ihr Ansatz heraus gedacht ist, bei der Interpretation ihrer Befunde mitberücksichtigen.

Der Einbezug der soziologischen Perspektive in den psychologischen und klinischen Bereich ist in diesem Fall also bereits daher gewinnbringend, als alltägliche Normen einen zentralen Untersuchungsgegenstand der Soziologie darstellen – auch methodologisch –, andererseits bietet sich der Soziologie ein bisher weitgehend unbeachtetes Anwendungsfeld. Für das Erkenntnisinteresse dieses Schwerpunktheftes von Bedeutung sind folgende Überlegungen zur DDR, die in erster Linie aus der Reflexion professioneller Beratungspraxis resultierten: Mit Michel Foucault (1994) lässt sich die Behandlung Gefangener durch ein Regime in einem normierenden Funktionszusammenhang mit der Behandlung weiter Teile der Allgemeinbevölkerung sehen. Die alltägliche Sozialisation ist von disziplinierenden Interaktionsprozessen

sen durchzogen, die letztlich nur deshalb funktionieren, weil sie in letzter Instanz mit Gefängnis und physischer Gewaltanwendung gedeckt sind. Dieser Prozess führt zur unmerklichen Verinnerlichung gesetzter Normen und eines damit einhergehenden Richtigkeitsempfindens. In Bezug auf politische Inhaftierung lässt sich ein solcher Nexus in der DDR inzwischen empirisch gut nachzeichnen (Gallistl/Frommer 2020a). Ähnliche sozialisationstheoretische Gedanken wie bei Foucault finden sich auch bei Norbert Elias (2003, S. 221), eine entscheidende Differenz ist allerdings die – eher implizit zu konstatierende – Wertung. Während Foucault die Geschichte des modernen Strafvollzuges in demaskierender Absicht zu schreiben scheint, kontextualisiert Elias den so entstandenen Selbstzwang im Hinblick auf begrüßenswerte Seiten. Beiden Theoretikern ist gemeinsam, dass sie sich zwar mit gesellschaftlichen Normen beschäftigen, ihre eigenen normativen Maßstäbe jedoch weniger im Blick zu haben scheinen (Habermas 2020, S. 18). Diese Spezifizierungslücke wird in besonderer Weise virulent, wenn man in der professionellen Handlungspraxis der SED-Unrechtsberatung um eine Anerkennung bestimmter staatlicher Handlungen (und Unterlassungen) als „Unrecht“, anderer als legitim, nicht herumkommt und hierfür nach systematisch ausweisbaren sozialwissenschaftlichen Kriterien sucht. Ein weiteres damit verbundenes Problem ergibt sich aus der Frage, wie sich Unrechtsempfinden verstehend modellieren lässt. Hierbei erscheint uns für den Kontext des DDR-Unrechts folgende kommunikationstheoretische Überlegung besonders bedeutsam: Die Deutsche Demokratische Republik verstand sich als ein Staatswesen, welches programmatisch durch höchste Ideale von Demokratie, Freiheit, Selbstentfaltung und Humanismus legitimierte, eine hierfür notwendige materielle Prosperität versprach und sich als Rechtsstaat darstellte, was auch das sozialisierende Institutionengefüge nicht unberührt ließ. Sich affektiv über politische Verfolgung Andersdenkender, personenbezogener Willkür, Menschenrechtsverletzungen und von staatlicher Vernachlässigung gekennzeichneten Realitäten zu empören, folgt somit lediglich den eigenen normativen Maßstäben dieses Staatswesens. Dieses Verfahren einer immanenten Normenkritik ist von Jürgen Habermas und Axel Honneth in der zeitgenössischen kritischen Theorie systematisch ausgearbeitet, in seinem Kerngehalt im Hinblick auf ein normatives Strukturproblem der Sowjetunion allerdings bereits bei Herbert Marcuse 1958 formuliert worden (Gallistl/Frommer 2020a). Psychologische Implikationen struktureller Widersprüche solcher Art finden sich bei Sigfried Bernfeld und Erich Fromm bereits in den 1930er Jahren ausgearbeitet (Gallistl 2019). DDR-Bürger, die die vom Staat propagierten sozialistischen Ideale „beim Wort nahmen“ und denen darauf hin staatliche Repression widerfuhr, waren somit nicht nur dem Verlust ihres Vertrauens in eine als sicher und berechenbar erlebte soziale Welt ausgesetzt, sondern auch einer Beschädigung der Teile ihres Lebensentwurfs, die solchen Idealen verpflichtet waren. In paradoxer und verwirrender Weise war darüber hinaus jedoch die gesamte Bevölkerung einer Lebenswelt ausgesetzt, in der einerseits den sozialistischen Idealen entsprechende Freiheitsräume und Entfaltungsmöglichkeiten annonciert wurden, andererseits jedoch ein „disziplinärische(s) Kontinuum“ die Lebenswelt durchzog, das – wie sich am Beispiel der Ausreisearträge eindrucksvoll demonstrieren lässt – dazu diente, „die Nutzung der ebenfalls die Lebenswelt durchziehenden staatlich gewährten Möglichkeitsstrukturen wiederum staatlich zu unterdrücken“ (Gallistl/Frommer 2020, S. 25).

## Zu den Beiträgen

Die DDR-Forschung erlebt aktuell eine unverhoffte Hochkonjunktur. Die Herausgeber dieses Themenschwerpunkts sind seit 2021 an einem auf vier Universitätsstandorte verteilten

Verbundprojekt beteiligt<sup>2</sup>, der das Ziel hat, langfristige Folgen staatlichen Unrechts in der DDR bei unterschiedlichen Betroffenengruppen zu erforschen. Unseren eigenen, aktuell in der Phase der Datenerhebung und -auswertung befindlichen Projekten ging eine umfangreiche Förderinitiative des Bundesministeriums für Bildung und Forschung (BMBF) zur Stärkung der interdisziplinären DDR-Forschung und Nachwuchsförderung voraus. Diese führte zur Konstituierung von 14 Forschungsverbänden, die 2018/2019 ihre Arbeit aufgenommen haben (Strauß/Brähler 2019). Unterschiedliche Disziplinen sind hier vertreten und nicht zufällig auch vergleichsweise viele Teilprojekte, die einer sozialwissenschaftlich ausgerichteten Psychologie nahestehen. Dies haben wir als Anlass genommen, in diesem Schwerpunktheft aktuelle qualitative Arbeiten zu unserem Fragenkomplex zu bündeln, die darüber hinaus auch Ausgangspunkte der Weiterentwicklung einer – aktuell nur randständig institutionalisierten – sozialwissenschaftlichen Psychologie darstellen können.

Die Psychologin *Ayline Heller* befasst sich mit der Frage der Auswirkungen traumatischer Erfahrungen auf die Nachkommen politisch Verfolgter und macht in der bisherigen Literatur ein Defizit in der Berücksichtigung des gesellschaftlichen Kontextes aus. Dies nimmt sie als Anlass, eine Ergänzung bestehender Modelle transgenerationaler Traumatisierung um Faktoren vorzuschlagen, die den gesellschaftlichen Kontext berücksichtigen. Mittels tiefenhermeneutisch ausgewerteter Interviews betrachtet sie die Nachkommen politisch verfolgter Kommunisten durch den Nationalsozialismus. Diese Untersuchung ist vergleichend ausgelegt und nutzt den Umstand, dass die gesellschaftliche Anerkennung traumatischer Erfahrungen durch antikommunistische Verfolgung in der DDR im Vergleich zur BRD sehr unterschiedlich war.

Die Psychologinnen *Hannah Daria Nussmann* und *Susanne Guski-Leinwand* befassen sich in einer konzeptuell ausgerichteten Übersichtsarbeit zunächst mit der Repressionspraktik der „Zersetzung“ in der DDR. So verstand das Ministerium für Staatssicherheit hierunter verdeckte Praktiken gezielter Destabilisierung einzelner Regimegegner, die das Ziel hatten, diese am offiziellen Strafrecht vorbei „unschädlich“ zu machen. Sie nehmen dieses Phänomen einer in den Alltag eingelassenen Repression weiterhin zum Anlass, dieses differenzierend zu aktuellen Konzeptualisierungen staatlicher Gewalt ins Verhältnis zu setzen. Sie stellen fest, dass Repressionspraktiken verwandter Art insofern „modern“ und aktuell sind, als sie repressiven Regimen die Möglichkeit bieten, sich nach außen hin rechtstaatlich und freiheitlich zu gerieren.

Die Soziologen *Uwe Krähnke*, *Matthias Finster* und *Philipp Reimann* fassen in ihrem Beitrag die Befunde eines umfangreichen Interviewprojektes mit Mitarbeitern des Staatssicherheitsdienstes der DDR zusammen. In Anlehnung an Hannah Arendt konstatieren sie eine „Banalität der Stasi“. Sie arbeiten mehrere Faktoren auf organisatorischer Ebene heraus, die dazu führten, dass es für ganz „normale“ Menschen zur Selbstverständlichkeit wurde, Diensthandlungen nachzugehen, die aus heutiger Perspektive in einer selbstverständlichen Weise als inhuman und illegitim eingeordnet werden.

Die Historikerin *Felicitas Söhner* befasst sich ebenfalls mit beruflichem Handeln in der DDR und berichtet erste Ergebnisse einer Interviewstudie. Während die Arbeiten zur Heim-erziehung in der DDR bisher vorwiegend die Perspektive Betroffener von schwarzer Pädagogik, Gewalt und Vernachlässigung fokussierten, rückt diese Studie Bedienstete in den Fokus. Mit einem professionssoziologischen Untersuchungsrahmen arbeitet sie aus diesen Interviews zwei unterschiedliche Handlungsorientierungen heraus: eine fürsorgliche einerseits,

2 Der folgende Beitrag entstand im Rahmen des vom Beauftragten der Bundesregierung für Ostdeutschland geförderten Projektes „Gesundheitliche Langzeitfolgen von SED-Unrecht“ an den Standorten Jena, Leipzig, Magdeburg und Rostock (AZ: 411-AS 05/2021), unter Leitung von Jörg Frommer, Bernhard Strauß, Georg Schomerus und Carsten Spitzer, Homepage: [www.sed-gesundheitsfolgen.de](http://www.sed-gesundheitsfolgen.de).

eine an Disziplinierung orientierte andererseits. Sie stellt fest, dass diese Handlungsorientierungen in der alltäglichen Praxis – ebenso wie die Grenzen verschiedener Professionszuständigkeiten – verwischt schienen.

Klammer dieser Beiträge ist der normative Gehalt des Begriffes „Trauma“, der einen überfordernden Ausnahmecharakter sowie die Nicht-Richtigkeit der hierzu führenden Situation impliziert. Im Falle politischer Traumatisierung, also systematisch angelegter staatlicher Täterschaft ist es im Sinn der Sache, dass diese beiden Implikationen aus Perspektive der Täter, der Opfer und der Außenstehenden allerdings eben keineswegs selbstevident sind, sondern „normal“, also unmerklicher Teil des Alltags.

Damit untrennbar verzahnt ist aber eine nicht im Mindesten überholte Auseinandersetzung um unsichtbare Gewalt im alltäglichen Handeln sowie um richtige und falsche Normen des gesellschaftlichen Zusammenlebens. Sich mit diesen Fragen über drei Jahrzehnte nach dem Untergang der „Fürsorgediktatur“ DDR (Jarausch 2012) zu befassen, hat gegenüber früheren Anläufen gewisse Vorteile: Zum einen ist die Faktenlage inzwischen umfangreich aufgearbeitet und zum anderen ist die affektive Involvierung in diese Gesellschaft (und ihrer Abwicklung) zwar noch vorhanden, aber nicht mehr überschwemmend. Insofern verspricht eine Beschäftigung mit politischer Traumatisierung in der DDR unter diesem Fokus allgemeinere Erkenntnisse für Psychologie und Soziologie, über rein historische Fragen hinaus und hilft die Funktionsweise von Diktaturen besser zu verstehen. Andererseits nötigt sie ebenso, lebensweltliche Geltungsgründe und Ermöglichungsstrukturen demokratischer Handlungsnormen im Forschungsprozess selber zu reflektieren.

## Literatur

- Adorno, T.W./Frenkel-Brunswik, E./Levinson, D.J./Sanford R.N. (1950): *The Authoritarian Personality*. New York.
- Berliner Institut für Sozialforschung (2020): *Sozialstudie. Studie zu aktuellen Lebenslagen von Menschen aus dem Land Brandenburg, die in der SBZ/DDR politisch verfolgt wurden oder Unrecht erlitten und deren mitbetroffenen Familien*. LAKD. [https://aufarbeitung.brandenburg.de/wp-content/uploads/2020/12/Sozialstudie\\_Endbericht\\_LAKD\\_BIS.pdf](https://aufarbeitung.brandenburg.de/wp-content/uploads/2020/12/Sozialstudie_Endbericht_LAKD_BIS.pdf) (12. Januar 2023)
- Elias, N. (2003) [1987]: *Engagement und Distanzierung*. Frankfurt a.M.
- Fahrenberg, J./Steiner, J.M. (2004): Adorno und die Autoritäre Persönlichkeit. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 56. Jg., H. 1, S. 127–152. <https://doi.org/10.1007/s11577-004-0006-3>
- Foucault, M. (1994) [1975]: *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses (Surveiller et punir. Naissance de la prison)*. Frankfurt a.M.
- Freyberger, H. J./Frommer, J./Maercker, A./Steil, R. (2003): *Gesundheitliche Folgen politischer Haft in der DDR. Expertengutachten*. Herausgegeben von der Konferenz der Landesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR. Dresden.
- Fromm, E. (1932): Über Methode und Aufgaben einer analytischen Sozialpsychologie. In: *Zeitschrift für Sozialforschung*, 1. Jg., H. 1, S. 28–54. <https://doi.org/10.5840/zfs193211/290>
- Frommer, J. (2000): Psychoanalytische und soziologische Aspekte personalen Identitätswandels im vereinten Deutschland. In: *Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung*, 1. Jg., H. 2, S. 365–383.
- Frommer, J. (2014): Therapie als Fallarbeit. Über einige Grundprobleme und Paradoxien professionellen Handelns in der Medizin. In: Bergmann, J.R./Dausendschön-Gay, U./Oberzaucher, F. (Hrsg.): „Der Fall“. *Studien zur epistemischen Praxis professionellen Handelns*. Bielefeld, S. 103–123.

- Frommer, J./Frommer, S. (2022): Max Weber und das psychologische Verstehen. Werksgeschichtliche, methodologische und biographische Perspektiven. Göttingen. <https://doi.org/10.14220/9783737012645>
- Frommer, J./Gallistl, A./Regner, F./Lison, S. (2017): „Nach den Haftunterlagen war das Verhalten der Klägerin problemlos ...“. Rückendeckung für die Diskreditierung von DDR-Unrechtsopfern durch richterliche Fehlbeurteilung in Sachsen-Anhalt: Ein Fallbericht. In: *Trauma und Gewalt*, 11. Jg., H. 2, S. 130–146. <https://doi.org/10.21706/tg-11-2-130>
- Gallistl, A. (2019): Erich Fromms frühe Arbeiten zur Strafjustiz – ihre historische und ihre aktuelle Bedeutung. In: *Fromm Forum*, 23. Jg., H. 1, S. 13–34.
- Gallistl, A./Frommer, J. (2020a): Disziplinierung und Unrechtserleben – Teil I. Gesellschaftliche Ursachen individuellen Leidens am Beispiel der ehemaligen DDR. In: *Trauma und Gewalt*, 14. Jg., H. 1, S. 18–27. <https://doi.org/10.21706/tg-14-1-18>
- Gallistl, A./Frommer, J. (2020b): Disziplinierung und Unrechtserleben – Teil II. Das Magdeburger Beratungskonzept für Betroffene von SED-Unrecht. In: *Trauma und Gewalt*, 14. Jg., H. 1, S. 28–41. <https://doi.org/10.21706/tg-14-1-28>
- Habermas, J. (2020): Moralischer Universalismus in Zeiten politischer Regression. Jürgen Habermas im Gespräch über die Gegenwart und sein Lebenswerk. In: *Leviathan*, 48. Jg., H. 1, S. 7–28. <https://doi.org/10.5771/0340-0425-2020-1-7>
- Jaraus, K.H. (2012) [1998]: Realer Sozialismus als Fürsorgediktatur: zur begrifflichen Einordnung der DDR. In: *Historical Social Research*, 24. Jg., H. 1, S. 249–272.
- Maslahati, T./Voß, A.L./Donth, S./Heuser-Collier, I./Roepke, R. (2022): Gesundheitliche Folgen politischer Haft in der Sowjetischen Besatzungszone und der Deutschen Demokratischen Republik. In: *Psychother Psych Med*, 72. Jg., H. 7, S. 283–291. <https://doi.org/10.1055/a-1704-8486>
- Regner, F. (2016): Sich-frei-Sprechen. Zur (psycho)sozialen Bedeutung des Zugangs zur demokratischen Öffentlichkeit für Verfolgte der SED-Diktatur. Empirische Untersuchung anhand von Experten-Interviews. Halle.
- Spitzer, C./Grabe, H.J./Appel, K./Mahler, J./Barnow, S./Löwe, B./Freyberger, H.J. (2010): „Stumme und sprechende Opfer“ politischer Verfolgung in der ehemaligen DDR. Häufigkeit, Typologie, psychosoziale Charakteristika und körperliche Gesundheit. In: *PDP*, 9. Jg., H. 1, S. 14–29.
- Strauß, B./Brähler, E. (2019): 30 Jahre nach dem Fall der Mauer – Intensivierung der Forschung zur DDR-Vergangenheit. In: *Psychother Psych Med*, 69. Jg., H. 1, S. 263–265. <https://doi.org/10.1055/a-0903-4784>

# Transgenerationale Erinnerungsprozesse in ihrem gesellschaftlichen Kontext. Über Nachkommen politischer NS-Verfolgter in Ost- und Westdeutschland

Ayline Heller

**Zusammenfassung:** Dass traumatische Erlebnisse in der Elterngeneration Auswirkungen auf deren Nachkommen haben können, ist in der Forschung als weitestgehend belegt anzusehen. Unklar ist jedoch nach wie vor, *was* genau weitergegeben wird und *wie* die transgenerationale Transmission stattfindet. So werden neben unbewussten Identifikationsprozessen, frühkindlichen Sozialisationserfahrungen und gestörter Familienkommunikation sogar biologische, (epi-)genetische Faktoren als Auslöser transgenerationaler Prozesse angeführt. Dass auch der gesellschaftliche Kontext und die (Nicht-)Anerkennung sowie die öffentliche Thematisierbarkeit des Erlebten einen maßgeblichen Einfluss auf die genannten individuellen und familiären Indikatoren und damit auf die Ausgestaltung transgenerationaler Transmissionsmechanismen nehmen, wurde in der psychologischen Forschung bisher kaum systematisch berücksichtigt. Eine Verknüpfung klassischer (psychologischer) Theorien mit (soziologischen) Theorien zu sozialen Gedächtnissen kann dabei helfen, transgenerationale Erinnerungsprozesse in ihrem sozialen Kontext zu verorten. Dieser Artikel zeigt einerseits auf, welche theoretischen Leerstellen durch eine solche Verknüpfung geschlossen werden können. Außerdem wird anhand von Interviews mit Nachkommen von Personen, die während der NS-Zeit aus politischen Gründen verfolgt wurden, empirisch nachgezeichnet, auf welche Art individuelle, familiäre und kollektive Erinnerungsprozesse in Ost- und Westdeutschland miteinander verwoben sein können.

**Schlagwörter:** Transgenerationalität, Intergenerationalität, Ost-West-Unterschiede, Trauma

## Transgenerational recollections in their social context – Descendants of politically persecuted Holocaust survivors in East and West Germany

**Abstract:** It is a rather well accepted fact, that traumatic parental experiences may influence their offspring. However, until now, it has been unclear, *what* exactly is being transmitted and *how* transmission is taking place. Unconscious identification and early childhood experiences as well as a disturbed family communication style and even biological, (epi-)genetic factors are being discussed as triggers for transgenerational processes. The effect of the social context and (non-)recognition as well as the ability to publicly verbalize experiences have rarely been systematically investigated in psychological research. Connecting traditional (psychological) theories with (sociological) theories of social memories may help contextualize transgenerational recollections. This article draws attention to the academic voids that may be addressed through combining psychological and sociological research. Moreover, using interviews with offspring of politically persecuted survivors of national socialism, the

entanglement of individual, familial and collective memory processes in East and West Germany is retraced.

**Keywords:** transgenerationality, intergenerational transmission, East-West-differences, trauma

## 1 Einleitung<sup>1</sup>

Traumata, wie sie durch Krieg, Folter, Flucht, Verfolgung oder sexualisierte Gewalt entstehen können, stellen einen tiefgreifenden Einschnitt in die Psyche der Betroffenen dar. Die Entmenschlichungserfahrungen, die von Millionen von Opfern nationalsozialistischer Verfolgungs- und Vernichtungsmaßnahmen erlitten wurden, müssen als eine extreme Form von Traumatisierung verstanden werden, die langfristige Auswirkungen auf psychische Funktionen wie Emotionsregulation und Beziehungsfähigkeit hatten und haben (Niederland 1988; Barocas/Barocas 1980). Seit einigen Jahren mehrtsich die Evidenz, dass traumatische Erfahrungen aber nicht nur für die Betroffenen selbst, sondern auch für deren Umfeld, insbesondere die Nachkommen psychische Auswirkungen haben kann. Kinder, Enkel und sogar Ur-enkel berichten von Problemen der Emotionsregulation, Ängstlichkeit und Beziehungsschwierigkeiten, die mit den Verfolgungserfahrungen in Verbindung gebracht werden (Gangi/Talamo/Ferracuti 2009; Grünberg 2000; Kaminer-Zamberk 2013; Wiseman et al. 2002).

Obwohl die Forschung zu transgenerationaler<sup>2</sup> Traumatransmission nunmehr weit fortgeschritten ist, herrscht nach wie vor Uneinigkeit darüber, was genau weitergegeben wird und wie diese Weitergabe vonstattengeht. Kellermann (2001) unterscheidet psychodynamische, sozialisationstheoretische, familiensystemtheoretische und biologische Ansätze, die je unterschiedliche Antworten liefern, aber bislang noch nicht zu einem kohärenten Bild zusammengeführt wurden. Hinzu kommt eine mitunter heterogene Befundlage: Während einige quantitative Studien und Meta-Analysen keine Unterschiede zwischen den Nachkommen und der restlichen Bevölkerung in Bezug auf eine klinisch relevante Symptomatik finden (z.B. IJzendoorn/Bakermans-Kranenburg/Sagi-Schwartz 2003), weisen andere Studien sogar auf eine Generalisierbarkeit einiger Befunde hin auf Personen, deren Eltern aus anderen Gründen psychisch belastet sind (vgl. Danieli 1998). So findet sich mittlerweile unter anderem Literatur zu den Nachkommen von Vergewaltigungsopfern des Genozids in Rwanda (Denov et al. 2017), von internierten Japaner:innen während des zweiten Weltkriegs (Nagata 1990) oder von politischen Inhaftierten in der DDR (Klinitzke et al. 2012).

Bemerkenswert ist darüber hinaus, dass trotz einflussreicher Studien, die die Relevanz des sozialen und gesellschaftlichen Kontexts auf die Herausbildung posttraumatischer Symptome bei Überlebenden unterstreichen (z.B. Keilson 2005), dieser Gesichtspunkt in der Forschung zu transgenerationaler Traumatransmission bisher kaum systematisch Berücksichti-

- 
- 1 An dieser Stelle einen herzlichen Dank an Gero Menzel für die Unterstützung im Auswertungsprozess und alle kritischen Kommentare und Anmerkungen. Außerdem an Thorsten Fehlberg für inhaltliche Anregungen sowie die beiden Heftherausgeber und die anonymen Gutachter:innen.
  - 2 Der Generationenbegriff wird im Rahmen der transgenerationalen Traumatransmission in der Regel innerfamiliär gefasst. Dabei bildet die Verfolgungserfahrung den Ausgangspunkt der Generationenreihe. Die Überlebenden selbst stellen dementsprechend, unabhängig von ihrem Geburtsjahrgang, die *erste Generation* dar. Deren Kinder, die nach 1945 geboren sind und den Krieg somit nur vermittelt über die Erfahrungen der Eltern erlebten, bilden die *zweite Generation*. Letztere stellen auch den Fokus dieser Arbeit dar.

gung fand. So existieren zwar vereinzelte Studien, die Nachkommen von Überlebenden in verschiedenen Ländern vergleichen (z.B. Danieli/Norris/Engdahl 2016), jedoch bleibt bisher im Dunkeln, welche Aspekte des gesellschaftlichen und sozialen Umfelds in welcher Form auf die transgenerationalen Prozesse einwirken.

Der vorliegende Beitrag verfolgt daher das Ziel, gängige Theorien transgenerationaler Traumatransmission mit Theorien sozialer Gedächtnisse zu verknüpfen, um so eine stärkere Berücksichtigung des sozialen Kontextes zu ermöglichen. Dafür werden im ersten Teil die verschiedenen Theoriezweige nach Kellermann (2001) vorgestellt, wobei der Fokus auf Studien zu Nachkommen von NS-Verfolgten liegt. Im zweiten Teil wird dann aufgezeigt, inwieweit die Berücksichtigung des sozialen Kontexts das Verständnis transgenerationaler Prozesse erweitern und vertiefen kann. Der dritte Abschnitt veranschaulicht schließlich anhand von Forschungsergebnissen meiner eigenen Arbeit mit Nachkommen von politischen, meist kommunistischen NS-Verfolgten in Ost- und Westdeutschland, wie sich transgenerationale Prozesse in dieser Gruppe manifestieren und wie sich unterschiedliche soziale Kontexte konkret auf Transmissionsprozesse auswirken können. Durch die deutsche Teilung und Vereinigung ergibt sich die historisch einmalige Situation, Effekte, die durch die verschiedenen gesellschaftlichen Gegebenheiten in der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) im Vergleich zur Bundesrepublik bedingt wurden, systematisch zu berücksichtigen. Dass der Umgang insbesondere mit den politisch-verfolgten Überlebenden in den beiden deutschen Teilen diametral verschieden war, zeigt sich auch im transgenerationalen Umgang mit den Erfahrungen der Eltern. Durch die Verknüpfung klassischer (psychologischer) Transmissionstheorien mit (soziologischen) Theorien zu sozialen Gedächtnissen können diese Unterschiede theoretisch nachvollzogen werden.

## 2 Theorien Transgenerationaler Traumatransmission

In Anlehnung an Kellermanns (2001) Aufteilung in psychodynamische, sozialisationstheoretische, familiensystemtheoretische und biologische Ansätze sollen die verschiedenen Perspektiven verdeutlicht werden, unter denen Transgenerationalität in der psychologischen Forschung bisher betrachtet wurde. Da diese Ansätze den sozialen (Erinnerungs-)Kontext kaum oder gar nicht berücksichtigen, ergänze ich die Aufteilung um die Beschreibung integrativer Modelle. Die Darstellung der Forschungsansätze und -ergebnisse der einzelnen Theoriezweige rückt besonders die Elemente der einzelnen Ansätze in den Mittelpunkt, die von einer Verknüpfung mit Theorien sozialer Gedächtnisse profitieren und die durch eine Berücksichtigung des sozialen Kontexts systematisch erweitert werden könnten.

Die Aufteilung ist naturgemäß schematisch und die Grenzen der einzelnen Ansätze sind oftmals fließend: insbesondere zwischen den psychodynamischen und den sozialisationstheoretischen und familiensystemtheoretischen Ansätzen ist sie oft schwer aufrechtzuerhalten. Trotzdem kann die Einteilung dabei helfen, zu verstehen, welche Transmissionsinhalte und welche -medien als ausschlaggebend angesehen werden.

### 2.1 Psychodynamische Ansätze

Psychodynamische Ansätze eignen sich in besonderem Maße für die Betrachtung transgenerationaler Prozesse, da sie berücksichtigen, dass das Trauma in der ersten Generation als

ein nicht-verbalisierbarer, unintegrierter Anteil in der Psyche der Betroffenen verbleiben kann, und so unbewusst wirksam wird. In Anlehnung an Freud spricht Moré (2013) von unbewussten Gefühlserbschaften, die an die nächste Generation über komplexe Identifikationsmechanismen zwischen Eltern und Kindern weitergegeben werden und häufig mit Schuldgefühlen verknüpft sind. So nutzen die Eltern die Kinder unbewusst zur psychischen Regulation: als idealisierte Ersatzobjekte dienen letztere dann zur Bewältigung der durch den Verlust von Familienmitgliedern ausgelösten Trauer und zur Befriedigung narzisstischer Bedürfnisse der Eltern (Barocas/Barocas 1980; Kaminer-Zamberk 2013; Kogan 1990). Rauwald und Quindeau (2013) gehen von primitiver Identifizierung aufseiten der Kinder aus: Sie sind besonders in der frühkindlichen Phase in profundem Maße von der elterlichen Versorgung abhängig. Um diese nicht zu gefährden, identifizieren sie sich in einem Einfühlungsprozess mit den Eltern und vermeiden jegliches Verhalten, das das Trauma der Eltern reaktivieren und so deren Fähigkeit zur Versorgung einschränken könnte.

Diese starke Identifizierung mit den Eltern und deren Leiderfahrung kann zu einem gestörten Zeiterleben führen: die vergangenen Erlebnisse der Eltern verschieben sich und überlagern sich mit den gegenwärtigen Erfahrungen der Nachkommen, sodass die Nachkommen in einer Art doppelten Realität leben (Zöchmeister 2015). Faimberg (2009) spricht hier von Teleskopieren, einem teleskopartigen Ineinanderschieben der Generationen, J. Kestenberg (1989) bezeichnet einen ähnlichen Prozess als Transposition. Einige Nachkommen berichten, sich zu fühlen, als hätten sie die Verfolgung selbst erlebt (Zöchmeister 2015); elterliche Ängste und sogar konkrete Angstinhalte können übernommen werden und es kommt nicht selten zu einer übermäßigen Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus. In jedem Fall werden die individuellen Erfahrungsräume der Nachkommen durch solche Prozesse stark eingeschränkt.

## 2.2 Sozialisationstheoretische Ansätze

Sozialisationstheoretische Ansätze knüpfen an die Verstrickung zwischen Elterngeneration und Nachkommen an und fokussieren auf mögliche aus den traumatischen Erfahrungen resultierende Einschränkungen der Erziehungsfähigkeit der Eltern. Im Gegensatz zu psychodynamischen Ansätzen stehen unbewusste Prozesse damit nicht notwendigerweise im Mittelpunkt, auch wenn einige Autor:innen durchaus auf psychoanalytische Konzepte zurückgreifen. So wird mit Verweis auf Bion darauf hingewiesen, dass ein erschüttertes Urvertrauen der Überlebenden sich auch auf die Container-Funktion der Eltern auswirken könne (Kogan 1990): Die Kinder dienen dann als Container der Erfahrungen der Eltern (Rauwald/Quindeau 2013). Tatsächlich beklagen viele Nachkommen, in der Kindheit keine eigenen Erfahrungsräume herausgebildet zu haben, da alle Leiderfahrungen immer mit dem unermesslichen Leid der Eltern verglichen wurden (Kaminer-Zamberk 2013).

Darüber hinaus zeigt sich, dass durch enge familiäre Bindungen die Separation und Individuation der Nachkommen erschwert werden kann (Halik/Rosenthal/Pattison 1990). Barocas und Barocas (1980) argumentieren sogar, dass diese entwicklungspsychologisch notwendigen Prozesse eine Bedrohung für das fragile, familiäre Gleichgewicht darstellen. Die Herausbildung eines autonomen, von den Eltern unabhängigen Selbst sei daher nicht selten mit starken Schuldgefühlen verbunden, da die Gefahr bestünde, die Individuation könne eine retraumatisierende Verlufterfahrung für die Eltern darstellen (ebd.). Bis ins Erwachsenenalter werden bei einigen Nachkommen Schwierigkeiten berichtet, enge Beziehungen außerhalb der Familie einzugehen, da dies eine Abkehr von den Eltern und eine Hinwendung zur potenziell feindseligen und gefährlichen Außenwelt wahrgenommen wird (Grün-

berg 2000). An dieser Stelle ist jedoch erneut darauf hinzuweisen, dass sich die Befunde teilweise stark unterscheiden, je nachdem ob klinische oder nicht-klinische Stichproben betrachtet werden.

## 2.3 Familiensystemtheoretische Ansätze

Im Gegensatz zu den psychodynamischen Ansätzen, die unbewusste Prozesse als zentralen Übertragungsmodus sehen, und den sozialisationstheoretischen Ansätzen, die das Erziehungsverhalten der Eltern in den Mittelpunkt stellen, werfen die familiensystemtheoretischen Ansätze einen Blick auf die innerfamiliäre Kommunikation. Psychoanalytisch wird das Trauma der ersten Generation verstanden als ein nicht-symbolisierbarer Anteil des Selbst, der sich der Kommunizierbarkeit entzieht (vgl. Rosenthal 1995) und in körperlichen, szenischen und häufig mehrdeutigen Aussagen Ausdruck findet. Grünberg und Markert (2013) sprechen daher auch vom „szenischen Erinnern der Shoah“, in dem erlebte Szenen aus der eigenen Verfolgungsgeschichte körperlich ausagiert werden. Auch wenn nicht immer direkt auf psychoanalytische Konzepte Bezug genommen wird, untersuchen familiensystemtheoretische Ansätze, inwieweit eine Kommunikation der Erfahrungen gelingt, ohne dass das Kind durch die emotionale Last des Traumas auf der einen Seite oder durch unverständliche, körperlich-szenische Kommunikationsanteile überfordert wird. Sowohl ein „zu viel“ als auch ein „zu wenig“ an aktiver Kommunikation kann daher zu emotionaler Belastung der nachfolgenden Generationen führen (Kellermann 2001). So kann eine permanente Thematisierung der Erfahrungen der Eltern den Erfahrungsraum der Nachkommen einschränken (vgl. 2.2), während Nicht-Thematisierung Tabuzonen schafft, in denen unbewusste Prozesse körperlich, nonverbal ausagiert werden.

Verschiedene qualitative und quantitative Studien untermauern die Relevanz innerfamiliärer Kommunikation für die Nachkommen: Wiseman und Kolleg:innen (2002) konnten bspw. zeigen, dass Nachkommen, die wenig verbale und dafür aber nonverbale Kommunikation über die Verfolgung ihrer überlebenden Mütter berichteten auch öfter über zwischenmenschliche Probleme klagten als Nachkommen, deren Mütter offen über die Erfahrung sprachen, und auch öfter als eine Kontrollgruppe ohne Verfolgungshintergrund. Interessanterweise fanden sich jedoch keine Unterschiede im psychischen Wohlbefinden.

## 2.4 Biologische Ansätze

Auf die zahlreichen Ergebnisse der biologischen Forschung zur Traumatransmission soll an dieser Stelle nur kurz eingegangen werden, da sie für die sozialwissenschaftliche Forschung nur mittelbar relevant sind. Bemerkenswert ist jedoch, dass auch in diesem Forschungszweig ein besonderes Augenmerk auf epigenetische Faktoren und damit auch auf den Einfluss des sozialen Kontextes gelegt wird. Epigenetik beschreibt dabei eine Reihe potentiell vererbbarer Veränderungen im Genom, die durch Umweltfaktoren „aktiviert“ werden können (Yehuda/Lehrner 2018). Pränatale und frühkindliche Einflüsse könnten somit Vulnerabilitäten für spätere belastende Ereignisse schaffen, die durch den jeweiligen sozialen Kontext hervorgerufen werden.

## 2.5 Integrative Modelle

Danieli und Kolleg:innen (2016) versuchten, die dargestellten Theoriezweige in einem multidimensionalen Modell zu integrieren, indem sie Nachkommen in Israel und Nordamerika befragten und dabei folgende Aspekte berücksichtigten: (1) die familiäre Situation während der Sozialisation inkl. einer Einschätzung der psychischen Belastung und Anpassungsmechanismen der Eltern (2) die Selbstwahrnehmung inkl. Persönlichkeitsmerkmale und eigener Anpassungsmechanismen und (3) objektivierbare Eckdaten der Familiengeschichte sowie aktuelle soziodemographische Merkmale. Neben dem komplexen Einfluss des familiären Milieus konnten ein hohes Familienzugehörigkeitsgefühl sowie das soziale Umfeld (Israel vs. Nordamerika) als protektive Faktoren herausgestellt werden. Welche Aspekte des sozialen Umfelds in welcher Form auf die Transmissionsprozesse einwirkten, konnte auf diese Weise jedoch nicht differenziert dargestellt werden.

## 3 Die Rolle des sozialen Kontexts

Der soziale Kontext und der gesellschaftliche Umgang mit traumatisierenden Ereignissen, insbesondere die Anerkennung des Erlittenen, spielen bei der Bearbeitung traumatischer Erfahrungen eine maßgebliche Rolle. Eine der bekanntesten Studien, die dazu bei NS-Verfolgten durchgeführt wurde, ist die Arbeit von Hans Keilson (2005), in der er das Konzept der sequentiellen Traumatisierung entwickelte. Mittels quantitativer und qualitativer Untersuchungen bei überlebenden jüdischen Kriegswaisen in den Niederlanden analysierte er den Einfluss dreier traumatischer Sequenzen auf die Herausbildung von Belastungssymptomen 25 Jahre später. Die Ergebnisse zeigten, dass die dritte Phase der Nachkriegsperiode bedeutender für die psychische Gesundheit war, als die Phase der Besatzung und die Erfahrungen während der Phase der Verfolgung. Damit fasste Keilson das traumatische Geschehen erstmals als etwas Prozesshaftes, Nicht-Statistisches, das vom sozialen Umfeld und den gesamtgesellschaftlichen Umständen mitbestimmt wird.

Danieli (2009) betrachtet den sozialen Kontext am Beispiel der juristischen Praxis der Entschädigung heraus, die sie als notwendigen, aber nicht allein ausreichenden Bestandteil des Heilungsprozesses sah. In jedem einzelnen Schritt des Wiedergutmachungsprozesses stecke das Potenzial, den Überlebenden die Verarbeitung des Geschehenen zu ermöglichen bzw. zu erleichtern. Gleichzeitig bestehe auch ein hohes Risiko zur Retraumatisierung der Betroffenen, auf das in Abschnitt 4 eingegangen wird.

Dieses Risiko der Retraumatisierung stellt eine besondere, gesellschaftliche Herausforderung dar. Grünberg und Markert (2015) beschreiben eindrücklich, wie die Veröffentlichung des Gedichts „Was gesagt werden muss“ von Günther Grass bei einem Überlebenden zu starken körperlichen, szenisch ausagierten Reaktionen führte. Rosenthal (1995) stellt strukturelle Ähnlichkeiten zwischen den Reaktionen von Überlebenden auf die kriegerischen Auseinandersetzungen während des Golfkriegs in Israel und ihrem jeweiligen Umgang mit den Verfolgungserfahrungen heraus. Auch Kahana und Kolleg:innen (2015) konnten bei einer Untersuchung mit alternden Überlebenden in Ungarn zeigen, wie sich belastende Nachkriegserfahrungen negativ auf das Gefühl sozialer Integration und somit auf das psychosoziale Wohlbefinden auswirken können. Es ist naheliegend, dass der anhaltende Krieg in der Ukraine und die damit einhergehende erneute reale Bedrohung des eigenen Lebens auf die zahlreichen Überlebenden dort und deren Familien ebenfalls retraumatisierend wirkt. Gesamtgesellschaftliche Reaktionen auf Unrechtserfahrungen, die Überlebende und deren Fa-

milien erleiden, sowie ein Gefühl sozialer Eingebundenheit können solche Retraumatisierungserfahrungen abmildern (Rosenthal 1995).

Diese Befunde werden in der soziologischen Forschung häufig mit Theorien sozialer Gedächtnisse in Verbindung gebracht, die in der psychologischen Forschung bisher kaum rezipiert werden. Maurice Halbwachs (1967; 2008) verstand das individuelle Gedächtnis als dynamisch und in einem fortdauernden Rekonstruktionsprozess begriffen, der durch den sozialen Rahmen wesentlich bestimmt wird, jedoch auch selbst auf diesen einwirkt. Je nach äußerer Rahmung können so bestimmte Aspekte der Vergangenheit im Erinnerungsprozess akzentuiert oder vernachlässigt werden<sup>3</sup>. Verknüpft man dies mit dem psychoanalytischen Konzept der Nachträglichkeit, in dem belastende Ereignisse erst verspätet, durch eine Verknüpfung assoziierter Reize traumatisch wirken, können die oben dargestellten Retraumatisierungserfahrungen theoretisch eingefangen werden.

Aber auch beim Verständnis transgenerationaler Dynamiken können die Theorien sozialer Gedächtnisse genutzt werden: Der Familie kommt dabei eine wichtige Funktion zu, da es dort zu transgenerationalen Aushandlungsprozessen zwischen kollektiven und individuellen Erinnerungen kommt (Hirsch 2008). Meyer (2020) sieht in der familiären Kommunikation die Möglichkeit, gesellschaftlich marginalisierte oder tabuisierte Erinnerungsinhalte transgenerational zu bearbeiten. In ihrem Postmemory-Konzept weist Hirsch jedoch auch darauf hin, dass die familiäre Kommunikation durch öffentliche Narrative und Bilder geprägt wird (2008, S. 112ff.). Sie stellt so einerseits die wechselseitige Beeinflussung kollektiver und individueller Erinnerungsprozesse erneut heraus und zeigt gleichzeitig, dass es neben der vertikalen, transgenerationalen Transmission auch zu horizontalen, intergenerationalen Aushandlungsprozessen kommt.

Neben den von Hirsch genannten Narrativen und Bildern sind auch gesellschaftliche Rituale und Erinnerungsorte, wie Gedenkstätten und ehemalige Wohnorte verfolgter Angehöriger, als Schnittpunkte kollektiver und individueller Erinnerungsprozesse zu nennen. Jacobs (2017) zeigt anhand von Interviews mit Nachkommen verschiedener Generationen, wie jüdische Rituale, wie bspw. die Feierlichkeiten zu Yom Kippur, in den nachfolgenden Generationen in abgewandelter Form weitergeführt werden. Die Abwandlung ermöglicht eine individuelle Aktualisierung und Anpassung der Rituale an die veränderten Lebenswirklichkeiten der Nachkommen, während der rituelle Charakter gleichzeitig eine kollektive Einbettung erlaubt und somit als transgenerationales Bindeglied wirksam werden kann (Jacobs 2017). Die transgenerationale Bearbeitung der Erfahrungen der Eltern kann demnach in Abhängigkeit vom sozialen Kontext unterschiedliche Formen annehmen. Wie diese Bearbeitung in Familien politischer NS-Verfolgter in Ost- und Westdeutschland aussehen kann, wird im Folgenden dargestellt.

## 4 Empirisches Beispiel: Transgenerationale Traumatransmission bei politischen NS-Verfolgten in Ost- und Westdeutschland

Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges war der Umgang mit den Gräueltaten der Nationalsozialisten, insbesondere mit den politischen, oftmals kommunistischen NS-Verfolgten in

---

3 Vgl. auch Dimbaths (2014) Arbeiten zum *Oblivionismus*, die soziale Vergessensprozesse in den Blick nehmen.

den beiden deutschen Staaten denkbar unterschiedlich. Während besonders die politisch verfolgten Überlebenden und deren Nachkommen in der DDR als Helden und Widerstandskämpfer<sup>4</sup> gefeiert wurden, musste diese Gruppe in der Bundesrepublik um Entschädigungszahlungen kämpfen, von denen sie als „Feinde der freiheitlich demokratischen Grundordnung“ meist ausgeschlossen wurden. Diese historisch einmalige Situation der deutschen Teilung und anschließenden Vereinigung rund 40 Jahre später bietet eine besondere Möglichkeit, den Einfluss des sozialen und gesellschaftlichen Umfelds auf transgenerationale Prozesse systematisch zu untersuchen. Dabei ist das Ziel eine Betrachtung psychischer Muster und transgenerationaler Bearbeitungsprozesse, wie sie in Interaktion mit dem jeweiligen gesellschaftlichen Kontext entstehen. Es soll gezeigt werden, wie die bekannten psychologischen Ansätze durch die Berücksichtigung des sozialen Kontexts ergänzt und so unterschiedliche Verarbeitungsmuster (mit-)erklärt werden können. Die Gruppe der Personen, die aufgrund ihrer eigenen politischen Aktivität während des Nationalsozialismus verfolgt wurden, wurde in der bisherigen Forschung zu transgenerationaler Traumatisierung weitgehend ausgeblendet. Aufgrund ihres aktiven Verhältnisses zu gesellschaftspolitischen Fragen und damit auch zu kollektiven Erinnerungsprozessen eignet sie sich jedoch in besonderem Maße für eine solche Betrachtung.

Die folgenden Beobachtungen fußen auf den Erkenntnissen aus sechs Interviews mit Kindern von politischen NS-Verfolgten, die 2018 in verschiedenen Städten in Deutschland geführt wurden. Die Teilnehmenden wurden durch persönliche Ansprache sowie mithilfe von Werbung in verschiedenen Nachkommenorganisationen rekrutiert und gaben an, dass mindestens ein Elternteil während der Zeit des Nationalsozialismus aus politischen Gründen verfolgt wurde<sup>5</sup>. Die Interviews wurden durch eine offene Frage sowie drei Erzählimpulse zu spezifischen Ereignissen strukturiert, die sich auf die Vergangenheit der Eltern sowie den familiären und persönlichen Umgang mit diesen Erfahrungen bezogen. Der gesellschaftliche und soziale Kontext wurde nicht explizit abgefragt, wurde von den Interviewten jedoch selbst immer wieder thematisiert<sup>6</sup>. Alle Teilnehmenden waren nach 1945 geboren und haben somit den Zweiten Weltkrieg und die Verfolgung der Eltern nur sekundär über Erzählungen und nonverbale Tradierungsprozesse erlebt. Von den sechs Teilnehmenden wurden drei überwiegend in der DDR und drei in Westdeutschland sozialisiert.

Die Auswertung der Interviews erfolgte rekonstruktiv mithilfe der Methode der Tiefenhermeneutik (vgl. König 2019). Diese ermöglicht es, neben manifesten Sinnzusammenhängen auch latente Gehalte im Interviewmaterial offenzulegen und eignet sich somit in besonderem Maße für die Betrachtung unbewusster Transmissionsprozesse. Überdies lassen sich durch die Rückbindung an Lorenzers (1973) Sozialisationstheorie systematisch gesellschaftliche Einflüsse aufdecken, die sich in den Lebensentwürfen der Interviewten sowie der Interpretationsgruppe niederschlagen. Dabei wird die Subjektivität der Forschenden als Erkennt-

---

4 Das generische Maskulinum wurde an dieser Stelle übernommen, um auf die Einebnung geschlechtsspezifischer Erfahrungsräume und die Marginalisierung weiblicher Widerstandstätigkeiten auch in der DDR hinzuweisen.

5 Auch wenn politische Opposition gegen den NS vielgestaltig war (vgl. Benz/Pehle 2001), gaben die meisten Interviewten explizit an, dass sich die verfolgten Familienmitglieder als Kommunist:innen verstanden. Lediglich in einem Interview nennt die Befragte ihren Vater einen „vermeintlichen Kommunisten“ und distanziert sich damit von der Zuschreibung, die der Vater im NS erhielt. Obwohl dieser „im kommunistischen Umfeld“ aktiv gewesen sei und sich positiv auf den Schwur von Buchenwald bezogen hätte, sei er nie Mitglied einer kommunistischen Partei oder Organisation gewesen.

6 Mit dem letzten Erzählimpuls wurden die Interviewten gebeten, ein Ereignis zu berichten, in dem sie aufgrund der Verfolgungsvergangenheit ihrer Eltern anders behandelt wurden als ihre Mitmenschen. Es folgten darauf in fast allen Interviews Erzählungen, die sich auch auf den jeweiligen sozialen Kontext bezogen.

nisinstrument systematisch in die Analyse miteinbezogen und genutzt, um latente Sinnzusammenhänge aufzudecken und zu reflektieren.

Konkret gestaltete sich das Verfahren wie folgt: Die Forscher:innengruppe<sup>7</sup> transkribierte das Interviewmaterial und unterzog es einer ersten Analyse, in der vorläufige Hypothesen zu manifestem und latentem Gehalt des Materials gebildet wurden. Dies geschah durch die Arbeit mit Gegenübertragungsreaktionen, d.h. Irritationen und emotionalen Affekten, die durch das Material bei den Forschenden ausgelöst werden. In Anlehnung an das psychoanalytische Verfahren wurden mithilfe gleichschwebender Aufmerksamkeit und freier Assoziation Textteile miteinander verknüpft und so Verbindungen innerhalb des Materials offengelegt, die zu Anfang nicht evident waren.

Nach dieser ersten Analyse wurde das Material in eine von der Forscher:innengruppe unabhängige, größere Interpretationsgruppe gegeben, die eine Auswertung unter ähnlichen Vorbedingungen vornahm. Bei der Zusammensetzung der Gruppe wurde auf möglichst große Heterogenität wertgelegt, um ein breites Spektrum an Reaktionen auf das Interviewmaterial zu erhalten. So waren die Interpretationsgruppen, die in der Regel aus 6 bis 25 Personen unterschiedlicher fachlicher Hintergründe bestanden, nach Möglichkeit paritätisch besetzt und es fanden sich sowohl Nachkommen von NS-Verfolgten als auch Nachkommen von Täter:innen und Mitläufer:innen. Die meisten Teilnehmenden der Interpretationsgruppe stammten aus dem universitären Umfeld und brachten eine gewisse Affinität und/oder Vorerfahrung mit psychoanalytischen Methoden insbesondere der Tiefenhermeneutik mit sich. Auch in den Interpretationsgruppen wurde das Material zunächst szenisch interpretiert, bevor in einem späteren, zweiten Schritt eine theoretische Einordnung erfolgte. Dieses Vorgehen ermöglichte es, von den Forschenden zuvor vernachlässigte Lesarten des Materials offenzulegen und bisherige Fallhypothese zu überprüfen. Außerdem bildete der Gruppenprozess in der Interpretationsgruppe seinerseits einen Text zweiter Ordnung: Gruppendynamik und getätigte Interpretationen wurden von den Forschenden im Nachgang wiederum einer Analyse unterzogen und ans Material zurückgebunden. So ergaben sich schließlich die finalen Fallanalysen.

Da die Ergebnisse meiner Arbeit stark mit dem jeweiligen gesellschaftlichen Kontext verzahnt sind, werde ich im Folgenden jeweils zunächst die historischen Rahmenbedingungen umreißen, bevor ich auf die Auswirkungen auf transgenerationale Prozesse eingehe, wie sie sich in den Interviews und in der Interpretationsgruppe zeigten.

## 4.1 DDR und Ostdeutschland

Die Erinnerung an die NS-Zeit in der DDR war geprägt vom antifaschistischen Selbstverständnis des neuen, sozialistischen Staates (Zimmering 2000). Insbesondere die kommunistischen Überlebenden wurden als Widerstandskämpfer gefeiert, die für das „gute Deutschland“ und den „Sieg über den Faschismus“ einstanden (Danyel 1995; Priwitzer 2009). Während die Kommunist:innen als aktive Kämpfer stilisiert wurden, wurden Personen, die als Juden oder aus anderen Gründen verfolgt wurden zu passiven Opfern regelrecht degradiert und erfuhren weit weniger Anerkennung (Knigge 2001). Oftmals wird der Staatsführung daher eine Hierarchisierung der Opfergruppen vorgeworfen. Im Gegensatz zu Westdeutschland lehnte die DDR auch Entschädigungszahlungen an die Opfer des Nationalsozialismus ab, da sie sich nicht als Rechtsnachfolgerin des Dritten Reichs, sondern in der Tradition des Kampfes gegen den Faschismus sah (Bundesministerium für Finanzen 2022).

---

7 Bestehend aus der Autorin und Gero Menzel.

Die Verwobenheit kollektiver-staatlicher und innerfamiliärer bzw. individueller Erinnerung an die NS-Zeit in der DDR verdichtet sich im Erinnerungsort Buchenwald (vgl. Zimmering 2000, Heller/Menzel 2020). Dieser steht mit seinem „Ehrenhain“ nicht nur sinnbildlich für den Sieg über den Faschismus, mit dem „Schwur von Buchenwald“ wird darüber hinaus ein Auftrag an die Überlebenden sowie an zukünftige Generationen formuliert „den Kampf erst auf[zuge]ben, wenn der letzte Schuldige vom Gericht aller Nationen verurteilt ist“: Die „endgültige Zerschmetterung des Nazismus“ sowie „[d]er Aufbau einer neuen Welt des Friedens und der Freiheit“ werden darin als Ziele formuliert (Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora 2020). Gleichzeitig steht Buchenwald auch für die durchaus nicht unumstrittene Entnazifizierungspraxis in der sowjetischen Besatzungszone (SBZ) und späteren DDR: Die Entnazifizierung wurde dort zwar am schnellsten und auch am konsequentesten durchgeführt (Benz 2005). Dies ist jedoch untrennbar damit verbunden, dass in den Jahren von 1945 bis 1950 etwa 50.000 Menschen in den Speziallagern der ehemaligen KZs Buchenwald und Sachsenhausen inhaftiert waren, deren Verfahren als willkürliche Schauprozesse kritisiert wurden (Gründer 2022).

Die genannten negativen Aspekte der Erinnerungspolitik der DDR, insbesondere das Unrecht, das zu DDR-Zeiten an politisch Andersdenkenden verübt wurde, wurde von den Interviewten jedoch kaum aufgegriffen. Vielmehr rückte die stabilisierende, hoffnungsstiftende Funktion in den Mittelpunkt. Das soziale Umfeld politisch Gleichgesinnter<sup>8</sup> hatte für die Eltern der Befragten den Vorteil, dass ein gewisses Anerkennungsgefühl hervorgerufen wurde und so bestimmte Aspekte ihrer eigenen Erfahrungen kommunizierbar wurden: in einer Art aktivistischen Stabilisierung wurde das Erlebte humoristisch-anekdotenhaft verarbeitet. Die Verfolgungserfahrungen wurden zu Geschichten politischer Aktivität, die durch kollektive Erinnerungsprozesse verstärkt und schließlich auch transgenerational aufgegriffen wurden. Das politische Projekt der Eltern, das sich maßgeblich auf dem Schwur von Buchenwald gründete, wurde in den betrachteten Familien zum kollektiven und transgenerationalen Bindeglied.

Dieses Bindeglied erwies sich jedoch immer wieder als fragil, was sich bereits in der innerfamiliären Kommunikation zeigt. Durch den Fokus auf Aktivität wurden systematisch bestimmte, leidvolle oder schuldhaftige Aspekte der Erfahrung abspalten und verdrängt. In der Interpretationsgruppe fasste es ein Teilnehmer wie folgt zusammen: „so beim Lesen wurde dann aber auch immer deutlicher, der Vater hat das irgendwie sein Trauma weggelacht, und der Sohn macht genau dasselbe“<sup>9</sup> (vgl. Heller/Menzel 2020). Die Erzählungen, die nicht in das öffentliche Bild der Eltern als Widerstandskämpfer und Helden passten, wurden somit auch in der nächsten Generation von den Interviewten kaum aufgegriffen oder bearbeitet. Das unvorstellbare Leid, das die Eltern in den Konzentrationslagern durchlitten hatten, blieb unversprachlicht, rätselhaft und brach sich nur in den geschilderten körperlichen Leiden und Ausbrüchen der Eltern Bahn. So berichtet ein Interviewter zum Ende des Interviews eine Szene aus seiner Jugend: Als er eines Abends in das Zimmer des schlafenden Vaters kam, schreckte dieser aus dem Schlaf hoch und begann, wie in Zeiten der Inhaftierung im Konzentrationslager, Meldung zu machen. Über diese „fürchterliche Situation“ wurde in der Familie nicht mehr gesprochen – es beschäftigte den Interviewten nach eigener Aussage aber heute noch.

Mit dem Ende der DDR drohte das politische Projekt der Eltern als transgenerationales Bindeglied schließlich völlig zusammenzubrechen (vgl. Heller/Menzel i.E.). Zum Verlust

8 Ein Interviewter spricht immer wieder von den „Buchenwäldern“ – einer Gruppe Überlebender und deren Familien, die sich zur Zeit der DDR regelmäßig traf, um Erfahrungen und Erinnerungen auszutauschen. Unter ihnen sei das Zusammengehörigkeitsgefühl besonders groß gewesen.

9 Auf die Wiedergabe von Füllwörtern wurde zur besseren Lesbarkeit der direkten Zitate verzichtet.

der stabilisierenden Wirkung, die die DDR mit ihren vorgegebenen Deutungs- und Bezugsrahmen auf die Nachkommen der Überlebenden hatte, kam die durch unbewusste Identifizierungsmechanismen gespeiste Angst, die Verbindung zu den Eltern insgesamt zu verlieren. Ein Interviewter beschreibt bspw. Suizidgedanken in Verbindung mit dem Verlust seiner Arbeitsstelle nach der Wende, die er dann mit Rückbesinnung auf die Stärke der eigenen Eltern schnell überwinden kann. Trotzdem stellt das Ende der DDR die Interviewten vor die Herausforderung, neue Umgangsformen mit den Erfahrungen der Eltern zu finden – diese zu rekontextualisieren. Dies versuchten die drei Interviewten auf unterschiedliche Weise. Zwei der drei Interviewten berichten, sich nach dem Ende der DDR intensiv mit der Geschichte der Eltern, mit deren Rolle innerhalb des DDR-Systems und deren Vergangenheit in der NS-Zeit auseinandergesetzt zu haben. Die Zugänglichkeit von Archivmaterialien ist dabei ebenso relevant wie die kritische, öffentliche Auseinandersetzung mit der Verfolgung politisch Andersdenkender in der DDR und Sowjetunion. Durch diese Reflexionsprozesse, die wiederum mit kollektiven Erinnerungs- und Aufarbeitungsprozessen verwoben sind, gelingt es den beiden Interviewten, das Projekt der Eltern in modifizierter, aktualisierter Form weiterzuführen und sich zu eigen zu machen. Gleichzeitig können dadurch auch Ambivalenzen in Bezug auf die politische Positionierung der Eltern zugelassen werden. Bei der dritten Interviewten bricht die Erzählung vor dem Ende der DDR ab. Das starke Zugehörigkeits- und Identifikationsgefühl, dass sie in Bezug auf die Partei und das DDR-System ausdrückt, lässt sich offensichtlich nicht ohne weiteres auf die Jetztzeit übertragen.

Für die interviewten Nachkommen politischer Überlebender der NS-Verfolgung, deren Eltern sich nach Ende des zweiten Weltkriegs sehr bewusst für ein Leben im sozialistischen Deutschland entschieden hatten, erzeugte der gesellschaftliche Kontext und das soziale Umfeld der DDR ein Gefühl der Anerkennung und eröffnete somit die Möglichkeit, gewisse Aspekte der traumatischen Erfahrungen der Eltern zu kommunizieren und damit zu bearbeiten. Nichtsdestotrotz wurden leidvolle Aspekte in den Familien der Interviewten größtenteils auf einer nonverbalen, körperlichen Ebene ausagiert, auch da sie nicht mit dem öffentlichen Bild des Widerstandskämpfers und Helden in Einklang gebracht werden konnten. Sie drohten bei den Nachkommen während der gesellschaftlichen Umbruchserfahrungen der 90er Jahre erneut hervorzubrechen, da die Deutungs- und Identifikationsangebote des DDR-Systems nicht weiter zur Verfügung standen. Eine Anpassung und Aktualisierung transgenerationaler Bearbeitungsformen wurde nötig, was nicht allen Interviewten gleichermaßen gelang.

## 4.2 Bundesrepublik und Westdeutschland

Der juristische Umgang mit den Überlebenden der nationalsozialistischen Verfolgung wurde in der Bundesrepublik erstmals einheitlich ab 1953, schließlich in einer großen Novelle 1956 durch das Bundesentschädigungsgesetz (BEG) geregelt (Hockerts 2013). Obwohl mit der Jewish Claims Conference jüdische Betroffenenorganisationen explizit in den Gesetzgebungsprozess miteinbezogen wurden, kam im Anschluss von vielen Seiten Kritik an der Praxis auf: Neben dem organisatorischen Aufwand und der teilweise exzessive Länge der Verfahren stellten die Befragungen im Rahmen des Begutachtungsprozesses eine starke psychische Belastung für die Überlebenden dar, da die Behandlung durch die Behörden und die Beschreibung dessen, was den Betroffenen widerfahren war, retraumatisierende Wirkung entfalten konnte und deren Verhältnis zur Familie belastete (Kestenberg 1995). Es lag an den Überlebenden selbst und den Begutachtenden, zu beweisen, dass etwaige psychische Schäden tatsächlich durch die Verfolgung entstanden und nicht bereits vorher angelegt waren – eine Praxis, die in anderen Ländern wie Holland und Norwegen weitaus liberaler gehandhabt

wurde (ebd.). Ein weiteres Problem ergab sich aus der häufig berichteten Latenz psychischer Belastungssymptome (Eitinger 1992): psychische Folgeschäden zeigten sich manchmal erst zeitverzögert und Spätschäden konnten im Rahmen des BEG z.T. nicht geltend gemacht werden.

Diese juristischen Hürden stellten sich für die kommunistischen Überlebenden in verschärfter Form dar: Wenngleich im BEG auch diejenigen als NS-Verfolgte galten, die „aus Gründen politischer Gegnerschaft gegen den Nationalsozialismus [...] durch nationalsozialistische Gewaltmaßnahmen verfolgt wurden“ (§ 1 Abs. 1 BEG), waren Kommunist:innen, wie auch viele andere Gruppen, als Gegner:innen der freiheitlich demokratischen Grundordnung (§ 6 Abs. 1 Nr. 2 BEG) explizit von dieser Gesetzgebung ausgeschlossen. In Folge des Kalten Krieges kam es dann 1972 zu weiteren Einschränkungen für diese Gruppe von Überlebenden: Durch den sog. „Radikalenerlass“ wurden viele Überlebende und deren Nachkommen aufgrund ihrer Gesinnung vom öffentlichen Dienst ausgeschlossen, was mitunter als weitere oder fortgesetzte Traumatisierung erlebt wurde.

Die anhaltenden juristischen Auseinandersetzungen mit dem staatlichen Apparat und der Kampf um Entschädigung und Anerkennung wurde in allen drei westdeutschen Interviews thematisiert. Es ergab sich bei den Nachkommen ein Gefühl kontinuierlicher Ungerechtigkeits-erfahrung. So schildert eine Interviewte, dass sie erst mit Mitte zwanzig von einem Sachbearbeiter im BAföG-Amt erfährt, dass sie als Nachkomme eines Überlebenden besonderen Anspruch auf Förderung gehabt hätte. Sie kommentiert dies mit dem Ausspruch: „Und das war so – so `n Moment wo ich so dachte – ehrlich gesagt, Ihr Schweine, Ihr Sackgesichter! (lacht)“. Darin wird ihr Ohnmachts- und Ungerechtigkeitsempfinden gegenüber der staatlichen Behandlung deutlich, die sich mit den Erfahrungen ihres Vaters parallelisieren lässt. So berichtet die Interviewte von einer Szene aus ihrer Kindheit, in der der Vater angetrunken auf dem Balkon in die Nachbarschaft hinausschreit: „Ihr habt mich ins KZ gesteckt und jetzt seht her, ich lebe!“: Dieses Amalgam aus Widerstand, Ohnmacht, Ärger und Wut spiegelt sich auch in der Dynamik der Interpretationsgruppe wider – es äußert sich besonders in dem Gefühl, nicht zur Ruhe kommen zu können, das bei allen westdeutschen Interviews ausgedrückt wurde. Das Gefühl anhaltender, reaktualisierter Ungerechtigkeits-erfahrungen prägt die transgenerationale Bearbeitung der Verfolgungserfahrung.

### 4.3 Gemeinsamkeiten und Unterschiede

Mit Blick auf die anfangs vorgestellten Theoriezweige lässt sich festhalten, dass fast alle Mechanismen der transgenerationalen Traumatisierung auch bei den untersuchten Nachkommen politischer NS-Verfolgter zu finden sind. So wiesen alle Interviewten, Ost wie West, eine starke Identifikation mit den Eltern auf (vgl. Abschnitt 2.1). Dies zeigte sich unter anderem in einem Verschieben der Zeitebenen, was bei den Interpretationsgruppen mitunter zu starken Irritationen und einer zeitlichen Orientierungslosigkeit führte. In einigen Fällen wurde von den Interviewten sogar die Erzählperspektive der Eltern als „Ich-Erzähler:in“ übernommen. Auch Separation und Individuation spielten in den Interviews eine wichtige Rolle (vgl. Abschnitt 2.2): Die Erlebnisse der Eltern waren so allgegenwärtig und mächtig, dass die eigene Biographie und die eigenen (Leid-)Erfahrungen relativiert zu werden drohten. Auch wenn das politische Engagement diese enge Beziehung zu den Eltern förderte, eröffnete es gleichzeitig für einige Nachkommen die Möglichkeit, eigene Erfahrungsräume zu erkunden und Ambivalenzen in Bezug auf das Elternbild besser auszuhalten. Trotzdem verblieb in allen Interviews ein unbegreiflicher, unverarbeiteter Rest – die Bedeutung der Leid-erfahrung der Eltern kann nicht vollständig verbal erfasst werden. So stehen Erzählungen von

Stärke und Optimismus der Eltern, die insbesondere in den drei ostdeutschen, aber auch in zwei der drei westdeutschen Interviews eine Rolle spielen, im starken Kontrast zu den geschilderten körperlichen Leiden, die auf nicht-verbalisierte bzw. nicht-verbalisierbare Aspekte verweisen (vgl. Abschnitt 2.3).

Die westdeutsche Erfahrung der drei Nachkommen politisch Verfolgter ist dabei im Gegensatz zu den ostdeutschen Interviews noch stärker geprägt von einem Gefühl der Vereinzelung: während das System der DDR in den Erzählungen der Interviewten soziale Anknüpfungspunkte und einen Deutungs- und Bezugsrahmen bot, wurde die Außenwelt von den westdeutschen Interviewten eher als feindlich und gefährlich geschildert<sup>10</sup>. Die transgenerationale Bearbeitung der Erfahrungen der Eltern konnte durch anhaltende Ungerechtigkeits-erfahrungen im westdeutschen Kontext erschwert werden. Nichtsdestotrotz gelingt es zwei der drei westdeutschen Interviewten, in der eigenen politischen Aktivität ein stabilisierendes soziales Umfeld aufzubauen und das Projekt der Eltern damit zu aktualisieren und weiterzuführen. Eine Abwandlung und Aneignung des politischen Projektes der Eltern spielt auch im ostdeutschen Kontext eine wichtige Rolle: auch hier gelingt es zwei der drei Interviewten in einem kritischen Reflexionsprozess das politische Projekt der Eltern auf ihre eigene Weise fortzuführen und es damit als transgenerationales Bindungsglied aufrechtzuerhalten. Alle sechs Interviews sind jedoch von einer anhaltenden Suche nach Individuationsmöglichkeiten und genuin eigenen Erfahrungsräumen geprägt (vgl. Kaminer-Zamberk 2013), was dafür spricht, dass die transgenerationale Bearbeitung der Erfahrung der Eltern als anhaltender, lebenslanger Prozess zu verstehen ist.

## 5 Diskussion und Fazit

Ziel dieses Beitrages war es, einen schematischen Überblick über die verschiedenen Theoriezweige der Forschung zur transgenerationalen Traumatisierung zu geben, um dabei die Relevanz der Berücksichtigung des gesellschaftlichen und sozialen Kontexts herauszustellen. Insbesondere durch soziologische Theorien sozialer Gedächtnisse können die bisherigen Ergebnisse der psychologischen Forschung erweitert und vertieft werden. Anhand meiner eigenen Forschung habe ich herausgearbeitet, in welcher Form soziale, kollektive und individuelle Erinnerungsprozesse verwoben sind. Im Abschnitt 4 habe ich gezeigt, auf welche komplexe und vielschichtige Art das soziale Umfeld die Verarbeitungsmöglichkeiten und Ausdrucksformen transgenerationaler Prozesse mitbestimmt, indem es einerseits die Traumaverarbeitung der Eltern beeinflusst (bspw. durch gelingende oder misslingende Wiedergutmachungsprozesse; vgl. Danieli 2009), und wie andererseits öffentliche Diskurse die Erfahrungs- und Kommunikationsräume für die Nachkommen öffnen oder verstellen können.

In der betrachteten, sehr spezifischen Gruppe der Nachkommen politischer, größtenteils kommunistischer NS-Verfolgter finden sich einige, aus der psychologischen Forschung be-

---

10 Dies könnte mitunter auch an den personellen Kontinuitäten gerade im juristischen Bereich einen realen Mitauslöser haben. In den alliierten Besatzungszonen war es im Vergleich zur SBZ möglich, auch in der Inneren Verwaltung und der Justiz am Rehabilitierungsverfahren teilzunehmen (Benz 2005). Dies wurde in den westdeutschen Interviews auch thematisiert. Dass es durchaus auch in der SBZ und DDR Aufstiegskarrieren ehemaliger NSDAP-Mitglieder (Gründer 2022) und antisemitische Vorfälle gab, wird in den ostdeutschen Interviews demgegenüber kaum angesprochen. Solche Ambivalenzen in Bezug auf das Bild der DDR auszuhalten, ist für die Interviewten offenbar schwierig, da Selbst- und Elternbild so eng mit diesem verknüpft sind.

reits bekannte Aspekte transgenerationaler Traumatisierung wieder. Das politische Engagement fungiert dabei als Bindeglied zwischen den Generationen, über das die Erfahrungen der Eltern teilweise in eigene Aktivität und soziale Eingebundenheit transformiert und somit positiv angeeignet werden konnte. Es ermöglichte einigen Interviewten, in Bezugnahme auf die Erfahrungen der Eltern etwas Eigenes aufzubauen (vgl. Abschnitt 2.2). Je nach äußerem, gesellschaftlichen und sozialen Kontext gestaltete sich dieser Aneignungsprozess der Geschichte und der Erfahrungen der Eltern anders, wobei Unterschiede und Gemeinsamkeiten im Ost-West-Kontext exemplarisch herausgearbeitet wurden: In der DDR prägte die Heroisierung der Kommunist:innen den öffentlichen Diskurs. Dieser gesellschaftlich akzeptierte Deutungsrahmen erzeugte bei den Interviewten ein gewisses Anerkennungsgefühl sowie ein Gefühl der Zusammengehörigkeit. Gleichzeitig wurden Aspekte, die nicht mit dem Heldenbild in Einklang zu bringen waren, also leidvolle und schuldhaftige Erfahrungen der Eltern, transgenerational nicht bearbeitet. Sie wurden stattdessen eher nonverbal, in körperlichen Leiden der Eltern ausagiert (vgl. Abschnitt 2.3) und drohten bei den Nachkommen während der gesellschaftlichen Umbrucherfahrungen nach dem Ende der DDR erneut hervorzuwachen. Durch kreative Aktualisierungs- und Aneignungsprozesse gelang es zwei der drei ostdeutschen Interviewten, das politische Projekt der Eltern in transformierter Form weiterzuführen und so als transgenerationales Bindeglied aufrechtzuerhalten. Auch bei den westdeutschen Interviews spielte die Aktualisierung und Aneignung des politischen Projektes der Eltern eine Rolle. Aufgrund des gesellschaftlichen Kontexts stand hier jedoch die erlebte Kontinuität der Verfolgung im Vordergrund, die sich durch soziale und politische Ausgrenzung sowie verwehrte Entschädigungszahlungen auszeichnete. Die Erfahrungen der Eltern konnten deshalb zum Teil nur schwer verbalisiert und von den Nachkommen psychisch integriert werden.

Methodisch bleibt anzumerken, dass die Auswahl der Stichprobe die Generalisierbarkeit der Ergebnisse zunächst einschränkt. Durch die Rekrutierungsmethode ist anzunehmen, dass besonders die Nachkommen angesprochen wurden, die einen aktiven Umgang mit den Verfolgungserfahrungen der Eltern anstrebten und den Einfluss der Erfahrungen auf ihr eigenes Leben reflektierten. Sicherlich waren nicht alle Überlebendenfamilien in der DDR systemnah oder linientreu; viele sahen ihre Ziele verraten oder standen dem System aus anderen Gründen kritisch gegenüber. Die vorliegenden Ergebnisse sollten deshalb in Zukunft anhand weiterer Untersuchungen verifiziert und ausdifferenziert werden. Dafür sollte die Heterogenität der DDR-Erfahrungen stärker berücksichtigt werden. Nichtsdestotrotz ermöglicht die Auswertungsmethode der Tiefenhermeneutik durch ihren Rückbezug auf Sozialisierungserfahrungen und Lebensentwürfe der Interviewten selbst sowie der Interpretationsgruppe eine kleinteilige Analyse latenter Sinnzusammenhänge, die dann über die einzelnen Fälle hinweg verglichen und kontrastiert werden können. Eine ausführliche Darstellung dieser Ergebnisse war im Rahmen der vorliegenden Arbeit leider nicht möglich, deshalb bleiben die Verweise an einigen Stellen kursorisch.

Traumata selbst sowie deren transgenerationale Tradierung erfordern eine multidimensionale, interdisziplinäre Betrachtung. Die in Abschnitt 2 geschilderten Theoriezweige entfalten ihre Erklärungskraft erst dann, wenn sie miteinander in Bezug gesetzt werden. Nur so kann eine einseitige – psychologisierende, biologisierende, pathologisierende oder verharmlosende – Perspektive vermieden werden. Die Studien von Keilson (2005) haben gezeigt, dass der gesellschaftliche Kontext für die Bearbeitung der traumatischen Erfahrungen in der ersten Generation in besonderem Maße relevant ist, und dass Traumata nicht als statische Ereignisse, sondern vielmehr als (soziale) Prozesse zu verstehen sind. In diesem Beitrag wurde durch die Verknüpfung psychologischer Ansätze mit Theorien sozialer Gedächtnisse deutlich, dass dieser prozesshafte, andauernde Charakter auch auf die transgenerationale Bearbeitung der Erfahrungen der Eltern zutreffen kann. Durch sich ändernde gesellschaftliche

Umstände werden Deutungs- und Bezugsrahmen immer wieder in Frage gestellt und Aktualisierungen und Rekontextualisierungen der Erinnerungen werden notwendig. Dies in der psychologischen Forschung insbesondere auch bei anderen Ursachen elterlicher Traumatisierung stärker zu berücksichtigen könnte das Verständnis transgenerationaler Prozesse erheblich voranbringen.

## Literatur

- Benz, W. (2005): Demokratisierung durch Entnazifizierung und Erziehung. <https://www.bpb.de/themen/nationalsozialismus-zweiter-weltkrieg/dossier-nationalsozialismus/39605/demokratisierung-durch-entnazifizierung-und-erziehung/#node-content-title-7> (7. November 2022)
- Benz, W./Pehle, W.H. (Hrsg.) (2001): Lexikon des Widerstandes. Frankfurt a.M.
- Bundesministerium für Finanzen (2022): Wiedergutmachung: Regelungen zur Entschädigung von NS-Unrecht. Berlin.
- Danieli, Y. (Hrsg.) (1998): International Handbook of Multigenerational Legacies of Trauma. New York/London. <https://doi.org/10.1007/978-1-4757-5567-1>
- Danieli, Y. (2009): Massive trauma and the healing role of reparative justice. In: Journal of Traumatic Stress, 22. Jg., H. 5, S. 351–357. <https://doi.org/10.1002/jts.20441>
- Danieli, Y./Norris, F.H./Engdahl, B. (2016): Multigenerational legacies of trauma: Modeling the what and how of transmission. In: The American Journal of Orthopsychiatry, 86. Jg., H. 6, S. 639–651. <https://doi.org/10.1037/ort0000145>.
- Danyel, J. (1995): Die Opfer- und Verfolgtenperspektive als Gründungskonsens? Zum Umgang mit der Widerstandstradition und der Schuldfrage in der DDR. In: Danyel, J. (Hrsg.): Die geteilte Vergangenheit. Zum Umgang mit Nationalsozialismus und Widerstand in beiden deutschen Staaten. Berlin, S. 31–46. <https://doi.org/10.1515/9783050070452.31>
- Denov, M./Woolner, L./Bahati, J.P./Nsuki, P./Shyaka, O. (2017): The Intergenerational Legacy of Genocidal Rape: The Realities and Perspectives of Children Born of the Rwandan Genocide. In: Journal of Interpersonal Violence, 35. Jg., H. 17+18, S. 3286–3307. <https://doi.org/10.1177%2F0886260517708407>
- Dimbath, O. (2014): Oblivionismus: Vergessen und Vergesslichkeit in der modernen Wissenschaft. Konstanz/München.
- Eitinger, L. (1992): Norwegische Untersuchungen über Spätschäden bei KZ-Häftlingen. In: Hardtmann, G. (Hrsg.): Spuren der Verfolgung. Seelische Auswirkungen des Holocaust auf die Opfer und ihre Kinder. Gerlingen, S. 56–68.
- Faimberg, H. (2009): Teleskopieren der Generationen: Eine Genealogie entfremdender Identifizierungen (1981/1985). In: Faimberg, H. (Hrsg.): Teleskopieren: Die intergenerationelle Weitergabe narzisstischer Bindungen. Frankfurt a.M., S. 17–42.
- Gangi, S./Talamo, A./Ferracuti, S. (2009): The long-term effects of extreme war-related trauma on the second generation of Holocaust survivors. In: Violence and victims, 24. Jg., H. 5, S. 687–700. <https://doi.org/10.1891/0886-6708.24.5.687>
- Grünberg, K. (2000): Liebe nach Auschwitz. Die Zweite Generation: Jüdische Nachkommen von Überlebenden der nationalsozialistischen Judenverfolgung in der Bundesrepublik Deutschland und das Erleben ihrer Paarbeziehungen. Tübingen.
- Grünberg, K./Markert, F. (2013): Todesmarsch und Grabeswanderung – Szenisches Erinnern der Shoah. In: Psyche, 67. Jg., H. 1, S. 1071–1099.
- Grünberg, K./Markert, F. (2015): Von einem Günter Grass erschossen? Szenisches Erinnern der Shoah. In: gruppenanalyse, 25. Jg., H. 1, S. 135–148.
- Gründer, C. (2022). Von wegen Entnazifizierung: Nazi-Karrieren in der DDR. <https://www.mdr.de/geschichte/ddr/politik-gesellschaft/entnazifizierung-nazis-in-der-ddr-100.html> (7. November 2022)
- Halbwachs, M. (1967): Das kollektive Gedächtnis. Stuttgart.
- Halbwachs, M. (2008): Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen. Frankfurt a.M.

- Halik, V./Rosenthal, D.A./Pattison, P.E. (1990): Intergenerational effects of the Holocaust: patterns of engagement in the mother-daughter relationship. In: *Family process*, 29. Jg., H. 3, S. 325–339. <https://doi.org/10.1111/j.1545-5300.1990.00325.x>.
- Haag, H. (2018): Im Dialog über die Vergangenheit. Tradierung DDR-spezifischer Orientierung in ost-deutschen Familien. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-19263-1>
- Heller, A./Menzel, G. (2020): Verarbeitungsprozesse von Nachkommen kommunistischer Holocaustüberlebender in der DDR – Ein Fallbeispiel. In: *Psychologie und Gesellschaftskritik*, H. 175–176, S. 87–107.
- Heller, A./Menzel, G. (i.E.): Transgenerationale Umbruchserfahrungen. Das Ende der DDR als doppelte Verlusterfahrung bei Nachkommen politisch-verfolgter Holocaustüberlebender. In: Haag, H./Hilmar, T. (Hrsg.): *Erinnerung im Umbruch, Umbruch der Erinnerung*. Wiesbaden.
- Hirsch, M. (2008): The Generation of Postmemory. In: *Poetics Today*, 29. Jg., H. 1, S. 103–128. <https://doi.org/10.1215/03335372-2007-019>
- Hockerts, H.G. (2013): Wiedergutmachung in Deutschland 1945–1990. Ein Überblick. <http://www.bpb.de/apuz/162883/wiedergutmachung-in-deutschland-19451990-ein-ueberblick?p=all> 7. November 2022)
- IJzendoorn, M.H.v./Bakermans-Kranenburg, M.J./Sagi-Schwartz, A. (2003): Are children of Holocaust survivors less well-adapted? A meta-analytic investigation of secondary traumatization. In: *Journal of Traumatic Stress*, 16. Jg., H. 5, S. 459–469. <https://doi.org/10.1023/A:1025706427300>
- Jacobs, J. (2017): The Holocaust Across Generations: Trauma and Its Inheritance Among Descendants of Survivors. New York. <https://doi.org/10.2307/j.ctt1bj4r1m>
- Kahana, E./Kahana, H./Lee, J.E./Bhatta, T./Wolf, J.K. (2015): Trauma and the Life Course in a Cross National Perspective: Focus on Holocaust Survivors Living in Hungary. In: *Traumatology*, 21. Jg., H. 4, S. 311–321. <https://doi.org/10.1037/trm0000051>
- Kaminer-Zamberk, E.I. (2013): Die Folgen der Shoah in der Zweiten Generation. In: Rauwald, M. (Hrsg.): *Vererbte Wunden: Transgenerationale Weitergabe traumatischer Erfahrungen*. Weinheim/Basel, S. 77–88.
- Keilson, H. (2005): Sequentielle Traumatisierung bei Kindern: Untersuchung zum Schicksal jüdischer Kriegswaisen. Gießen.
- Kellermann, N.P. (2001): Transmission of Holocaust trauma – an integrative view. In: *Psychiatry*, 64. Jg., H. 3, S. 256–267. <https://doi.org/10.1521/psyc.64.3.256.18464>.
- Kestenberg, J.S. (1989): Neue Gedanken zur Transposition. Klinische, therapeutische und entwicklungsbedingte Betrachtungen. In: *Jahrbuch der Psychoanalyse*, 24. Jg., H. 1, S. 163–189.
- Kestenberg, M. (1995): Diskriminierende Aspekte der deutschen Entschädigungspraxis: Eine Fortsetzung der Verfolgung. In: Bergmann, M.S./Milton, E.J./Kestenberg, J.S. (Hrsg.): *Kinder der Opfer Kinder der Täter. Psychoanalyse und Holocaust*. Frankfurt a.M., S. 74–99.
- Klinitzke, G./Böhm, M./Brähler, E./Weissflog, G. (2012): Ängstlichkeit, Depressivität, Somatisierung und Posttraumatische Belastungssymptome bei den Nachkommen ehemals politisch inhaftierter Personen in Ostdeutschland (1945-1989). In: *Psychotherapie, Psychosomatik, medizinische Psychologie*, 62. Jg., H. 1, S. 18–24. <http://dx.doi.org/10.1055/s-0032-1301910>.
- Knigge, V. (2001): Anamnestic Erinnerung. Zum antifaschistischen Staatsgedächtnis der DDR. In: Bohleber, W./Drews, S. (Hrsg.): *Die Gegenwart der Psychoanalyse – die Psychoanalyse der Gegenwart*. Stuttgart, S. 154–167.
- Kogan, I. (1990): Vermitteltes und reales Trauma in der Psychoanalyse von Kindern von Holocaustüberlebenden. In: *Psyche*, 44. Jg., H. 6, S. 533–544.
- König, H.D. (2019): Dichte Interpretation: Zur Methodologie und Methode der Tiefenhermeneutik. In: König, J./Burgermeister, N./Brunner, M./Berg, P./König, H.D. (Hrsg.): *Dichte Interpretation: Tiefenhermeneutik als Methode qualitativer Forschung*. Wiesbaden, S. 13–86. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-21406-7\\_1](https://doi.org/10.1007/978-3-658-21406-7_1)
- Lorenzer, A. (1973): Zur Begründung einer materialistischen Sozialisationstheorie. Frankfurt a.M.
- Nagata, D.K. (1990): The Japanese American internment: Exploring the transgenerational consequences of traumatic stress. In: *Journal of Traumatic Stress*, 3. Jg., H. 1, S. 47–69. <https://doi.org/10.1002/jts.2490030105>

- Meyer, K. (2020): Wandel ostdeutscher Familiengedächtnisse: Erinnerungen der „Vertreibung“ zwischen Nationalsozialismus, Wende und Gegenwart. Berlin. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-28832-7>
- Moré, A. (2013): Die unbewusste Weitergabe von Traumata und Schuldverstrickungen an nachfolgende Generationen. In: *Journal für Psychologie*, 21. Jg., H. 2, Art. 2.
- Niederland, W.G. (1988): The Clinical Aftereffects of the Holocaust in Survivors and Their Offspring. In: Braham, R.L. (Hrsg.): *The Psychological Perspectives of the Holocaust and of its Aftermath*. New York, S. 45–52.
- Priwitzer, J. (2009): Die Gegenwart der Geschichte – Zur Erinnerung an NS-Vergangenheit, Generationenerfahrung und ästhetische Innovation bei Franz Fühmann, Christa Wolf und Günter Kunert. In: Gansel, C. (Hrsg.): *Rhetorik der Erinnerung – Literatur und Gedächtnis in den geschlossenen Gesellschaften des Real-Sozialismus*. Göttingen, S. 53–82.
- Rauwald, M./Quindeau, I. (2013): Mechanismen der transgenerationalen Weitergabe elterlicher Traumatisierungen. In: Rauwald, M. (Hrsg.): *Vererbte Wunden: Transgenerationale Weitergabe traumatischer Erfahrungen*. Weinheim/Basel, S. 66–77.
- Rosenthal, G. (1995): Zerstörte Lebenszusammenhänge – fragmentierte Lebenserzählungen: Erzählte Lebensgeschichten von Überlebenden der Shoah. In: Fischer-Rosenthal, W./Alheit, P. (Hrsg.): *Biographien in Deutschland: soziologisches Rekonstruktionen gelebter Gesellschaftsgeschichte*. Opladen. S. 432–455. [https://doi.org/10.1007/978-3-663-09434-0\\_24](https://doi.org/10.1007/978-3-663-09434-0_24)
- Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau-Dora (2020): Trauerfeier für die 51.000 Gemordeten von Buchenwald. [https://www.buchenwald.de/fileadmin/buchenwald/download/der\\_ort/Buchenwaldschwur.pdf](https://www.buchenwald.de/fileadmin/buchenwald/download/der_ort/Buchenwaldschwur.pdf) (7. November 2022)
- Wiseman, H./Barber, J.P./Raz, A./Yam, I./Foltz, C./Livne-Snir, S. (2002): Parental communication of Holocaust experiences and interpersonal patterns in offspring of Holocaust survivors. In: *International Journal of Behavioral Development*, 26. Jg., H. 4, S. 371–381. <https://doi.org/10.1080%2F01650250143000346>
- Zimmering, R. (2000): Mythen in der Politik der DDR: Ein Beitrag zur Erforschung politischer Mythen. Opladen. <https://doi.org/10.1007/978-3-663-01492-8>
- Zöchmeister, M. (2015). Vom Leben danach – über Schwierigkeiten des Erinnerns und Vergessens. In: *Psychologie und Gesellschaftskritik*, 39. Jg., H. 4, S. 61–75.

# Zersetzung als moderne Repressionsmaßnahme. Anwendung und Wirkungsweisen personenzentrierter und verdeckter Formen der Unterdrückung

*Hannah Daria Nussmann & Susanne Guski-Leinwand*

**Zusammenfassung:** Die Einführung der Menschenrechte und völkerrechtlich bindender Verträge führten für viele politische Machthaber zum vermehrten Einsatz verdeckter, weniger nachweisbarer Formen der Repression. Die in der DDR vom Ministerium für Staatssicherheit durchgeführten Zersetzungsmaßnahmen sind ein Beispiel für diese Entwicklung. Diese Art der Repression nutzte verschiedene Formen überwiegend psychischer Gewalt, um einzelne als potenziell oppositionell wahrgenommene Personen oder Gruppen verdeckt anzugreifen. Dazu wurden verschiedene Interventionen auf sozialer und ökonomischer Ebene genutzt, um die Betroffenen psychisch zu destabilisieren. Diese Entwicklung findet sich auch in anderen Kontexten und hat sich in vergleichbarer Weise bis heute fortgesetzt: Neuere Repressionskonzepte nutzen technische Entwicklungen und Taktiken psychischer Destabilisierung, um intensiven Stress auszulösen und zeigen damit Ähnlichkeiten zu Zersetzungsmaßnahmen. Im Artikel wird aufgezeigt, wie sich Zersetzungsmaßnahmen in der DDR als eine spezifische Form personalisierter und konzentrierter Repression einordnen lassen. Es werden vergleichbare Erscheinungsformen der Repression für den Zeitraum der 1960er bis 2010er Jahre vorgestellt und es wird aufgezeigt, wie sich diese Form von Repression auf die Betroffenen auswirken.

**Schlagwörter:** Zersetzung, Repression, psychische Gewalt, psychische Folter, Cyberfolter

## **“Zersetzung” as a Form of Modern Repression. Application and Mechanisms of Person-centered and Covert Forms of Repression**

**Abstract:** The introduction of human rights and legally binding international laws lead to an increase in subversive, less detectable forms of repression for political rulers. The Zersetzungsmaßnahmen (disintegration operations) implemented by the Ministerium für Staatssicherheit (Ministry for State Security) of the GDR are an example for this development. This form of repression used different kinds of predominately psychological violence to attack people or groups who have been deemed as potentially oppositional. Social and economic interventions were used to psychologically destabilize the victims. This development can be found in other contexts and seems to have persisted in similar forms until today: newer concepts use technological advances and psychological destabilizing methods to elicit intense stress and show similarities to Zersetzungsmaßnahmen. This article points out, how Zersetzungsmaßnahmen can be categorized as a form of personalized and concentrated repression. Similar forms of repression between 1960 to 2010 are introduced and it is discussed how these forms of repression affect their victims.

**Keywords:** Zersetzung, Repression, psychological violence, psychological torture, cyber torture

## Einleitung

Bereits vor zwei Jahrzehnten diskutierte Pross (2002) unter dem Titel „Zersetzung“ Psychologische Techniken der Staatssicherheit und ihre Folgen. Ein Blick in das zukünftige Instrumentarium von Diktaturen?“ inwieweit Methoden in- und außerhalb von Gefangenschaft, die primär die Psyche von Menschen angreifen, vom MfS als Repressionsmethoden genutzt wurden. Er äußerte die Befürchtung, dass diese gezielten, starken und verdeckten Angriffe auf die psychische Stabilität aufgrund ihrer schlechten Sichtbarkeit und Nachweisbarkeit vermehrt Anwendung finden könnten.

Dazu gehört auch ein Fall von Zersetzung, der komplett außerhalb von Inhaftierung stattfand. Der von Pross vorgestellte Fall erzählt von einem Herrn P., dessen Familie und Arbeitsleben so lange manipuliert und unterwandert wurden, bis es zerstört war. Den Hintergrund bildeten Herr P.s Kritik an dem Verlag, in dem er arbeitete, der Austritt aus dem Freien Deutschen Gewerkschaftsbund (FDGB), die Nicht-Teilnahme an der Wahl und die Stellung eines Ausreiseantrags. Über 10 Jahre lange wurde er am Arbeitsplatz herabgesetzt und diffamiert. Herrn P.s Gehälter wurden gekürzt und schließlich bekam er Arbeits- und Beschäftigungsverbot, sodass er in existenzielle Versorgungsnöte für sich und seine Familie kam. Neben alltäglichen Schikanen wurde auch der Sohn der Familie „bearbeitet“ – so nannte es das MfS –, was zu starken Zerwürfnissen innerhalb der Familie führte und schließlich im Selbstmord des Sohnes mündete. Herr P. wusste zu dem Zeitpunkt nicht von den zahlreichen und gezielten Angriffen und erfuhr viele Einzelheiten erst aus seinen Stasi-Unterlagen (Pross 2002, S. 281–282).

Anknüpfend an die Darstellungen von Pross drängen sich auch heute noch Frage nach Ähnlichkeiten der Repressionsstrategien der Staatssicherheit in der DDR und gegenwärtig tätigen Geheimdiensten auf: Was bewirken Maßnahmen wie Zersetzung und moderner Repression bei den Betroffenen? Gibt es zersetzungsähnliche und gegebenenfalls weiterentwickelte Strategien der Repression?

## 1 Was ist Zersetzung?

Als „Zersetzungsmaßnahmen“ (Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik [BStU] 1976, MfS, AGM, Nr. 198, Bl. 355)<sup>1</sup> bezeichnete das MfS Eingriffe in das Leben von Personen und Gruppen, durch welche diese „zersplittert, gelähmt, desorganisiert und isoliert“ werden (BStU 1976, MfS, AGM, Nr. 198, Bl. 354). Die Maßnahmen wurden verdeckt durchgeführt und richteten sich in erster Linie gegen die psychosoziale Stabilität der als „feindlich-negativ(en)“ (ebd.) wahrgenommenen Personen und Gruppen. Über diese Destabilisierung sollte erreicht werden, dass das als staatsfeindlich bewertete Verhalten der Betroffenen „vorbeugend verhindert, we-

---

1 Aufgrund der behördlichen Eingliederung des BStUs in das Bundesarchiv kann es zu Änderungen der Archivsignatur kommen.

sentlich eingeschränkt oder gänzlich unterbunden“ wird (ebd.). Zersetzungsmaßnahmen kamen zum Einsatz, wenn eine Verhaftung aus Sicht des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS) entweder zu negativen Konsequenzen für dieses oder den Staat geführt hätte, aber auch, wenn das oppositionelle Verhalten selbst nach Rechtslage der DDR nicht für eine Verhaftung ausreichte (Pingel-Schliemann 2008, S. 197). Viele Betroffene hatten zu DDR-Zeiten keine Kenntnisse über die verdeckten Eingriffe.

In der Richtlinie 1/76 des MfS wurden beispielhafte Methoden für Zersetzungsmaßnahmen genannt. Darunter aufgelistet sind systematisches Diskreditieren, systematisches Organisieren von Misserfolgen, Untergraben von Überzeugungen und das Erzeugen von Zweifel und Misstrauen. Auch einige gruppenbezogene Zersetzungsmaßnahmen finden Erwähnung. Die Mittel der Zersetzung sollten „schöpferisch und differenziert“ (BStU 1976, MfS, AGM, Nr. 198, Bl. 356) angewandt und weiterentwickelt werden, sodass Freiheiten in der Umsetzung bestanden. Somit konnten Zersetzungsmaßnahmen individuell angepasst werden. Diese personalisierte Art der Repression wurde dadurch unterstützt, dass die Betroffenen zunächst bis auf das kleinste Detail beobachtet und analysiert wurden. Bei der Zersetzung und den Beobachtungsvorgängen kamen technische Mittel (wie anonyme Anrufe, Fotodokumentation) und Informelle Mitarbeiter (IMs) zum Einsatz, um Anhaltspunkte für eine wirksame Zersetzung zu finden. Der Fall von Herrn P. zeigt, wie dessen Selbstvertrauen in dessen Arbeitsleben durch Diffamierung und konstruierte Misserfolge untergraben wurde, wie er vor seinem Sohn diskreditiert wurde und wie Zweifel innerhalb der Familie erzeugt wurden. Zusätzlich geriet Herr P. durch die finanzielle Lage in Bedrängnis.

Zersetzungsmaßnahmen stellten in der Regel Formen psychischer Gewalt dar, die staatlicherseits geplant und durchgeführt wurden. Sie wird auch als „persönlichkeitsorientierte Gewalt“ (Spitzer et al. 2007a, S. 41) bezeichnet, da sie auf die Lebensbedingungen der Betroffenen zugeschnitten wurde und auch die Persönlichkeit angriff. Die Angriffe schränkten Rechte und Bedürfnisse der Betroffenen mithilfe von emotionalen, kognitiven und anderen, die Psyche betreffende Mittel, ein. Inwiefern es sich bei dieser Form der Gewalt um „psychologische Strategien“ als differenzierte Anwendung psychologischen Wissens handelt, ist noch unklar (Pross 2002, S. 284–285).

Zu nennen ist jedoch in diesem Zusammenhang die Juristische Hochschule (JHS) des MfS in Potsdam: Diese führte 1965 den Lehrstuhl für die vom MfS entworfene Operative Psychologie ein. Die Wissenschaftlichkeit und Praxiswirksamkeit der gelehrt psychologischen Inhalte werden jedoch angezweifelt (Richter 2015, S. 312; Schmiedebach 2021).

Damit war ein institutionalisierter Zugriff auf psychologisches Fachwissen im speziellen Lehr- und Forschungskontext rechtsstaatlicher Bildungszusammenhänge in der DDR geschaffen. Je nach eingeschätzter Möglichkeit und konkreten Fallsituation sollten diese Fachinhalte auch dazu genutzt werden, auf die „Einstellung bestimmter Personen (...) dahingehend einzuwirken, daß sie ihre feindlich-negativen Positionen aufgeben und eine weitere positive Beeinflussung möglich ist“ (BStU 1976, MfS, AGM, Nr. 198, Bl. 354). Die Aufgabe und Verhinderung von oppositionellem Verhalten standen jedoch im Vordergrund. Der Zersetzung ähnliche bis deckungsgleiche Maßnahmen wurden bereits vor der Gründung des Lehrstuhls bzw. Veröffentlichung der Richtlinie 1/76 angewendet. Nichtsdestotrotz zeigt diese Entwicklung, dass das MfS sich verstärkt bemühte, seine Methoden wissenschaftlich zu untermauern und durch Einwirken auf die Psyche weitere Ressourcen für die Destabilisierung der als oppositionell wahrgenommenen Personen zu gewinnen. Zusätzlich sollte die Operative Psychologie auch bei der Anwerbung und Bindung von IMs helfen, welche die Durchführung der Operativen Vorgänge und anschließende Zersetzungsmaßnahmen stark unterstützten (Pingel-Schliemann 2008, S. 202–211).

Das MfS nahm auch Selbstmorde von Betroffenen und deren Angehörigen in Kauf. Wurde die Zersetzung durch politische Haft ergänzt, summierten sich die Belastungen für

die Betroffenen. Insbesondere bei der Zersetzung von Gruppen war die Inhaftierung von Mitgliedern ein Teil der Maßnahmen. Zudem beschreibt Klier (2021) mehrere Fälle von Personen, bei denen zumindest naheliegender ist, dass das MfS diesen körperlichen Schaden zufügen oder sie ermorden wollte.

## 1.1 Formen der Repression und ihr Bezug zur Zersetzung

Obwohl die Definition von „Repression“ nicht unumstritten ist, plädieren viele Forschende für einen breiten Definitionsansatz (Davenport 2007, S. 3; Earl 2011, S. 262). Repressionen stellen demnach „staatliche oder private Handlungen“ dar, die „Protest verhindern, kontrollieren oder einschränken sollen, einschließlich ihrer Initiation“. Politische Repressionen richten sich gegen Individuen oder Gruppen, die sich als derzeitige oder potenzielle Teilnehmende von nicht-institutionellen Bemühungen für sozialen, kulturellen oder politischen Wandel einsetzen (Earl 2011, S. 262).

Diese Definition umfasst also sowohl körperliche Arten von Repressionen wie das gewaltsame Beenden von Protesten, als auch weniger direkte, eher gegen die Psyche gerichtete Arten, wie Überwachung. Um zwischen diesen Arten von Repression zu differenzieren, werden verschiedene Klassifikationen vorgeschlagen:

Besonders häufig wird zwischen weichen und harten Repressionsformen unterschieden (Ferree 2004; Jämte/Ellefsen 2020). Harte Repressionen zeichnen sich durch offenen physischen Gewalt oder Zwang aus, wie bei Genoziden, Verhaftungen, Folter und auch Gewaltandrohung. Repressionsmethoden wie Überwachung und das Einschränken von Rechten und Freiheiten (z.B. Redefreiheit, Pressefreiheit) werden als weiche Repressionen bezeichnet. Sie sind weniger sichtbar und nutzen keine physische Gewalt.

Die Methoden, die zur Zersetzung angewandt wurden, gehören dabei in den meisten Fällen zu der weichen Repression. Sie wurde dementsprechend bereits als weiche Form der Repression eingestuft (Borbe 2010, S. 10–11).

Eine ähnliche Art der Einteilung geht von „low and high intensity repression“ (Repressionen mit hoher oder geringer Intensität) aus: Repressionen mit hoher Intensität sind vergleichbar mit harten Repressionen, da sie physische Gewalt umfassen und sichtbar sind, grenzen sich aber dadurch ab, dass sie gegen bestimmte Menschen(-gruppen) gerichtet sind. Repressionen mit geringer Intensität richten sich gegen weniger wichtige Gruppen und sind wie weiche Repression weniger sichtbar und subtiler, können aber auch physische Gewalt mit geringer Intensität umfassen (Levitsky/Way 2010; Gerschewski 2013). Auch hier würden die Methoden, die zur Zersetzung eingesetzt wurden, in den meisten Fällen als Repressionen mit geringer Intensität bewertet werden.

Earl (2003, S. 47–48) nennt drei Unterscheidungsmerkmale, durch die Repressionsformen noch in 12 weitere Kategorien eingeteilt werden können. Das erste Unterscheidungsmerkmal stellt der Ausgangspunkt der Repressionen dar, der staatlich, privat oder hybrid bedingt sein kann. Das zweite Merkmal ist der Charakter der repressiven Handlung. Dieser kann bei Einsatz gewaltsamer Unterdrückung und Nötigung als *Coercion* oder, bei Einsatz indirekter Unterdrückung, als *Channeling* bezeichnet werden. *Channeling* bezeichnet Taktiken, die Proteste zeitlich limitieren oder die Ressourcen der Protestbewegungen steuern und umfasst somit nur einen Teil der Methoden, die zur Zersetzung angewandt werden. Die Einteilung wird durch den starken Personenbezug und die Vielzahl an Methoden etwas komplexer und kann unter Umständen, vor allem bei Aufbau von Bedrohungsszenarien wie Verhaftungen oder fingierten Unfällen, auch als *Coercion* bewertet werden. Als drittes Unterscheidungsmerkmal dient die Beobachtbarkeit der Repression, wobei zwischen beobachtbaren/of-

fenen oder nicht-beobachtbaren/verdeckten Repressionen unterschieden wird. Anhand dieser Klassifikation würde man Zersetzung als staatlich initiierte und verdeckt durchgeführte Repression einordnen, bei der sowohl *Channeling* als auch *Coercion* zum Einsatz kamen.

Auch weiche Repressionen werden oft in Kategorien eingeteilt. So teilte Ferree (2004) diese in Spott, Stigma und zum Schweigen bringen ein. Peña, Meier und Nah (2021) dagegen unterscheiden zwischen Einschüchterung, Stigmatisierung und Einschränken von humanen und finanziellen Ressourcen. Beide Versuche der Kategorisierung spiegeln Methoden wider, die sich bereits in der Richtlinie 1/76 des MfS der DDR finden lassen.

## 1.2 Der Einsatz weicher Repressionen als moderne Repressionsmethoden und ihr Bezug zu Zersetzungsmaßnahmen

Es gibt viele Hinweise, dass weiche Repressionen, wie zum Beispiel Überwachung, mit steigender Tendenz sowohl von autoritären als auch demokratischen Staaten angewandt werden (Earl 2011, S. 265; Feldstein 2019; Kinzelbach/Spannage 2018, S. 192; Peña/Meier/Nah 2021, S. 10). Belastbare Daten dazu fehlen, da die meisten Erhebungen nur Formen harter Repression dokumentieren. Gründe für einen Wechsel von harten zu eher weichen, weniger tödlichen Repressionsformen gibt es einige: Sie liegen vor allem in der Vermeidung von Rückwirkungen innerhalb der eigenen Bevölkerung und/oder außerstaatlicher Konsequenzen, wenn Menschenrechte sichtbar und eindeutig verletzt werden (Smithy/Kurtz 2018, S. 304).

Moderne Repressionsmethoden nutzen also weiche Repressionen, die sich kaum nachweisen lassen bzw. harmloser erscheinen und sie beziehen dabei häufig technische Mittel mit ein. Diese Methoden der Repression werden zudem seit 2000 immer komplexer, unter anderem da sie nicht nur von Polizei, Geheimdiensten und Judikative (Gerichten) durchgeführt werden, sondern auch andere gesellschaftliche und sowohl staatliche Akteure als auch Akteure der Zivilgesellschaft mit einbeziehen (Jämte/Ellefsen 2020, S. 383).

Nach Unterzeichnung der Schlussakte von Helsinki (Organization for Security and Co-operation in Europe 1975) am 1. August 1975 nahmen in der DDR weiche Repressionsformen zu. Ein Indikator für diesen Anstieg ist der Einsatz von IMs, deren Anzahl bereits seit Mitte der 1960er Jahre stetig zunahm. Von 1974 auf das Jahr 1975 stieg die Zahl der IMs sprunghaft an (Müller-Enbergs 2008, S. 36). Bereits seit den 1960er Jahren wurden die harten Formen der Repression, insbesondere unter Nutzung physischer Gewalt nach und nach durch weichere Formen der Repression bzw. durch Formen psychischer Gewalt, auch psychischer Folter, abgelöst (Bouvier 1999, S. 8). Gleichzeitig blieb die Drohung eines erneuten offenen, physischen Terrors erhalten.

Mit Einführung der Richtlinie 1/76 des MfS bzw. der dortigen Verwendung des Zersetzungsbegriffes fand eine Umkehr in der inhaltlichen Bedeutung jenes Zersetzungsbegriffes statt, der im 20. Jahrhundert als Begriff für Handlungen gegen staatliche Institutionen und Akteure genutzt wurde (vgl. Pingel-Schliemann 2008, S. 187).

Wie Jämte und Ellefsen (2020) es auch für die neueren Repressionsmethoden ab den 2000er Jahren feststellten, wurden bereits in der DDR behörden- und bereichsübergreifende Möglichkeiten zur Repression genutzt. So wurde ein institutionen- und kontextübergreifender Ansatz zur Repression realisiert, der bereits früh ansetzte und in alle Lebensbereiche hineinwirkte und so Zersetzungsmaßnahmen ermöglichte.

### 1.3 Zersetzung, Repression und Folter

Folter als eine Form der harten Repression kann sowohl physischen als auch psychischen Schmerz erzeugen. Während die KSZE-Schlussakte noch nicht explizit auf psychische Formen der Folter einging, definieren die Antifolterkonventionen von 1984 Folter als

„jede Handlung, durch die einer Person vorsätzlich große körperliche oder seelische Schmerzen oder Leiden zugefügt werden, zum Beispiel um von ihr oder einem Dritten eine Aussage oder ein Geständnis zu erlangen, um sie für eine tatsächlich oder mutmaßlich von ihr oder einem Dritten begangene Tat zu bestrafen oder um sie oder einen Dritten einzuschüchtern oder zu nötigen, oder aus einem anderen, auf irgendeiner Art von Diskriminierung beruhenden Grund, wenn diese Schmerzen oder Leiden von einem Angehörigen des öffentlichen Dienstes oder einer anderen in amtlicher Eigenschaft handelnden Person, auf deren Veranlassung oder mit deren ausdrücklichem oder stillschweigendem Einverständnis verursacht werden“ (Generalversammlung der Vereinten Nationen 1984, Art. 1).

Die Verbote von Folter führten somit gleichsam zu Nebenwirkungen: Besonders Staaten, die nach außen und innen hin rechtsstaatlich erscheinen wollten (und es weiterhin wollen) und stärker von internationaler Anerkennung dieser Rechtsstaatlichkeit abhängig sind, wandten weniger sichtbare, eher auf die Psyche ausgerichtete Formen der Folter an (Mausfeld 2009).

Während das Erlittene in politischer Gefangenschaft in der DDR oft sehr klar als Folter oder grausame, unmenschliche und erniedrigende Behandlung (Cruel, Inhumane and Degrading Treatment or Punishment, CIDT) einzuordnen ist, auch wenn keine körperliche Gewalt angewandt wurde, ist der Status von Zersetzung etwas unklarer: sie wurde außerhalb von Gefangenschaft durchgeführt und viele der Betroffenen wussten nicht, dass sie angegriffen wurden (Generalversammlung der Vereinten Nationen 1984; Knauer 2013).

Eines der in den Antifolterkonventionen festgelegten Ziele von Folter ist Bestrafung, die mithilfe von starkem seelischem oder körperlichem Schmerz oder Leid umgesetzt wird. Deshalb ist es notwendig, Zersetzung auch aus der Perspektive der Folter zu betrachten (Nussmann 2022, S. 19). Folter hat auch das Ziel, Betroffene als politisch aktive Personen und darüber hinaus die weitere Bevölkerung einzuschüchtern (Salimovich/Lira/Weinstein 1992). Auch wenn betroffene Personen nicht in physischer Gefangenschaft waren, konnte Zersetzung zu starker Hilflosigkeit führen, die dem Zustand ähnelt, den Menschen, die von CIDT oder Folter betroffen sind, erleben. Sie erfüllt auch weitere Kriterien, die der Sonderbeauftragte für Folter für den Bereich der psychischen Folter vorschlägt (Melzer 2020, S. 8–12). Die konstitutiven Elemente für psychische Folter nach Melzer sind Erzeugen von mentalem Leid, das Ausmaß dieses Leids, das Erleben von Machtlosigkeit, Intentionalität und Zweckgebundenheit.

Verwendet man die von Pérez-Sales und Serra (2020) zur Erhebung von Folter vorgeschlagene Einteilung angegriffener Bedürfnisse, waren die Angriffe der Staatssicherheit vor allem gegen das Zugehörigkeitsgefühl/soziale Bedürfnisse und Identität gerichtet. Es lassen sich jedoch auch angst-induzierende Maßnahmen, Handlungen gegen die sexuelle Integrität und kontextuelle Manipulationen identifizieren. Die beiden weiteren Angriffsmöglichkeiten, die Pérez-Sales und Serra vorschlagen, sind schmerz erzeugende Methoden und Methoden mit dem Ziel, extreme Schmerzen, Verstümmelung oder Tod herbeizuführen. Diese werden bei der Zersetzung nur sehr selten verfolgt.

Knauer (2013) schlägt vor, Zersetzung als separaten Straftatbestand einzuordnen, während Pross auch reine Zersetzungsmaßnahmen in die Nähe psychischer Folter rückt (Pross 2002, S. 285–286). Es fehlen jedoch bisher noch Untersuchungen, wie sich die Zielstellung und Auswirkung von Zersetzung und ähnlichen stark personalisiert ausgerichteten Angriffen auf Personen von Folter und CIDT abgrenzen lassen.

## 2 Zersetzung und ähnliche Formen von Repression außerhalb von Gefangenschaft

Es gibt unterschiedliche Auffassungen über die Einmaligkeit von Zersetzung (Knauer 2013, S. 264). Bereits während des Kalten Krieges verwendeten auch andere Länder als die DDR ähnliche Methodenkombinationen zur Repression von politischen Gegner\*innen, wie Journalist\*innen, Politiker\*innen und Bürgerrechtler\*innen. Das Methodenspektrum, aus dem sich die Zersetzung bediente, setzt sich aus weichen Repressionen zusammen, die weit verbreitet waren und bereits vor politischen Veränderungen oder Umbrüchen bzw. unabhängig von diesen Anwendung fanden (vgl. hierzu z.B. Tanatarova 2015, S. 104)

Selvage (2022a, S. 225–226) beschreibt, wie der KGB und das MfS gemeinsam die Westberliner Organisation Gemeinschaft für Menschenrechte (GFM, später Internationale Gemeinschaft für Menschenrechte) und deren Mitglieder zersetzen wollten. Auch der sowjetische Physiker und Menschenrechtler Andrej Sacharow wurde mit Mitteln wie Verunglimpfungen und fingierten Anrufen mit Falschinformationen, initiiert durch das MfS und den KGB, zwischen 1975 und 1980 in der UdSSR zersetzt (Selvage 2022b, S. 248–250). Aufgrund seiner Prominenz konnte Andrej Sacharow nicht verhaftet oder in einer psychiatrischen Anstalt untergebracht werden. Stattdessen versuchte der KGB ihn durch isolierende Methoden von oppositionellem Verhalten abzubringen. Weitere Beispiele für Zersetzungen im damaligen Ostblock listet Knauer (2013) u.a. aus Rumänien auf.

Auch in demokratischen Ländern finden sich für diesen Zeitraum ähnliche Methoden. Dazu zählen in den 1950er bis Anfang der 1970er Jahren zum Beispiel die geheimen und verdeckt durchgeführten COINTELPRO Programme, die in den USA zur Unterdrückung von Bürgerrechtsbewegung der Schwarzen, linken Bewegungen und White-hate Gruppen verdeckt durch das FBI angewandt wurden (Cunningham 2004). Das FBI überwachte, unterwanderte und zermürbte Gruppierungen und verwendete dazu Strategien wie Diffamierung, Denunziation und das Zerstören persönlicher Beziehungen. Auch diese Methoden wurden verdeckt ohne das Wissen der Betroffenen durchgeführt.

Wie bereits erwähnt sind weiche Repressionen, die Zersetzung gleichen, eher gestiegen als gesunken. Auch Aktivist\*innen aus Kolumbien, Indonesien und Kenia stellten fest, dass ihnen zunehmend weiche Formen der Repression entgegengebracht werden (Peña/Meier/Nah 2021). Die Aktivist\*innen berichteten von Überwachung, Einschüchterung, Stigmatisierung und Angriffen auf ihr soziales Umfeld (ebd., S. 10).

Zwei Entwicklungen sollten bei der Untersuchung von weichen und gegen die Psyche gerichteten Repressionsmethoden beachtet werden: Einerseits die rasant fortgeschrittene technologische Entwicklung und andererseits das Wissen über psychische Prozesse und Bedürfnisse von Menschen sowie die eventuelle Rolle einer Psychologisierung von Gesellschaft und somit auch Geheimdiensten bei der Auswahl und Anwendung von Repressionsmethoden (z.B. Eghigian 2004; Patel 2011).

Mit dem Anstieg technologischer Methoden haben die Möglichkeiten für Eingriffe in das Leben von Oppositionellen durch Überwachung stark zugenommen. Soziale Netzwerke wie Twitter und Facebook lassen sich nicht nur für Aktivismus einsetzen, sondern bieten weitere mögliche Wege für Drangsalierung und das Sammeln von Informationen (Peña/Meier/Nah 2021, S. 10).

Wie intensiv technologische Mittel zur Repression eingesetzt werden können, zeigen Recherchen von Byler (2021) zum Einsatz von Technologien zur Unterdrückung der Uighuren und anderer muslimischer Minderheiten in der Xianjing Provinz Chinas. Wie bei der Zersetzung reichen hier bereits „prä-kriminelle Handlungen“ (ebd., S. 24), wie das Nutzen

eines VPN-Klienten aus, um Repressionen zu erfahren. Anders als bei der Zersetzung kommt es jedoch sehr schnell zu Verhaftung und Internierung in Umerziehungslager. Die Repressionen gegen die Uighuren bestehen zum Beispiel aus Einschränkungen der Bewegungsfreiheit mittels Gesichtserkennungssoftware in Straßenkameras. Auch die Überprüfung der „Umerziehungsmaßnahmen“ erfolgt zum Teil über technologische Mittel wie den sozialen Medien.

## Neuere Methoden: Cybergewalt und Cyberfolter

Die Möglichkeit, Menschen mithilfe technischer Mittel anzugreifen, hat auch im Bereich der harten Repressionen, speziell bei Methoden der Folter, an Aufmerksamkeit gewonnen. So stellte der Sonderbeauftragte für Folter der Vereinten Nationen die Möglichkeit von „Cybertorture“ fest (Melzer 2020, S. 18). Hierunter fallen Formen der Folter, die technische Mittel nutzen, um Menschen Leid zuzufügen. Auch Forschende sehen die Möglichkeit, dass technische Mittel, insbesondere das Internet, genutzt werden können, um gezielt schweres Leid bei Einzelpersonen zu erzeugen. Individuen und Gruppen können systematisch überwacht und in Bedrängnis gebracht werden. Auch kann das oben erwähnte Kriterium der Machtlosigkeit erreicht werden, da den Betroffenen durch die Unvorhersagbarkeit und Unumgänglichkeit der Angriffe die Möglichkeit genommen wird, sich zu wehren oder zu fliehen, was laut Melzer (2020, S. 18) eine ähnliche Machtlosigkeit wie physische Gefangenschaft erzeugen kann.

Pérez-Sales und Serra (2020) haben für derlei geartete Angriffe das Konzept der „Internet- und Kommunikations-gestützten Misshandlung und Folter“ (ICIT) vorgeschlagen und definieren diese als gewaltsame, intentional durchgeführte Handlungen, die zum Teil oder vollständig mithilfe von Informations- oder Kommunikationstechnologien durchgeführt werden und psychisches und emotionales Leid oder Schmerz erzeugen, um die Person einzuschüchtern, Informationen von ihr zu erhalten, sie zu bestrafen, zu nötigen oder zu diskriminieren. In Übereinstimmung mit der Definition von Folter in der Antifolterkonvention muss dieses Leid von „Angehörigen des öffentlichen Diensts oder einer anderen in amtlicher Eigenschaft handelnden Person, auf deren Veranlassung oder mit deren ausdrücklichem oder stillschweigendem Einverständnis verursacht werden“ (Generalversammlung der Vereinten Nationen, Art. 1).

Dabei bedienen sich diese Methoden ähnlicher Wirkmechanismen wie Zersetzungsmaßnahmen: das Zerstören des Rufs, das Kreieren von Konflikten mit Nahestehenden sowie das Erzeugen von Angst, Scham und Schuld (Pérez-Sales/Serra 2020, S. 7). Als Fallbeispiel wurde eine Frau vorgestellt, die als Krankenschwester in Nicaragua arbeitete und auch Oppositionelle behandelte. Zunächst wurde sie über ihr Internetverhalten ausspioniert. Staatliche Akteure fluteten ihre Internetpräsenz (Facebook, Whatsapp etc.) mit Anschuldigungen und Diffamierungen, die sie als gefährlich und staatsfeindlich darstellten, und verbreiteten private, herabsetzende und intime Bilder und manipulierte Fotos. Die Verfolgung übertrug sich aus dem Internet in ihr Leben, initiiert durch Aktivitäten von Pro-Regierungsgruppen. Sie selbst, ihre Freunde und ihre Familie wurden drangsaliert, bis sie sich vor physischer Gewalt fürchtete. Aufgrund eines Beschwerdebriefs und dem Umstand, dass Patient\*innen sie in ihrem Berufsalltag erkannten, verlor sie ihren Arbeitsplatz. Nachdem sie Depressionen entwickelte, ihren Bewegungskreis stark einengte und sogar in einer neuen Stadt weiterhin Todesdrohungen erhielt, sah sie nur noch das Exil als Ausweg (ebd., S. 12–13).

ICIT als eine Form der Folter greift die Autonomie, Kontrolle und den freien Willen von Personen an. Unterschiede, die zum Teil auch für Zersetzungsmaßnahmen gelten, bestehen darin, dass sowohl Zersetzung als auch ICIT eine unspezifische Angst erzeugen, da kein Bezug zu den Täter\*innen hergestellt werden kann und die Angriffe verdeckt beziehungsweise

anonym durchgeführt werden (Pérez-Sales/Serra 2020, S. 10–11). Öffentliche Diffamierung geschieht im öffentlichen Raum und erzeugt eine andere Art von Scham als die Erniedrigung, die bei Folter in Gefangenschaft erzeugt wird.

Die Anonymität und Straflosigkeit der Täter\*innen befähigt und animiert diese zu größerer Grausamkeit. Anders als bei der Folter in Gefangenschaft sind die Folgen der Angriffe für die Täter\*innen nicht direkt ersichtlich. Im Falle der ICIT können Anhaltspunkte wie die Internetpräsenz aushelfen, um die Wirkungen zu kontrollieren. Bei Fällen von Zersetzung wurden Informationen durch IMs und andere Personen zu zurück liegenden Ereignissen gesammelt und an das MfS weitergegeben. Beide Konzepte bedienen sich Methoden, die zu jeder Tageszeit durchgeführt werden können und die zu permanentem Stress bei den angegriffenen Personen führen. Im Falle von Online-Aggressionen kommt es oft zu Schneeball-Phänomenen: einzelne Angriffe führen dazu, dass immer mehr Menschen diese ohne weitere Aufforderung mit durchführen. Ähnliche Phänomene konnten durch die Zerstörung des Rufes, Diffamierungen und Aufrufen zum Ausgrenzen bei der Zersetzung erfolgt sein. Die Angriffe wurden bzw. werden dadurch unvorhersagbar, was wiederum zu erhöhter Hilflosigkeit führt.

### 3 Effekte von Repressionen und Zersetzung: Angst, chronischer Stress und Erschöpfungsprozesse

Mit Repressionen wird bezweckt, dass oppositionelles Verhalten eingestellt wird oder gar nicht erst entsteht. Dabei versuchen die Ausführenden Druck auf aktuelle oder potenzielle Oppositionelle auszuüben. Harte Repressionen folgen dabei einer sehr direkten Wirkungsweise: Genozide und Mord schalten Oppositionelle direkt aus und schüchtern weitere Dissidenten ein. Dasselbe gilt für Methoden wie Haft und Folter. Diese Methoden lösen zusätzliche starke Angst aus und diese soll Menschen davon abhalten, oppositionelles bzw. unerwünschtes Verhalten zu zeigen. Im Normalfall sollen Repressionen daher Angst auslösen und die Betroffenen der Repressionen somit davon abbringen, das oppositionelle Verhalten weiterzuführen. Im Falle harter Repressionen ist dieser Gedankengang klar nachvollziehbar: durch Angst vor Verhaftungen sollen Menschen beispielsweise davon abgebracht werden, zu Demonstrationen zu gehen.

Moderne und weiche Methoden der Repression wie Zersetzung und Cyberfolter nutzen weitere Mittel, um die Betroffenen aus dem psychischen Gleichgewicht zu bringen. Sie erzeugen möglichst hohen Dis-Stress, die negative Form von Stress, indem sie die Betroffenen wiederholt mit Aufgaben konfrontieren, die deren Bewältigungsmöglichkeiten übersteigen oder stark beanspruchen (Selye 1956).

Die Zersetzungsmethoden waren in ihrer Intensität, Dauer, Häufigkeit und Unvorhersagbarkeit besonders starke, in der Regel chronische Stressoren. Wie im Fall von Herrn P. schränkten sie zusätzlich die persönlichen, materiellen und sozialen Ressourcen ein, die diese zur Bewältigung der Stressoren benötigten.

Einige Methoden der Zersetzung, die auch bei Herrn P. angewandt wurden, zählen zu den am stressreichsten bewerteten Lebensereignissen, wie der Verlust des Arbeitsplatzes und Verlust eines Familienangehörigen (Holmes/Rahe 1967). Zeitgleich blieb der Apparat harter repressiver Maßnahmen immer erhalten, sodass viele Betroffene mit der Angst vor Verhaftungen umgehen mussten. Die verdeckte Durchführung der Repressionen führt dazu, dass die Betroffenen keine präventiven Schutzmechanismen anwenden können. So wussten Sie nicht, welche ihrer Handlungen Repressionen auslösten. Wie bei der ICIT werden eher diffuse

Ängste erzeugt, für die keine stimmige Quelle gefunden werden kann. Anders als bei direkter Gewalt und harten Repressionen fehlt der Bezug zum Aggressor, was die Unvorhersagbarkeit erhöht. Auch, wenn Betroffene erahnten, dass ihr oppositionelles Verhalten dazu führte, dass Sie Repressionen erlebten, waren Sie nach Akteneinsicht häufig über das Ausmaß erstaunt.

Bereits 1946 stellte Selye fest, dass langanhaltender Stress zu einer Erschöpfungsreaktion führen kann, die mit langfristigen körperlichen und psychischen Einschränkungen verbunden ist. Die langanhaltende Anspannung, der die Betroffenen ausgesetzt waren bzw. bei heutigen vergleichbaren Konzepten ausgesetzt sind, verändert außerdem die Informationsverarbeitung weiterer Reize. Menschen, die sich in einem ängstlich-nervösen Zustand befinden, nehmen Informationen über Risiken und Gefahren verstärkt wahr und sehen mehr potenzielle Gefahren (Berenbaum/Thompson/Pomerantz 2007; Petersen 2010). Lange Phasen intensiven Stresses haben weitreichende Konsequenzen für das körperliche und seelische Wohlbefinden und können zu Veränderungen im Gehirn, Verschlechterung des Immunsystems, Veränderungen im kardiovaskulären System, sowie Problemen im gastrointestinalen und endokrinen System führen (Yaribeygi et al. 2017). Chronische Stressoren erhöhen zusätzlich die Vulnerabilität für psychische Störungen, wie Depressionen, Burnout und Post-Traumatische-Belastungsstörungen (PTBS) sowie für neurokognitive Krankheiten, wie Demenz und Alzheimer (Marin et al. 2011).

Studien mit Betroffenen von Zersetzung zeigen ein hohes Maß an psychischen Folgestörungen. Dabei wiesen 60% bis 70% der untersuchten Betroffenen eine psychische Störung auf, wobei die Lebenszeitprävalenz affektiver Störungen (34%-38%) am höchsten lag, gefolgt von Angststörungen (23%-26%) und Somatoformen Störungen (28%) (Spitzer et al. 2006; Spitzer et al. 2007b). Im Vergleich zu Referenzwerten aus der Allgemeinbevölkerung berichteten Betroffene auch einen schlechteren Gesundheitszustand, ein höheres Maß an interpersonellen Schwierigkeiten, eine geringere Lebensqualität und ein geringeres Kohärenzgefühl, sie fühlen sich also weniger dazu fähig mit Herausforderungen in ihrem Leben umzugehen (Spitzer et al. 2006; Spitzer et al. 2007a). Zudem zeigen Beispiele, wie der Suizid des Sohnes von Herrn P., dass Zersetzungsmaßnahmen auch erhebliche Belastungen für die Kinder der Betroffenen darstellten (Trobisch-Lütge 2020).

Zudem besteht die Möglichkeit einer Traumatisierung, insbesondere wenn Zersetzung mit politischer Haft oder Unfällen kombiniert wurde. Inwiefern Zersetzungsmaßnahmen ohne erlebte Todesgefahr das A-Kriterium von PTBS (Erleben eines Ereignisses, das schwere körperliche Verletzung oder tatsächlichen oder drohenden Tod oder sexuelle Gewalt beinhaltet) erfüllt, ist nicht ganz klar (APA [American Psychiatric Association] 2018). Die strenge Auslegung des A-Kriteriums führte auch in Zusammenhang mit dem Erleben psychischer Folter in politischer Gefangenschaft zu Problemen bei der Diagnose einer PTBS. Ebbinghaus et al. (2016, S. 131) stellten diesbezüglich fest, dass das erlebte Ausmaß an Ohnmacht und existenzieller Angst ebenfalls ausreicht, um das A-Kriterium zu erfüllen.<sup>2</sup> Im Rahmen von Zersetzungsmaßnahmen sollte also ebenfalls geprüft werden, wie stark die erlebten Ohnmachtsgefühle und existenziellen Ängste waren, die durch die Maßnahmen der Staatssicherheit erzeugt wurden. Diese Untersuchung kann auch Aufschluss darüber geben, inwiefern Zersetzung das konstitutive Element der „Machtlosigkeit“ für psychische Folter erfüllt (Melzer 2000). Entsprechen die erlebten Zersetzungsmaßnahmen diesem Kriterium, könnten sie als politisches Trauma den interpersonellen langanhaltenden bzw. mehrfach erlebten Typ-II Traumata zugeordnet werden (Maercker 2009, S. 15).

2 Ebbinghaus et al. kritisieren außerdem das Streichen des A2-Kriteriums aus dem DSM IV-TR (APA [American Psychiatric Association] 2003) nach dem auf das Ereignis „intensive Furcht, Hilflosigkeit oder Entsetzen“ folgt. Diese Klassifikation macht es schwieriger psychische Folter als Trauma zu bewerten.

Besonders prozesshafte Konzepte von Traumatisierung, die diese in verschiedene Phasen einteilen und damit auch Ereignisse vor und nach dem traumatische(n) Ereignisse(n), miteinbeziehen können Folgen von politischer Verfolgung erklären (Heller 2023; Keilson 2005). In Kontexten von (politischem) Unrechtserleben ist für die psychische Gesundheit der Betroffenen auch relevant, wie in gesamtgesellschaftlichen und individuellen Fällen Gerechtigkeit wiederhergestellt und das Erlebte wiedergutmacht wird. Über Betroffene aus der DDR werden häufig chronische Ungerechtigkeits- und Verbitterungszustände berichtet (Trobisch-Lütge 2015, S. 152). Konzepte wie Verbitterungssyndrom und Verbitterungsstörung werden im Zusammenhang mit Betroffenen aus der DDR jedoch auch kritisiert: Sie führen dazu, dass die Schuld für das Leid bei den Betroffenen gesucht wird und lenken von der gesamtgesellschaftlichen und politischen Verantwortung der Wiedergutmachung ab (Knorr 2015).

Ein Konzept, das ebenfalls mit politischem Aktivismus in Zusammenhang gebracht wird, ist das der „emotional attrition“ (emotionale Abnutzung) (Peña/Meier/Nah 2021, S. 3–5). Es ähnelt dem Stressmodell und beschreibt eine mögliche Wirkungsweise von Repressionen genauer. Das Modell soll das Ausmaß des Rückzugs von Aktivist\*innen aus Oppositionsbewegungen vorhersagen, zeigt aber auch, welchen Effekt anhaltende Repression auf Betroffene hat.

Dem Modell nach interagieren die Repressionsmaßnahmen mit sozio-politischen, ökonomischen und kulturellen Umgebungsfaktoren sowie der Familie und Gemeinschaft und stellen bestimmte emotionale Herausforderungen an die Betroffenen. Diese müssen dann, solange die Opposition und Repression fortgesetzt werden, entweder unterdrückt oder verstärkt werden, auch in Bezug auf das Bild, dass nach außen hin getragen wird, ein Prozess, den Hochschild (1979) bezogen auf Arbeitsanforderungen als „emotion work“ bezeichnete (Goodwin/Pfaff 2001). Dieser Prozess benötigt ein hohes Maß an kognitiven Ressourcen und kann, besonders bei starken Anforderungen an die Individuen, zu Erschöpfungsprozessen führen. Wird dieser Prozess zu belastend, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass die Betroffenen ihren Aktivismus zumindest zum Teil aufgeben. Wichtig dabei sind auch die Umgangsstrategien, die Personen zur Bewältigung der Ansprüche aus der Umgebung und zur Bearbeitung ihrer Emotionen nutzen.

Peña/Meier/Nah (2021) untersuchten diesen Erschöpfungsprozess der „emotional attrition“ bei 130 Aktivist\*innen aus Kolumbien, Indonesien und Kenia, die unterschiedlichen Risiken ausgesetzt waren. Diejenigen, die besonders hohen Risiken ausgesetzt waren, berichteten davon, ihr Verhalten verändert zu haben, um negative Konsequenzen zu vermeiden. Dieses Vermeidungsverhalten erschwerte allerdings ihre Lebensweise und Arbeit zusätzlich. Die Studie stellte außerdem fest, dass Regime auch Prozesse emotionaler Abstumpfung nutzen, um oppositionelles Verhalten zu unterdrücken (ebd., S. 13). Sie fanden heraus, dass Regime kontextuelle Stressoren und individuelle emotionale Schwächen ausnutzen, um den Effekt der Repressionsmaßnahmen zu vergrößern.

Sind Menschen zu lange starken Belastungen durch „emotion work“ und den daraus resultierenden Erschöpfungsprozessen ausgesetzt, kann das zu einer Reihe von Symptomen und psychischen Beeinträchtigungen führen. Diese ähneln denen, die Betroffenen von Zersetzung berichten, wie zum Beispiel psychosomatische Störungen, Störungen des Sozialverhaltens, aber auch affektiven Störungen und Symptome, wie Depersonalisation und chronische Müdigkeit (Zapf 2002; Spitzer 2007a, 2007b).

## 4 Diskussion

Inwieweit lag Pross (2002) mit der Aussage, dass Zersetzung „Ein Blick in das zukünftige Instrumentarium von Diktaturen“ darstellt, nun richtig? Dafür sprechen die neuen Formen der Verfolgung durch technik-gestützte Mittel, die Zunahme an Überwachung und Berichte von Aktivist\*innen sowie Expert\*innen. Ähnlich wie in der Richtlinie 1/76 festgehalten, wurden Methoden tatsächlich ergänzt und weitergedacht. Dabei steht vor allem die technische Entwicklung im Vordergrund, die in den letzten Jahrzehnten ein breites Spektrum neuer Angriffsmöglichkeiten, sowohl für harte als auch für weiche Repression, hervorbrachte. Auch die Ähnlichkeit der erzielten emotionalen Reaktion, die sich von einem Wechsel von Angst als einzige evozierte Emotion zur Unterdrückung hin zum Auslösen komplexerer Stresssituationen auszeichnet, spricht dafür, dass Zersetzung ein früh und institutionell definiertes Methodenspektrum darstellte. Im Gegensatz zu den harten Formen der Repressionen mit klar sichtbarer Täterschaft und definierbaren Konsequenzen wird durch Maßnahmen wie Zersetzung und „ICIT“ durch die häufig größtenteils verdeckte Durchführung intensiver und langer Stress, häufig gepaart mit diffusen Ängsten, die nicht adäquat auf Aggressoren und/oder auslösende Ereignisse bezogen werden können, ausgelöst.

Da es aber auch zeitgleich zur Entstehung von Zersetzungsmaßnahmen ähnliche Repressionsformen, z.B. in den USA in Form der COINTELPRO-Programme gab, ist sie vielleicht eher Teil einer Entwicklung, die zeitlich schon vorher begann sowie sich bei vielen Staaten finden lässt.

Sie scheint sich damit außerdem nicht auf Diktaturen zu beschränken. Insbesondere Staaten, die sich rechtsstaatlich geben und motiviert sind nach außen und innen hin hohe Freiheitsgrade proklamieren zu können, sind dazu motiviert, die weniger häufig und auch durch die verdeckte Durchführung schwieriger erfassbaren weichen Repressionen anzuwenden. Aufgrund der tiefgreifenden Folgen für Betroffene und deren soziales Umfeld müssen auch weiche Repression und psychische Gewalt bei Messungen von Repression in verschiedenen Ländern miteinbezogen werden (Kinzelbach/Spannagel 2018, S. 192). Entscheidend ist auch, dass Methoden zur Erfassung gezielter schädlicher Repressionen gegen Einzelne weiterentwickelt und umgesetzt werden. Werden psychische Formen der Gewalt vernachlässigt, besteht die Gefahr, dass Regierungen verstärkt auf diese zurückgreifen, um nach außen hin demokratischer zu wirken.

Wie auch bei der Methode der Zersetzung an sich bleibt unklar, welche Rolle der Zuwachs an psychologischem Wissen bei der Auswahl der Repressionsmethoden spielt. Psychologisches Wissen kann schon durch eine Psychologisierung der Gesellschaft Einzug in Repressionsprozesse finden. Das Konzept der „emotion work“ war in der DDR in Bezug auf emotionale Arbeit, die am Arbeitsplatz gebraucht wird, jedoch bekannt (Hacker 1973) und somit dort auch prinzipiell verfügbar war.

In der Praxis führt Repression zu gemischten Ergebnissen (Smithey/Kurtz 2018). Es gibt keinen eindeutigen Zusammenhang zwischen Ausmaß von Repressionen und Protest und erhöhte Repressionen können auch zu erhöhter Instabilität des repressiven Regimes führen. Dieser Umstand wird häufig als Repressions-Paradox beschrieben und wurde von vielen untersucht (Davenport 2007; Kurtz/Smithey/Martin 2018; Jämte/Ellefsen 2020). Da es keine eindeutigen wissenschaftlichen Belege dafür gibt, dass und welche Form von Repression wirksam darin ist, Protest zu unterdrücken, scheint der Prozess der Repression an sich nicht rational geleitet zu sein. Repressionen werden eher reaktiv auf oppositionelles Verhalten angewandt, ohne ihre Wirksamkeit zur Unterdrückung oppositionellen Verhaltens zu überprüfen. Zeitgleich können wissenschaftliche Ansätze dazu genutzt werden, den Betroffenen Leid und andere negative Gefühle zuzufügen.

Problematisch ist auch die Unterscheidung zwischen weichen und harten Repressionen: wenn weiche Repressionen miteinander kombiniert und personalisiert gegen Einzelpersonen durchgeführt werden, kann das zu starken negativen Konsequenzen für die Betroffenen führen (Frommer 2002; Peña/Meier/Nah 2021, S. 13). Diese müssen bei der Beurteilung als Repressionsmaßnahme ebenfalls betrachtet werden. Wie Peña, Meier und Nah (2021, S. 2) in ihrer Studie ausdrücken, sollten nicht nur die expliziten Repressionen miteinbezogen werden, sondern auch die erweiterten Umgebungsfaktoren wie Familie und soziokulturelle Faktoren.

Betrachtet man, dass Folter auch durch rein psychologische/psychische Maßnahmen durchgeführt werden kann, erscheint es eher unlogisch, diese zwar als harte Repression einzustufen, die teilweise sehr gezielten Angriffe gegen Personen jedoch weiter als weiche Repression zu klassifizieren, obwohl diese weitreichende emotionale, soziale und psychische Konsequenzen haben und andere Voraussetzungen für Folter erfüllen. Da viele Arten der weichen Repression auch gegen große Teile der Bevölkerung angewendet werden können, verliert man hier auch an Trennschärfe, wenn politische Gegner\*innen gezielt mehrere Arten der weichen Repression ertragen müssen. Sie leben damit nicht nur in ihren Freiheiten eingeschränkt, sondern sind auch großen negativen psychischen und langfristig auch physischen Risiken ausgesetzt.

Eine mögliche Lösung zur Einordnung konzentrierter und personalisierter Repressionen besteht darin, weiterhin zwischen weichen und harten Methoden der Repression zu unterscheiden, dafür aber die Klassifizierung mit high oder low-intensity zu erweitern. Die Einschätzung als Repression mit hoher Intensität bzw. mit geringer Intensität kann dann über die Anzahl der gerichteten Angriffe oder der eigentlich gefühlten Intensität erfolgen. Das daraus resultierende zweidimensionale System kann dazu genutzt werden, personalisierte Repressionen einzuordnen.

Zersetzungsmassnahmen würden, wenn Sie nicht mit harten Formen der Repression ergänzt werden, nach dieser zweidimensionalen Kategorisierung als weiche Repression mit hoher Intensität eingeordnet werden. Andererseits müsste geprüft werden, inwieweit Zersetzung als eine folterähnliche Maßnahme, wie zum Beispiel die Cyberfolter eingeordnet werden kann. In diesem Fall wäre eine Einschätzung als harte Repression treffender.

Wichtige Forschungsziele sollten darauf ausgerichtet werden, weiche Repressionen in Freiheits- bzw. Repressionsindizes miteinzubeziehen und dazu anwendbare Erhebungsmethoden zu entwickeln. Zeitgleich ist es wichtig technische und kommunikations-gestützte Mittel der Repression weiter zu untersuchen. Nicht zuletzt sollte erforscht werden, inwiefern persönlichkeitsorientierte und gezielte Prozesse wie Zersetzung ähnliche wie bei den Konzepten der ICIT und Cyberfolter, bereits Kriterien für Folter erfüllen oder ob diese anders von nicht-gerichteten Repressionen abgegrenzt werden können.

Hinsichtlich der Folgen von chronischem Stress durch intensive personalisierte Repressionsmethoden wie Zersetzung sollten spezifische Hilfs- und Beratungsprogramme in verschiedenen Kontexten (z.B. Therapie, Beratung, Menschenrechtsorganisationen) entwickelt werden, an deren Entwicklung vor allem auch Expert\*innen mit spezifischen Hintergrundwissen zu Repressionsmethoden mitwirken. Diese sollten über Erscheinungsformen moderner Repression und deren Folgen aufklären und Möglichkeiten finden diese zu bewältigen, zum Beispiel in psychotherapeutischen Kontexten. Die weitere Erforschung schließt somit auch die Entwicklung geeigneter psychodiagnostischer Verfahren zur Erfassung des repressionsbezogenen Stresslevels und der Bewältigungsformen ein. Im Kontext von Zersetzung und DDR-Unrecht fehlt es zudem noch an Studien zu möglichem traumatischem Erleben von Zersetzungsmaßnahmen ohne Haft. Auch die Situation der Kinder der Betroffenen sollte weiter untersucht werden (Heller 2023). Zudem ist es notwendig auch in behördlichen und juristischen Kontexten Aufklärung über moderne, verdeckte und psychische Formen vorwiegend weicher Repression zu leisten, diese anzuerkennen, neue Erkenntnisse in Gesetzgebungen

zu integrieren und Gerechtigkeit wiederherzustellen. So kann auch einer möglichen Verbit-  
terung entgegengewirkt werden.

## Literatur

- APA (American Psychiatric Association) (2003): Diagnostisches und statistisches Manual psychischer Störungen. Textrevision – DSM-IV-TR. 4. Auflage Göttingen/Bern/Toronto/Seattle.
- APA (American Psychiatric Association) (2018): Diagnostisches und statistisches Manual psychischer Störungen DSM-5®. 2. Auflage Göttingen.
- Berenbaum, H./Thompson, R.J./Pomerantz, E.M. (2007): The relation between worrying and concerns: the importance of perceived probability and cost. In: *Behaviour research and therapy*, 45. Jg., H. 2, S. 301–311. <https://doi.org/10.1016/j.brat.2006.03.009>
- Borbe, A. (2010): Die Zahl der Opfer des SED-Regimes. Erfurt.
- Bouvier, B. (1999): Politische Repression in der SBZ/DDR und ihre Wahrnehmung in der Bundesrepublik. – Teil 2. In: Boll, F./Bouvier, B./zur Mühlen, P.v./Dowe, D. (Hrsg.): *Politische Repression in der SBZ, DDR und ihre Wahrnehmung in der Bundesrepublik. Vorträge einer Sektion auf dem Berliner „Geschichtsforum 1949 – 1989 – 1999. Getrennte Vergangenheit – Gemeinsame Geschichte?“*, am 29. Mai 1999. Bonn, S. 7–14.
- Bundesbeauftragte für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik (BStU), Ministerium für Staatssicherheit (1976): Richtlinie 1/76 zur Bearbeitung Operativer Vorgänge, BStU, MfS, AGM, Nr. 198, Bl. 307-367, S. 307–367. <https://www.stasi-mediathek.de/medien/richtlinie-176-zur-bearbeitung-operativer-vorgaenge/blatt/310/> (08. Februar 2021)
- Byler, D. (2021): In the camps. China's high-tech penal colony. New York.
- Cunningham, D. (Hrsg.) (2004): There's something happening here. The New Left, the Klan, and FBI counterintelligence. Berkeley. <https://doi.org/10.1525/california/9780520239975.001.0001>
- Davenport, C. (2007): State Repression and Political Order. In: *Annual Review of Political Science*, 10. Jg., H. 1, S. 1–23. <https://doi.org/10.1146/annurev.polisci.10.101405.143216>
- Earl, J. (2003): Tanks, Tear Gas, and Taxes: Toward a Theory of Movement Repression. In: *Sociological Theory*, 21. Jg., H. 1, S. 44–68. <https://doi.org/10.1111/1467-9558.00175>
- Earl, J. (2011): Political Repression: Iron Fists, Velvet Gloves, and Diffuse Control. In: *Annual Review of Sociology*, 37. Jg., H. 1, S. 261–284. <https://doi.org/10.1146/annurev.soc.012809.102609>
- Eghigian, G. (2004): The Psychologization of the Socialist Self: East German Forensic Psychology and its Deviants, 1945-1975. In: *German History*, 22. Jg., H. 2, S. 181–205. <https://doi.org/10.1191/0266355404gh305oa>
- Feldstein, S. (2019): The Global Expansion of AI Surveillance. Washington DC. [https://carnegieendowment.org/files/WP-Feldstein-AISurveillance\\_final1.pdf](https://carnegieendowment.org/files/WP-Feldstein-AISurveillance_final1.pdf) (23. August 2022)
- Ferree, M.M. (2004): Soft Repression: Ridicule, Stigma, and Silencing in Gender-Based MovementS. In: Myers, D.J./Cress, D.M. (Hrsg.): *Authority in contention*. 1. Auflage Amsterdam/Boston/Heidelberg, S. 85–101. [https://doi.org/10.1016/S0163-786X\(04\)25004-2](https://doi.org/10.1016/S0163-786X(04)25004-2)
- Frommer, J. (2002): Psychische Störungen durch globale gesellschaftliche Veränderungen – Zur politischen Traumatisierung der Bevölkerung in den neuen Bundesländern. In: *Fortschritte der Neurologie-Psychiatrie*, 70. Jg., H. 8, S. 418–428. <https://doi.org/10.1055/s-2002-33060>
- Generalversammlung der Vereinten Nationen (1984): Übereinkommen gegen Folter und andere grausame, unmenschliche oder erniedrigende Behandlung oder Strafe. In: *UN-Antifolterkonvention*, 1465. Jg., H. 1, S. 85.
- Gerschewski, J. (2013): The three pillars of stability: legitimation, repression, and co-optation in autocratic regimes. In: *Democratization*, 20. Jg., H. 1, S. 13–38. <https://doi.org/10.1080/13510347.2013.738860>

- Goodwin, J./Pfaff, S. (2001): Emotion Work in High-Risk Social Movements. In: Goodwin, J. (Hrsg.): *Passionate politics. Emotions and social movements*. Chicago, S. 282–302. <https://doi.org/10.7208/chicago/9780226304007.003.0017>
- Hacker, W. (1973): *Allgemeine Arbeits- und Ingenieurspsychologie*. Berlin.
- Heller, A. (2023). Transgenerationale Erinnerungsprozesse in ihrem gesellschaftlichen Kontext. Über Nachkommen politischer NS-Verfolgter in Ost- und Westdeutschland. In: *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 24. Jg., H. 1.
- Hochschild, A.R. (1979): Emotion Work, Feeling Rules, and Social Structure. In: *American Journal of Sociology*, 85. Jg., H. 3, S. 551–575. <https://doi.org/10.1086/227049>.
- Holmes, T.H./Rahe, R.H. (1967): The social readjustment rating scale. In: *Journal of Psychosomatic Research*, 11. Jg., H. 2, S. 213–218. [https://doi.org/10.1016/0022-3999\(67\)90010-4](https://doi.org/10.1016/0022-3999(67)90010-4)
- Jämte, J./Ellefsen, R. (2020): The Consequences of Soft Repression. In: *Mobilization: An International Quarterly*, 25. Jg., H. 3, S. 383–404. <https://doi.org/10.17813/1086-671X-25-3-383>.
- Keilson, H. (2005) [1979]: *Sequentielle Traumatisierung bei Kindern: Untersuchung zum Schicksal jüdischer Kriegswaisen*. Stuttgart/Gießen.
- Kinzelbach, K./Spannagel, J. (2018): New ways to adress an old problem: political repression. In: Rodríguez Garavito, C.A./Gomez, K. (Hrsg.): *Rising to the populist challenge. A new playbook for human rights actors*. Bogotá, S. 185–195.
- Klier, F. (2021): *Unter mysteriösen Umständen. Die politischen Morde der Staatssicherheit*. Freiburg/Basel/Wien.
- Knauer, F. (2013): *Der Schutz der Psyche im Strafrecht*. Tübingen. <https://doi.org/10.1515/zstw-2014-0016>
- Knorr, S. (2015): Anerkennung und sequentielle Traumatisierung: Eine Analyse der postdiktatorischen Lebenssituation politisch Verfolgter des SED-Regimes. In: Neumann-Becker, B./Frommer, J./Regner, F./Knorr, S. (Hrsg.): *SED-Verfolgte und das Menschenrecht auf Gesundheit. Die Anerkennung gesundheitlicher Folgeschäden sowie psychosoziale, therapeutische und seelsorgerische Perspektiven*. Halle, S. 44–55.
- Kurtz, L.R./Smithy, L.A./Martin, B. (Hrsg.) (2018): *The paradox of repression and nonviolent movements*. Syracuse/New York. <https://doi.org/10.2307/j.ctt20p56zh>
- Levitsky, S./Way, L.A. (2010): *Competitive authoritarianism. Hybrid regimes after the Cold War*. Cambridge. <https://doi.org/10.1017/CBO9780511781353>
- Maercker, A. (Hrsg.) (2009): *Posttraumatische Belastungsstörungen*. Mit 10 Tabellen und zahlreichen Fallbeispielen. 3. Auflage Heidelberg. <https://doi.org/10.1007/978-3-540-88489-7>
- Marin, M.-F./Lord, C./Andrews, J./Juster, R.-P./Sindi, S./Arsenault-Lapierre, G./Fiocco, A. J./Lupien, S.J. (2011): Chronic stress, cognitive functioning and mental health. In: *Neurobiology of learning and memory*, 96. Jg., H. 4, S. 583–595. <https://doi.org/10.1016/j.nlm.2011.02.016>
- Mausfeld, R. (2009): *Foltern für das Vaterland*. <http://www.schattenblick.net/infopool/sozial/psychol/spber076.html> (20. August 2021)
- Melzer, N. (2020): *Torture and other cruel, inhuman or degrading treatment or punishment – Report of the Special Rapporteur*. Genf.
- Müller-Enbergs, H. (2008): *Die inoffiziellen Mitarbeiter*. Berlin
- Nussmann, H.D. (2022): *Psychologie und Folter*. In: Cohrs, C./Knab, N./Sommer, G. (Hrsg.): *Handbuch Friedenspsychologie*. Marburg. <https://doi.org/10.17192/ES2022.0034>
- Organization for Security and Co-operation in Europe (1975): *Schlussakte von Helsinki*. <https://www.osce.org/de/mc/39503> (27. September 2022)
- Patel, N. (2011): The Psychologization of Torture. In: *De-Medicalizing Misery*, S. 239–255. [https://doi.org/10.1057/9780230342507\\_18](https://doi.org/10.1057/9780230342507_18)
- Peña, A.M./Meier, L./Nah, A.M. (2021): Exhaustion, Adversity, and Repression: Emotional Attrition in High-Risk Activism. In: *Perspectives on Politics*, 20. Jg., H. 4, S. 1–16. <https://doi.org/10.1017/S1537592721003273>.
- Pérez-Sales, P./Serra, L. (2020): Internet and communications as elements for CIDT and Torture. Initial reflections in an unexplored field. In: *Torture Journal*, 30. Jg., H. 1, S. 5–22. <https://doi.org/10.7146/torture.v30i1.120593>.

- Petersen, M.B. (2010): Distinct Emotions, Distinct Domains: Anger, Anxiety and Perceptions of Intentionality. In: *The Journal of Politics*, 72. Jg., H. 2, S. 357–365. <https://doi.org/10.1017/S002238160999079X>.
- Pingel-Schliemann, S. (2008): Lebenswege. Im Schatten des Staatssicherheitsdienstes. Schwerin.
- Pross, C. (2002): „Zersetzung“ Psychologische Techniken der Staatssicherheit und ihre Folgen. Ein Blick in das zukünftige Instrumentarium von Diktaturen? In: Birck, A./Pross, C./Lansen, J. (Hrsg.): *Das Unsagbare: Die Arbeit mit Traumatisierten im Behandlungszentrum für Folteropfer Berlin*. Berlin/Heidelberg, S. 271–287. [https://doi.org/10.1007/978-3-642-56086-6\\_17](https://doi.org/10.1007/978-3-642-56086-6_17)
- Richter, H. (2015): *Die operative Psychologie des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR*. 3. Auflage Frankfurt a.M.
- Salimovich, S./Lira, E./Weinstein, E. (1992): Victims of fear: The social psychology of repression. In: Corradi, J.E./Fagen, P.W./Garretón, M.A. (Hrsg.): *Fear at the edge: State terror and resistance in Latin America*. Berkeley, California, S. 72–89. <https://doi.org/10.1525/9780520912205-005>
- Schmiedebach, H.-P. (2021): Anmerkungen zur Wissenschaftlichkeit der "Operativen Psychologie". In: Maercker, A./Gieseke, J./Dörre, S./Freese, A./Guski-Leinwand, S./Koch, U./Krätznner-Ebert, A./Lanski, K. (Hrsg.): *Psychologie als Instrument der SED-Diktatur. Theorien – Praktiken – Akteure – Opfer*. 1. Auflage Bern, S. 91–108.
- Selvage, D. (2022a): Brüderliche Zusammenarbeit und ihre Grenzen: Stasi, KGB und die Gesellschaft für Menschenrechte. In: Selvage, D./Herbsttritt, G. (Hrsg.): *Der "große Bruder". Studien zum Verhältnis von KGB und MfS 1958 bis 1989*. Göttingen, S. 219–242. <https://doi.org/10.13109/978366317330.219>
- Selvage, D. (2022b): KGB, MfS und Andrej Sacharow 1975-1980. In: Selvage, D./Herbsttritt, G. (Hrsg.): *Der „große Bruder“*. Studien zum Verhältnis von KGB und MfS 1958 bis 1989. Göttingen, S. 243–286. <https://doi.org/10.13109/9783666317330.243>
- Selye, H. (1946): The general adaptation syndrome and the diseases of adaptation. In: *The Journal of Clinical Endocrinology & Metabolism*, 6. Jg., H. 2, S. 117–230. <https://doi.org/10.1210/jcem-6-2-117>.
- Selye, H. (1956): *The stress of life*. New York.
- Smithey, L.A./Kurtz, L.R. (2018): Rethinking Repression: Where Do We Go from Here? In: Kurtz, L.R./Smithey, L.A./Martin, B. (Hrsg.): *The paradox of repression and nonviolent movements*. Syracuse/New York, S. 300–320. <https://doi.org/10.2307/j.ctt20p56zh.18>
- Spitzer, C./Plock, K./Ulrich, I./Mothes, J./Freyberger, H.J. (2006): Überwacht und zersetzt. Die psychosozialen Folgen für Betroffene nicht-strafrechtlicher Repressionsformen in der ehemaligen DDR. Abstract. In: *PPmP – Psychotherapie · Psychosomatik · Medizinische Psychologie*, 56. Jg., H. 2. <https://doi.org/10.1055/s-2006-934313>
- Spitzer, C./Plock, K./Ulrich, I./Mothes, J./Drescher, A./Gürtler, L./Freyberger, H.J. (2007a): Lebensqualität, interpersonale Probleme und Kohärenzgefühl bei Betroffenen nicht-strafrechtlicher Repressionen in der ehemaligen DDR. In: *Zeitschrift für Psychotraumatologie, Psychotherapiewissenschaft, Psychologische Medizin*, 5. Jg., H. 1, S. 41–52.
- Spitzer, C./Ulrich, I./Plock, K./Mothes, J./Drescher, A./Gürtler, L./Freyberger, H.J./Barnow, S. (2007b): Beobachtet, verfolgt, zersetzt – psychische Erkrankungen bei Betroffenen nichtstrafrechtlicher Repressionen in der ehemaligen DDR. In: *Psychiatrische Praxis*, 34. Jg., H. 2, S. 81–86. <https://doi.org/10.1055/s-2006-940059>
- Tanatarova, Z.T. (2015): Repressions of 1937-1938 in Kazakhstan and their Consequences. In: *IJHSSE*, 2. Jg., H. 1, S. 100–106.

# Staatlich organisierte Repression und Unterdrückung von ‚feindlich-negativen Personen‘. Eine qualitative Studie zur Banalität der Stasi

*Uwe Krähnke, Matthias Finster & Philipp Reimann*

**Zusammenfassung:** In dem Aufsatz wird der Frage nachgegangen, inwiefern die ca. 78.000 hauptamtlichen MfS-MitarbeiterInnen verstrickt waren in die Repressionsmechanismen ihres Ministeriums. Die Datenbasis bildeten über 70 mittels rekonstruktiver Verfahren ausgewertete qualitative Interviews mit ehemaligen MfS-Angehörigen. In Anlehnung an die berühmte These von Hannah Arendt wird argumentiert, dass es eine ‚Banalität der Stasi‘ gab. Demnach beruhte die hauptamtliche Stasi-Mitarbeit darauf, dass sich die Angehörigen des MfS freiwillig-willentlich und politisch-ideologisiert einer Institution unterwarfen, in der es zur Normalitätserwartung gehörte, dass der Staat in die Privatsphäre von Personen massiv eingreifen und gegen alternative Lebensentwürfe (jenseits der offiziös proklamierten ‚sozialistischen Persönlichkeit‘) vorgehen durfte. Eine weitere Strukturbedingung jener ‚Banalität der Stasi‘ war der hochgradig bürokratisch und konspirativ-geheimdienstlich organisierte militärische Dienstalltag im MfS. Die Angehörigen waren jeweils zuständig für nur einen relativ kleinen, abgetrennten Arbeitsbereich innerhalb dieser Riesen-Institution. Ihre indoktrinierte Grundhaltung war, die übertragenen Arbeitsaufgaben mit sozialer Distanz zu und ohne Empathie gegenüber den drangsalierten Personen zu verrichten. Durch diese systematisch erzeugte fragmentierte Verantwortlichkeit konnten kognitive Dissonanzen und moralische Gewissensprobleme bei den Hauptamtlichen minimiert werden. Das ‚Täter‘-Handeln wurde im MfS institutionalisiert, veralltäglicht und normalisiert.

**Schlagwörter:** Banalität der Stasi, Greedy Institution, Konformität, Ministerium für Staatssicherheit, rekonstruktive Sozialforschung, Stasi

## State Organized Repression and Suppression of ‘Hostile Negative Persons’. A Qualitative Study on the Banality of the Stasi

**Abstract:** This paper examines the extent to which the approximately 78,000 full-time employees of the Ministry for State Security (MfS or 'Stasi') were involved in the ministry's repressive mechanisms. The paper's data basis encompasses more than 70 qualitative interviews with former MfS members, evaluated by means of reconstructive methods. Following Hannah Arendt's famous thesis, it is argued that a 'banality of the Stasi' is evident. According to this thesis, the complicity of full-time Stasi employees was based on the fact that they voluntarily and willingly submitted themselves to a political-ideological institution in which the normal expectation was that the state may legitimately intervene massively in the private sphere of all individuals and take action against those embarking on non-confirming biographical paths (thus bucking the officially sanctioned 'socialist personality'). Another structural condition of that 'banality of the Stasi' was the highly bureaucratic and conspiratorial-secretive organization of everyday military service in the MfS. Each member was responsible for only a relatively small, separate area of work within this giant institution. Their indoctrinated

nated, fundamental attitude was to perform their assigned work tasks with social distance to and without empathy for the persons they were spying on and harassing. This systematically-generated fragmentation of accountability minimized cognitive dissonance and problems of conscience among the officers principally responsible for the daily work of repression. The ‘perpetrators’ actions were institutionalized, routinized and normalized in the MfS.

**Keywords:** banality of the Stasi, greedy institution, conformity, Ministry for State Security, reconstructive social research, Stasi

## 1 Einleitung

An der faktischen Durchsetzung der in der DDR-Verfassung fest verankerten SED-Herrschaft war das Ministerium für Staatssicherheit (MfS), als ‚Schild und Schwert der Partei‘ maßgeblich beteiligt. Zum Aufgabenbereich dieses 1950 gegründeten Staatsorgans gehörten nicht nur nachrichtendienstliche Tätigkeiten wie Auslandsspionage und Spionageabwehr sowie die Terrorismusbekämpfung. Das MfS war zudem maßgeblich in die Überwachung und Unterdrückung von Oppositionellen und politisch Andersdenkenden in der DDR involviert. Selbst die Kontrolle und Einflussnahme auf den Kulturbereich, die öffentlichen Medien und Kirchen sowie die Bearbeitung von Ausreiseanträgen in den Westen erfolgten durch das MfS. Die Aufgaben, Rechte, Pflichten und Befugnisse des MfS waren gesetzlich nicht vollständig geregelt. Zudem gab es keine parlamentarische Kontrolle durch die Volkskammer der DDR.

Mit der Berliner Zentrale, den 15 Bezirksverwaltungen und ca. 200 regional verteilten Kreisdienst- bzw. Objektdienststellen war das MfS flächendeckend in der DDR präsent. Der Personalbestand wurde in den vier Jahrzehnten seines Bestehens ständig aufgestockt. Ende 1989 gab es ca. 78.000 hauptamtliche MitarbeiterInnen sowie ca. 13.000 UnteroffizierInnen auf Zeit in den Wacheinheiten, ca. 189.000 inoffizielle MitarbeiterInnen (IM) und knapp zweihundert zivile Angestellte.<sup>1</sup>

Die herausgehobene Stellung des MfS im Herrschaftsgefüge der DDR, seine – wenn gleich verdeckte – Omnipräsenz im ganzen Land und seine justiziable Intransparenz könnten zu der Annahme verleiten, seine Angehörigen hätten ihre repressiven Handlungen willkürlich, unkontrolliert, bzw. in blinder Gefolgschaft gegenüber der SED ausgeführt oder sie seien sogar pathologisch-übergreifig gewesen. In dem vorliegenden Aufsatz wird eine gegenteilige Einschätzung getroffen.<sup>2</sup> Die These Hannah Arendts von der ‚Banalität des Bösen‘ adaptierend, soll gezeigt werden, dass es ‚ganz normale‘ Menschen waren, die ‚im Dienst der Staatssicherheit‘ andere Menschen überwachten, mit Methoden der ‚operativen Psychologie‘ unter Druck setzten, deren Freiheitsrechte sowie Privatsphäre massiv missachteten und rigoros gegen alternative Lebensentwürfe (jenseits der offiziös proklamierten ‚sozialistischen Persönlichkeit‘) vorgingen.

Wenn in diesem Aufsatz die Rede ist von der ‚Banalität der Stasi‘, dann ist damit nicht intendiert, die Machenschaften des DDR-Staatssicherheitsorgans herunterzuspielen oder sogar seine Angehörigen für ihr Handeln von damals zu entschuld(ig)en. Stattdessen soll anhand dieses 40 Jahre lang real existierenden staatssozialistischen Herrschaftsorgans aufgedeckt werden, welche organisationalen und psychosozialen Konstellationen es generell er-

1 Die hier genannten Zahlen sind nicht eindeutig belegbar (vgl. Gieseke 1995, S. 44; Kowalczuk 2013, S. 234; Krähnke et al. 2017, S. 18ff.).

2 In die Darstellung fließen Erkenntnisse aus früheren Veröffentlichungen der Autoren ein – insbesondere Krähnke/Finster 2006; Finster/Krähnke 2010; Krähnke et al. 2017; Leonhard/Krähnke 2019.

möglichen, dass Menschen Handlungen ausführen, die auf der Grundlage einer demokratisch verfassten und die Persönlichkeitsrechte der BürgerInnen wahren Grundordnung als inhuman und illegitim gelten.

## 2 Leitfrage der Untersuchung und methodisches Vorgehen

Im Mittelpunkt des vorliegenden Aufsatzes steht die Leitfrage: Inwiefern waren die hauptamtlichen MfS-MitarbeiterInnen verstrickt in die Repressionsmechanismen ihres Ministeriums? Es geht jedoch nicht um konkrete Handlungen während ihrer Dienstausbübung. Ebenso wenig können wir Autoren etwas Substanzielles aussagen über die tatsächlichen Folgen ihrer Bespitzelungs-, Überwachungs- und psychischen Zersetzungsmaßnahmen bei den ‚operativ bearbeiteten‘ Personen. Statt einer Analyse der operativen Vorgänge oder der Auswirkungen auf die Geschädigten ist der Beitrag darauf fokussiert, warum überhaupt Menschen in dem repressiven Staatsorgan MfS als hauptamtliche MitarbeiterInnen arbeiten und ‚funktionieren‘ konnten. Wie lässt sich erklären, dass Personen, die sich zu einem Dienst im MfS als SoldatIn, UnteroffizierIn oder OffizierIn verpflichtet hatten, zu ‚willigen und pflichtbewussten VollstreckerInnen‘ der SED-Herrschaftsausübung werden konnten?

Die hier vorgestellten Ergebnisse basieren auf einer empirischen Studie, in der ehemalige hauptamtliche MfS-MitarbeiterInnen in qualitativen Interviews befragt wurden<sup>3</sup>. Insgesamt wurden 72 lebensgeschichtlich-narrative Interviews (Schütze 1983) mit einer Dauer von jeweils ca. 90 Minuten durchgeführt. Zuvor wurden ca. 700 ehemalige MfS-MitarbeiterInnen angeschrieben, um die Bereitschaft für eine Interviewteilnahme einzuholen. Die Auswahl der konkreten InterviewpartnerInnen erfolgte nach dem Prinzip des Theoretical Sampling (Glaser/Strauss 1970) mittels fortlaufender minimaler und maximaler Fallkontrastierung. Als zielführende Auswahlkriterien für das Theoretical Sampling erwiesen sich vor allem die MfS-Dienststellenzugehörigkeit, der Karriereverlauf, der Dienstgrad und Aufgabenbereich, die Kohortenzugehörigkeit, das Geschlecht und die Dienstdauer. Bei der Auswertung des erhobenen Datenmaterials kamen mehrere sequenzanalytische Interpretationsschritte – im Sinne einer Methodenkombination – zum Einsatz. Es handelte sich um die formale Textanalyse, wie sie im Rahmen der Narrationsanalyse nach Fritz Schütze (1983) praktiziert wird, das gedankenexperimentelle Aufstellen von Lesarten im Sinne der Objektiven Hermeneutik nach Ulrich Oevermann, Tilman Allert, Elisabeth Konau und Jürgen Krambeck (1979) sowie den von Ralf Bohnsack (2008) für die Dokumentarische Methode entwickelten Zweierschritt formulierende und reflektierende Interpretation. Auch wenn die drei genannten Analyse-schritte aus verschiedenen methodischen Ansätzen stammen, sprechen für ihre Kombination zwei Aspekte. Zum einen wird jeweils ein methodisch kontrollierter und grundlagentheoretisch unterfütterter Umgang mit dem „Problem des Fremdverstehens“ (Schütz 1974, S. 106ff.; siehe auch Hirschauer/Amann 1997) angestrebt. Zum anderen ergänzen sich die drei Verfahren, was ihre jeweilige Analyseausrichtung anbelangt: Biografierrelevante Prozessabläufe und institutionalisiertes Handeln (Narrationsanalyse); kollektive Alltagsorientierungen, Habitus und Praktiken (Dokumentarische Methode) sowie latente Sinnstrukturen (Objektive Hermeneutik) ließen sich so gleichermaßen systematisch im Sinne einer multiperspektivisch

3 Es handelt sich um das 2012 bis 2015 unter der Leitung von Uwe Krähnke am Institut für Kulturwissenschaften der Universität Leipzig durchgeführte DFG-Projekt (eigene Stelle) Hauptamtliche Mitarbeiter der DDR-Staatssicherheit (GZ: KR 3503/1-1). Neben den beiden Mitautoren Matthias Finster und Philipp Reimann gehörten dem Forschungsteam auch Anja Zschirpe und Maria Eplinius an.

ausgerichteten, gegenstandsangemessenen empirischen Sozialforschung (Kleemann/Krähnke/Matuschek 2009, S. 209ff.; Strübing et al. 2018, S. 87) in den Blick nehmen. Entsprechend dieser methodologischen Ausrichtung ist die in der Einleitung bereits genannte These von der „Banalität der Stasi“ nicht a priori formuliert worden, wie bei hypothetisch-deduktiv angelegten Forschungsvorhaben. Vielmehr wurde die These im Zuge des Forschungsprozesses abduktiv entwickelt. Der abduktive Erkenntnisprozess kann freilich nicht in dem vorliegenden ergebnisorientierten Aufsatz dokumentiert werden.

### 3 Eingespannt im reglementierten Dienst für die DDR-Staatssicherheit und das elitäre Selbstbild

Die repressiven Übergriffe, die im Dienstauftrag der Staatssicherheit verübt wurden, lassen sich nicht fassen als Auswuchs einer *außeralltäglichen Krisensituation*, wie etwa bei einem Krieg oder einer akuten Bedrohung des Staates. Ebenso wenig lagen ihnen – von einzelnen Ausnahmen abgesehen – Übersprungshandlungen oder psychische Störungen von MfS-Angehörigen zugrunde. Die Grundidee des vorliegenden Aufsatzes lautet, dass die Repressionen gegen Personen und deren soziales Umfeld innerhalb des MfS institutionalisiert waren und von den Angehörigen dieser Behörde als alltägliche Routine vollzogen wurden. Um diesen Aspekt der Routinisierung und Veralltäglichung inhumaner Kontroll- und Repressionspraktiken zu plausibilisieren, soll im Folgenden dargelegt werden, wie die MfS-Angehörigen selbst ihren Dienstalltag im geheimdienstlich/geheimpolizeilich durchstrukturierten Staatssicherheitsorgan erlebten.

#### 3.1 Geheimdienstliche Konspiration und militärische Gehorsamspflicht

Wie bei jedem staatlichen Geheimdienst galt auch innerhalb des MfS die Konspiration als oberstes Gebot. In den Statuten des MfS wurde als eine Regel der Konspiration definiert: „die Verhinderung der Preisgabe operativen Wissens in allen Lebensbereichen, der konsequente Schutz der politisch-operativen Geheimnisse und die genaue Prüfung der Verwendung und Behandlung operativer Informationen“ (Suckut 1996, S. 216). Wie stark diese organisationale Vorgabe durch die MfS-Angehörigen verinnerlicht wurde, kann bereits daran ermessens werden, dass in vielen der geführten Interviews ungefragt der Satz kam: „*Jeder Mitarbeiter darf nur so viel wissen, wie zur Erledigung seiner Aufgabe notwendig ist.*“ Doch welche Konsequenzen ergaben sich aus der geforderten Konspiration für die tägliche Dienstverrichtung der MfS-Angehörigen? Hierzu das folgende Statement von Herrn Hasel, einem Sachbearbeiter der MfS-Personendatenbank, der Rechercheaufträge (Personenauskünfte für andere interne Dienstseinheiten) bearbeitete: „*Wobei man niemals wusste, wie welche Person zu welchem steht oder wie das miteinander zusammenhängt. Du hast es als Auftrag gekriegt und das hattest eben zu machen.*“<sup>4</sup>

4 Für die in diesem Beitrag zitierten MfS-MitarbeiterInnen wurden aus Anonymisierungsgründen Baumnamen gewählt. Grundlage für die Zitate sind die im Rahmen des oben genannten DFG-Forschungsprojekts geführten Interviews. Die zitierten Interviewpassagen sind mit An- und Abführungszeichen und kursiver Schreibweise kenntlich gemacht.

In diesem Zitat wird deutlich, dass die hauptamtlichen MitarbeiterInnen jeweils nur über ein sehr fragmentiertes Kontextwissen über den eigenen Dienstauftrag verfügten. Ursächlich für die Fragmentierung waren eine funktionale Arbeitsteilung und das Konspirationsgebot. Allenfalls war es den höheren Vorgesetzten (etwa den AbteilungsleiterInnen und aufwärts) möglich, einzelne Arbeitsschritte im Gesamtzusammenhang einzuordnen bzw. operative Vorgänge in Gänze zu überblicken. Die zitierte Selbstauskunft von Herrn Hasel steht symptomatisch für die Umgangsweise mit dem im MfS strikt durchgesetzten Konspirationsgebot. Der erteilte Dienstauftrag wurde unhinterfragt abgearbeitet.

Vordergründig scheinen die fragmentierte Auftrags erledigung durch die MfS-Angehörigen und die Abschottung der einzelnen MfS-Dienstseinheiten untereinander notwendig gewesen zu sein. Denn beides diene der inneren Geheimhaltung und das MfS konnte so vor Dekonspiration wirkungsvoll geschützt werden. Jedoch kann ein sekundärer Effekt ausgemacht werden, der für das Thema dieses Aufsatzes relevant ist: Je weniger ein/e MfS-MitarbeiterIn in den Gesamtprozess eines operativen Vorganges ‚eingeweiht‘ war, umso weniger konnte diese Person das vollständige Ausmaß der Übergriffigkeit und Repression ihrer Behörde tatsächlich erkennen und kritisch hinterfragen. Dadurch verringerte sich auch das individuelle Risiko, sich mit der Frage nach der eigenen (Mit-)Verantwortlichkeit auseinanderzusetzen.

Zu dieser Risikominimierung trug ein weiteres organisationales Strukturelement des MfS bei. Gemeint sind die militärische Befehlshierarchie und Gehorsamspflicht. Das MfS war nach militärischen Prinzipien aufgebaut. Wie generell bei bewaffneten Staatsorganen gab es im DDR-Geheimdienst eine lückenlose Top-Down-Befehlskette – vom General über OffizierInnen und UnteroffizierInnen bis hin zu den SoldatInnen. Innerhalb der militärischen Befehlshierarchie hatte jede/r Angehörige seine/ihre genaue Position und einen zugewiesenen Aufgabenbereich. Mit dem Eintritt in das MfS musste ein Fahneleid geleistet werden. Jede Person verpflichtete sich mit dem Vollzug dieses, für militärische Einrichtungen typischen, rituellen Akts, die Befehle und Weisungen der Vorgesetzten bedingungslos auszuführen. Mit dieser Selbstverpflichtung band sich jede/r eingestellte MfS-Angehörige/r an das militärische Disziplinarrecht des MfS. Da allein der Befehlsgehorsam entsprechend des dienstlichen Unterstellungsverhältnisses galt, war jede/r einzelne – im juristischen Sinne betrachtet – von der Verantwortung für Handlungen entlastet, die im Rahmen der befohlenen Dienstausbübung vollzogen wurden – im Sinne: ‚Ich habe nur Befehlen gehorcht‘.

Flankierend zur Befehlskette gab es im MfS ein umfangreiches Setting an Verhaltens- und Normvorgaben in Form von Richtlinien, Direktiven, Instruktionen, Dienstanweisungen, Befehlen, Ordnungen, Anweisungen und Durchführungsbestimmungen. Für die innere Überwachung und Disziplinierung war maßgeblich eine interne Einheit zuständig, die Abteilung *Kader und Schulung*.

Nicht nur mittels geheimdienstlicher Konspiration und militärischer Gehorsamspflicht wurden die MfS-MitarbeiterInnen ‚in der Spur‘ des vorgegebenen Erwartungshorizonts ihres Ministeriums gehalten. Wie stark sie tatsächlich auch mental in dem Staatsorgan eingespannt waren, lässt sich an den Schilderungen ihrer alltäglichen Dienstverrichtungen ablesen. Viele arbeiteten in einem Dauerstress und liefen den zu erledigenden Aufgaben regelrecht hinterher.

### 3.2 Der durchgetaktete Dienstilltag als Stressor

Kerngeschäft des MfS war die allseitige Ausforschung und Verfolgung von Personen, die mit staatsfeindlichen Aktivitäten in Verbindung gebracht wurden. Hierbei spielten zwei Be-

reiche des Ministeriums eine tragende Rolle, auf die sich die folgenden präsentierten Datenstücke beziehen: Die *interne Informationsverarbeitung* sowie die *Vernehmung von Personen*. Entsprechend der Prämisse, möglichst alles zu wissen, was im Land vor sich geht, wurde unter der Ägide des Inlandsgeheimdienstes eine Fülle von Informationen gesammelt. Tagtäglich mussten in den einzelnen Dienststellen die auflaufenden Berichte, Protokolle, Akten, Tonbandaufzeichnungen, Fotos, Filmaufnahmen und Abhörmitschriften systematisch erfasst, weitergeleitet und inhaltlich ausgewertet werden. Für diese bürokratischen Tätigkeiten gab es ein Heer von Schreibkräften und SachbearbeiterInnen. Die Technikausstattung und der Automatisierungsgrad für die Bewältigung der enormen Informationsmenge waren bis zum Ende des MfS unzureichend. Vor allem auf der ausführenden Ebene blieb die elektronische Datenverarbeitung rudimentär, was den Arbeitsaufwand erhöhte. Für die zahlreichen Schreibkräfte und Sekretärinnen war „*eine elektronische Schreibmaschine schon ein Fortschritt.*“

Das Rückgrat der Datenauswertung im MfS bildeten die Auswertungs- und Kontrollgruppen in den 15 MfS Bezirksverwaltungen (AKG). Hier wurden alle Informationen hinsichtlich ihrer Relevanz geordnet, thematisch strukturiert und gebündelt an die Zentrale in der Berliner Normannenstraße weitergeleitet. Schon diese Verarbeitungskette lässt den Umfang und die Komplexität der Informationsverarbeitung erkennen<sup>5</sup>. Eine hochgradige Arbeitsteilung und die strikte Formalisierung der Arbeitsabläufe machte die Datenflut für die Organisation einigermaßen beherrschbar. Zugleich prägten diese Arbeitsabläufe den Dienstalltag für die involvierten MitarbeiterInnen. Exemplarisch die Schilderung eines Analysten einer Auswertungs- und Kontrollgruppe (AKG):

*„Ich saß den ganzen Tag fest. [...] Ich habe dann – wie gesagt, nachdem der Posteingang früh so um neun, halb zehn war – registriert und erst mal durchgesehen. Dann hab ich die ersten Mappen – war ja manchmal ein ganz schöner Stapel von Mappen, in jeder Pultmappe war dann die entsprechende Information einsortiert. Und da musste ich natürlich bei manchen Informationen – die hab ich auch erst mal rausgenommen, erst mal zur Seite gelegt. Da hab ich gesagt, da muss ich doch noch was dran machen, da und da nicht. Erst mal die Informationen musste ich erst mal durch haben, ich musste vormittags einigermaßen durch sein, damit ich erst mal weiß, aha das und das liegt heute an. So und dann in den Nachmittagsstunden mich dann zu vertiefen, entweder in Informationen, wo ich sag mindestens da, also hier müssen wir was dann tun, und dann musste ich mir nun überlegen [...], was fehlt hier an dieser Information? Was muss hier gemacht werden? [...] Und der Tag musste beendet werden. Das heißt, ich musste dann durch sein. Ich konnte nicht jetzt die Information nächsten Tag – den Stapel – dann liegen lassen. Der musste durch. Und dann habe ich so lange gemacht, wie ich durch war.“*

Sehr eindrücklich ist in diesem Zitat der hohe Bürokratisierungsgrad geschildert, der die Informationsverarbeitung in der AKG zu einer Endlosschleife werden ließ. Die formalisierte Arbeitsteilung führte zu einem sehr streng durchgetakteten Dienstalltag bei den hier tätigen MfS-Angehörigen. Bei dem zitierten Analysten sind es die immer wiederkehrenden Abläufe: Durchsicht der Posteingänge – inhaltliches Vorsortieren – Priorisieren – vertiefendes Bearbeiten – Abarbeiten. Die Monotonie der Arbeitsabläufe und die hohe Arbeitsverdichtung begünstigten Ermüdungs- und Abstumpfungerscheinungen bei den SachbearbeiterInnen. Inwiefern haben die hier geschilderten Effekte des Dienstalltags etwas mit dem Thema des vorliegenden Beitrages, der ‚Banalität der Stasi‘, zu tun? Aufschlussreich ist die einleitende Beschreibung des Interviewten: „*Ich saß den ganzen Tag fest*“. Die durchgetakteten Handlungsabläufe seines Dienstalltags im MfS erlebte der Interviewte als puren Stress („*ich musste dann durch sein*“). Sein Hauptaugenmerk lag darauf, den „*Stapel von Mappen*“ mög-

5 Eine Zusammenschau der Entwicklung der Überwachung und Informationsverarbeitung innerhalb des MfS liefert Christian Booß (2021).

lichst klein zu halten. Eine intensive, oder gar (selbst-)kritische Auseinandersetzung mit den Inhalten, die über seinen Tisch gingen, wäre nur zu Lasten der eigentlichen Aufgabenerfüllung (Aktensortierung und Weiterleitung) möglich. An dem Fallbeispiel lässt sich erahnen, dass die Eingespanntheit im durchgetakteten und stressinduzierenden Dienstalltag nicht spurlos an den AnalystInnen der AKG vorbei ging: Ohne zu murren, jedoch ständig an ihre Leistungsgrenze („dann habe ich so lange gemacht, wie ich durch war“), verrichteten sie tagtäglich ihre Dienstaufgaben. Mit ihrer Sisyphusarbeit hielten sie die Maschinerie der geheimdienstlich/geheimpolizeilichen Repressionstätigkeit des MfS tagtäglich am Laufen.

Der eben stellvertretend für den Bereich der Informationsverarbeitung und -analyse zitierte Analyst war aufgrund seiner Position in einer AKG ‚weit weg‘ von den konkreten Personen, die vom MfS operativ bearbeitet wurden. Er hatte nur die entsprechenden Akten auf seinem Schreibtisch. Doch wie sah es bei jenen MfS-MitarbeiterInnen aus, die Face-to-Face-Personenkontakt hatten? Lässt sich ebenfalls eine ‚Banalität der Stasi‘ ausmachen, die das Funktionalisieren der MfS-Angehörigen in ihrem Machtapparat plausibilisiert? Hierzu das folgende Beispiel eines Vernehmers in einer MfS-Untersuchungshaftanstalt:

*„Was mich am allermeisten belastet hat in den Jahren dort [...] dieses ständige Arbeiten in geschlossenen Räumen. [...] Und dort immer diese vielen Stunden währenden Sachen [gemeint sind die Verhöre]. Und dann ging das mit der Schreiberei los. So, du hast den Häfling zwischendurch abführen lassen, dass der sich mal ein bisschen hinlegen konnte oder ausruhen oder essen gehen oder was, seine Pausen. Und du hast geschrieben und geschrieben und geschrieben, manchmal bis in die Nacht rein.“*

Ähnlich dem Analysten schildert auch der Vernehmer seinen Vernehmer-Dienstalltag als belastend. Bei ihm sind die Stressoren die Raumsituation, das Arbeitspensum und der Protokollierungsaufwand. Diesen Stressoren sei er quasi schutzlos ausgeliefert gewesen, wohingegen die Verhörten – so suggeriert seine Schilderung – sogar Pausen zum Ausruhen und Essen gehabt hätten. Die starke Distanzierung zum Verhörten zieht sich durch die gesamte weitere Schilderung der Interviewperson. Im Fokus seiner Darstellung steht die subjektiv alltäglich erlebte Belastungssituation. Der damit verbundene Stress entstand aus Sicht des Vernehmers vor allem

*„wegen des Kraftaufwandes. Wenn du den [Inhaftierten] nach sieben acht Stunden endlich so weit hattest, weil er nicht mehr weg konnte, weil du entweder durch Tricks, was wir schon alles wissen, so weit hattest, dass er es dann zugegeben hat. [...] Dann gab's aber auch welche, mit denen musstest du viele Stunden kämpfen, jedes bisschen. Die warn ja och oft viele nicht dumm. Die haben jeden Millimeter erst preisgegeben als sie gemerkt haben, oder vermutet haben, aufgrund der vernehmungstaktischen Finessen. [...] Das war richtige Kraftarbeit, auch körperlich.“*

„Kraftaufwand“, „kämpfen“ und „Kraftarbeit“ sind in der Zitatstelle die zentralen sprachlichen Ausdrücke, mit denen der Interviewte seinen früheren Dienstalltag im MfS in Verbindung bringt. Vollkommen ausgeblendet bleibt in seiner Schilderung, dass die Personen auf dem Verhörstuhl ‚erzwungenermaßen‘ den Strapazen sowie einem enormen psychischen Druck ausgesetzt waren. Im Gegensatz zum Vernehmer ging es bei jenen um die ganz existentielle Frage: Werde ich zu einer Freiheitsstrafe verurteilt? Es gehört u. E. auch zur ‚Banalität der Stasi‘, dass die MfS-MitarbeiterInnen im Bewusstsein, ‚Fälle abgearbeitet‘ zu haben, ausblendeten – und selbst zum Zeitpunkt der geführten Interviews immer noch nicht sahen – dass sie immer auch menschliche Schicksale ‚abgearbeitet‘ haben.

Mit den zitierten Einzelschilderungen sollte exemplarisch gezeigt werden, dass es chronisch überlastete MfS-MitarbeiterInnen gab und die Überlastung ein endogen erzeugtes

Problem dieses Staatsorgans darstellte.<sup>6</sup> Die Dauerbelastung ist auch im Sinne der Geheimdienstlogik dysfunktional. Denn Stress erhöhte die Fehleranfälligkeit, die wiederum zu Sicherheitslücken führen konnte.

### 3.3 Verantwortungsdiffusion, Dehumanisierung und Vermeidung kognitiver Dissonanzen – ein Zwischenresümee

An dieser Stelle lässt sich ein erstes Zwischenfazit ziehen. Als eine Facette der ‚Banalität der Stasi‘ kann das Ineinandergreifen von Effekten identifiziert werden, die sich aus der organisationalen Struktur des MfS ergaben. Die in diesem Staatsorgan konsequent durchgesetzten Prinzipien, *geheimdienstliche Konspiration*, *militärische Gehorsamspflicht* sowie die *fragmentierte Auftrags erledigung* und die *limitierte Wissensweitergabe* beförderten eine *organisierte Verantwortungsdiffusion* unter den Angehörigen dieses Staatsorgans. Was ist damit gemeint?

Entsprechend der Organisationslogik des MfS wurden die Operativen Vorgänge der geheimdienstlich/geheimpolizeilichen Tätigkeit als abrechenbare Leistungen der Dienstleistung bilanziert. Der hohe Bürokratisierungsgrad (Quantifizierung, Operationalisierung und Zielsteuerung) hatten einen Repressionen begünstigenden Effekt. Es konnte von den Ausführenden leichter verdrängt werden, dass hinter den Bilanzen ganz konkrete Menschenschicksale standen. Eingespannt in ihrer Dienstauführung, gab es für sie scheinbar keinen zwingenden Grund, die reale Tragweite ihrer eigenen Tätigkeit sowie die tatsächlichen Konsequenzen für Dritte kritisch zu hinterfragen. Hier lässt sich – mit der sozialpsychologischen Brille betrachtet – eine ‚Banalität der Stasi‘<sup>7</sup> ausmachen: Durch die Art und Weise, wie der Dienstatag im DDR-Geheimdienst organisiert war, wurden die hauptamtlichen Mitarbeite-

6 Offenbar handelt es sich bei den hier zitierten nicht um ‚Ausreißer‘, also Abweichungen von der MfS-Normalität. Ähnlich gelagerte Einschätzungen, die auf ein Überlastungssyndrom innerhalb des MfS hindeuten, findet man in weiteren Studien, etwa bei Philipp Springer (2015, S. 7ff.), der auf die wachsende Arbeitsbelastung in der Kartei- und Archivabteilung (Abt. XII) einging. Gravierende Mängel bei der alltäglichen Aufgabenbewältigung kamen als Thema selbst in den höchsten Führungsgremien des MfS zur Sprache. Nicht von ungefähr äußerte sich Erich Mielke ein Jahr vor der Auflösung seines Ministeriums zu Problemen in den Kreisdienststellen: „Es werden immer wieder Auffassungen dahingehend vertreten, dass die Grenzen der operativen Belastbarkeit der Kreisdienststellen erreicht bzw. bereits überschritten seien und dass sich die Kreisdienststellen angeblich immer weiter von den eigentlichen tschechistischen Aufgabenstellungen entfernen würden“ (Referat Mielkes 1988, BStU, MfS, BV Halle, KD Halle Sach 1226, Bl. 47).

7 Indem die These Hannah Arendts (1963) von der ‚Banalität des Bösen‘ auf den Stasi-Kontext adaptiert und ins Zentrum dieses Abschnittes gerückt wurde, ist der weitreichende Erklärungsanspruch kenntlich gemacht, der mit dem Beitrag und der zugrundeliegenden Studie verbunden wird. Auf der Basis der empirisch gestützten Erkenntnisse zu den Motivations-, Denk- und Verhaltensmustern der hauptamtlichen MfS-MitarbeiterInnen und ihrer Lebensführung soll erklärt werden, wie es dazu kommen konnte, dass ‚ganz normale‘ Menschen unter den staatssozialistischen Verhältnissen der DDR in Handlungsabläufe involviert waren, die im heutigen Common Sense demokratisch verfasster Gesellschaften als inhuman und illegitim gelten. Als Berichterstatterin der US-amerikanischen Zeitschrift „The New Yorker“ wohnte Arendt dem Strafprozess gegen den ehemaligen SS-Obersturmbannführer Adolf Eichmann 1961 in Jerusalem bei. Ihr Psychogramm dieses Mannes, der allgemein als zentraler Vollstrecker des Genozids an die europäischen Juden angesehen wurde, besagt, dass es sich vor allem um einen subalternen, bürokratischen Schreibtischtäter handelte, der weder fanatisch überstiegen noch auffällig im pathologischen Sinne handelte. Die hier von Arendt aufgemachte Perspektive auf die Ermöglichung der Nazi-Gräueltaten wird – wenn auch häufig mit Einwänden oder kritischen Anmerkungen versehen – von einer Reihe AutorInnen geteilt. Die Perspektive Arendts teilen insbesondere Zygmunt Bauman (1989), Harald Welzer (2005) und Raul Hilberg (1961).

Innen zur *fragmentierten Verantwortlichkeit* angehalten. Die zugeteilten Dienstaufträge – selbst wenn es sich um triviale Aufgaben in den operativen, administrativen oder ausführenden Bereichen handelte – sollten fokussiert, mit vollem persönlichem Einsatz, aber ‚ohne nach rechts und links zu schauen‘ erfüllt werden. Eingespannt im Stress der Planerfüllung und fokussiert auf abstrakte Zahlen konnten sich die MfS-Angehörigen selbst gegen eine ethische Reflexion ihres eigenen Anteils an den inhumanen MfS-Praktiken immunisieren. Damit verminderte sich das Risiko bei ihnen, in *kognitive Dissonanzen* zu geraten (Festinger 1978). Es lässt sich im MfS eine Tendenz zur *Dehumanisierung* feststellen, die nach Zygmunt Bauman (1989) im Ordnungszwang der modernen Gesellschaft selbst strukturell angelegt ist und bei extremen Ausprägungen auf ein dichotomes Freund-Feind-Schema hinausläuft.

Die fragmentierte Verantwortlichkeit und die in Kauf genommene Dehumanisierung im MfS wurde den hauptamtlichen MfS-MitarbeiterInnen permanent durch die militärischen Vorgesetzten sowie in Form von Gehalt, Beförderungen und Prämien zurückgespiegelt. Allerdings wäre u. E. damit noch nicht hinreichend erklärbar, wie es dazu kam, dass die MfS-Angehörigen konformistisch, ohne Murren ihren Dienst erledigten und zu ‚willigen Vollstreckern‘ der SED-Herrschaft werden konnten. Notwendig war, wie im Folgenden gezeigt werden soll, eine *fremdgeführte Selbstdisziplinierung*. Die MfS-MitarbeiterInnen wurden dazu gedrängt, *selbst zu wollen*, was von ihnen *gesollt* wurde: ein konformistisches Denken und Handeln sowohl im Dienst als auch in ihrem Privatleben.

### 3.4 Die abgeschottete Lebenswelt der Tschekisten<sup>8</sup>

Historiker wie Jens Gieseke (1999) und Ilko-Sascha Kowalczyk (2013) behaupten, dass die MfS-MitarbeiterInnen die am meisten kontrollierten und überwachten DDR-BürgerInnen gewesen seien. An dieser Einschätzung ist etwas dran. Letztlich lebten die MfS-Angehörigen unter sich, zumeist in eigenen Wohnblöcken und damit abgeschottet vom Rest der Bevölkerung. Die räumliche Abschottung bedingte eine gegenseitige Beobachtung der MfS-Angehörigen untereinander, aber auch eine gezielte Überwachung durch das MfS. Damit reichten die Kontrolle und Überwachung über den Dienstalltag hinaus bis in das Privatleben hinein. Einbezogen waren in der Selbstdisziplinierung auch die Familienangehörigen. So mussten etwa personengebundene Daten zu Angehörigen und Freunden aus dem privaten Lebensumfeld zwecks interner Sicherheitsüberprüfung gemeldet, eine neue Partnerschaft von der Dienststelle ‚abgesegnet‘ oder ein Westkontakt angegeben werden. Die übergreifigen Anforderungen an die Familienangehörigen wurden meist unhinterfragt im persönlichen Umfeld durchgesetzt. Exemplarisch wird das am gezielt abgesteckten Freundeskreis der Kinder der Mitarbeitenden deutlich, denn:

„Es war nicht gern gesehen, dass sie [die eigenen Kinder] irgendwo Freunde hatten, die möglicherweise dann irgendwelche negativen Kontakte irgendwo sonst was hatten. Das war nicht gern gesehen und aus diesem Grunde hat man natürlich innerhalb der eigenen Suppe [gelebt].“

So berichtet ein Major und stellvertretender Kreisdienststellenleiter im Interview. Mit „Suppe“ war ein weitgehendes ‚unter sich bleiben‘ gemeint. Auch in ihrem Privatleben wurde den MfS-Angehörigen abverlangt, im Dienst der Staatssicherheit zu agieren. Die für

8 Die hauptamtlichen MitarbeiterInnen des MfS bezeichneten sich selbst als ‚Tschekisten‘, in Anlehnung an den früheren sowjetischen Geheimdienst TSCHEKA. Bei dem Wort handelt es sich um die eingedeutschte Abkürzung чк aus dem Russischen, die für *чрезвычайная комиссия* (Außerordentliche Kommission) steht.

funktional differenzierte moderne Gesellschaften typische Trennung zwischen Arbeitssphäre einerseits und Privatsphäre andererseits gab es für sie nicht. Vielmehr funktionierte das MfS als „total institution“ nach Goffman (1961) bzw. als „greedy institution“, wie sie Lewis Coser (2015) an den Beispielen marxistischer Untergrundbewegungen, religiöser Sekten, im Zölibat lebender Priester und militanter Jesuiten-Gemeinschaften konzeptualisiert hat. Mit seinen Kontroll- und Sanktionierungsmöglichkeiten konnte das Ministerium auf die *gesamte* Person und auf all ihre Lebensbereiche zugreifen, inklusive deren Familienangehörigen. Tatsächlich haben die Angehörigen des DDR-Geheimdienstes die „Gierige Institution“ MfS am eigenen Leibe<sup>9</sup> erfahren. Ihre willentliche Unterwerfung führte sogar in nicht wenigen Fällen dazu, dass MfS-MitarbeiterInnen die Kontakte zu Familienangehörigen abbrachen, weil Vorgesetzte ihnen dies aus „*dienstlichen Erfordernissen*“ nahelegten oder als Loyalitätsbeweis gegenüber dem MfS einforderten (Krähnke et al. 2017, S. 146ff., S. 161ff.). Die selbst nach Feierabend eingeforderte rigide Grenzziehung entsprechend des marxistischen Klassenkampfgrundsatzes: ‚wer nicht für den Sozialismus ist, ist gegen den Sozialismus – also ein Gegner‘ ließ keinen Zwischenraum für apolitische oder ganz anders geartete weltanschauliche Einstellungen und individuelle Lebenskonzepte. Die MfS-MitarbeiterInnen waren unter sich. Sie lebten in ihrer ‚tschekistischen‘ Welt – auch im sozialräumlichen Sinne. In diesem Zusammenhang spielte die Bindung an die Staatspartei und an deren ideologisch begründetes Wertesystem eine Rolle.

### 3.5 Die Partei als wirkungsvoller Disziplinierungshebel

Eine Besonderheit des MfS war, dass die Angehörigen dieser geheimdienstlich/geheimpolizeilichen Einrichtung fast ausnahmslos SED-Parteimitglieder waren.<sup>9</sup> Mit anderen Worten: Die hauptamtlichen MfS-MitarbeiterInnen gehörten jener Partei an, deren Machtinteressen sie durchsetzten. Die Einflussnahme der SED erfolgte über die politisch-ideologische Indoktrinierung in den politischen Schulungsveranstaltungen (vgl. Krähnke 2020). Es gab jedoch einen viel wirkungsvolleren Disziplinarhebel: die Parteiversammlungen der SED-Basisgruppen. Exemplarisch dafür steht der Fall eines Majors, der zugleich Sekretär der SED-Abteilungsparteiorganisation war. Herrn Walnuss wurde eine außereheliche Beziehung zu einer Frau, wie er im Interview ausführt, als eine „*Entgleisung*“ vorgeworfen, als „*mangelnde Konspiration, mangelnde revolutionäre Sicherheit, weil das ja jemand war, den sie nicht kannten und den sie nicht vorher überprüfen konnten.*“ Es wurde eine Parteiversammlung einberufen, deren Verlauf Herr Walnuss im Interview eindrücklich schildert. Die Schilderung beginnt mit dem Hinweis, dass es sich um ein parteiinternes Demütigungsritual gehandelt habe:

*„Also jeder muss möglichst mich soweit fertig machen, [lacht] bis ich in keinen Karton mehr passe. So ist das auch gewesen. Also die hatten alle – auch mit denen ich wirklich eng, ein kumpelhaftes Verhältnis hatte, die mussten das – und die haben dann vom Leder gezogen und haben mich hier so klein gemacht.“*

Offenbar wurde der Major selbst von GeheimdienstkollegInnen, denen er näherstand („*ein kumpelhaftes Verhältnis hatte*“), vor der versammelten Runde in einer Art und Weise vorgeführt, die Anklänge an der stalinistischen Tradition der sogenannten „Kritik und Selbstkritik“ hatte. Die Anwesenden drängten den Beschuldigten zunächst zu einer Stellungnahme über dessen vermeintliche Verfehlung des Fremdgehens:

9 Der Organisationsgrad lag 1988 bei 83 bis 87 Prozent (Gieseke 2000, S. 423), wobei in dieser Berechnung die Wehrpflichtigen des MfS-eigenen Wachregiments mit einbezogen wurden, unter denen die Parteimitgliedschaft deutlich darunter gelegen haben dürfte.

„Da hab ich Stellung genommen, hab gesagt: ›Gut also die Frau, die liebe ich und die werde ich auch heiraten.‹ So. ›Ja, das reicht uns nicht aus‹ und so. Und da hab ich gesagt: ›Was wollt ihr wissen? Soll ich jetzt hier darlegen, wie wir das gemacht haben und so mit allen Details? Oder was wollt ihr denn von mir?‹“

Offenbar wehrte Herr Walnuss das ihm abverlangte Schuldeingeständnis ab, indem er den Genossen mit einer gewissen Chuzpe provokante Gegenfragen stellte. Die Aussprache wurde heftiger. Der Beschuldigte wurde schließlich „zur Ordnung“ gerufen, weil er, wie er im Interview weiter ausführte „missachte, was die Genossen von mir wollen“. Letztlich wurde er in eine Kreisdienststelle strafversetzt. Auch wenn der Interviewte sich retrospektiv als ‚Held‘ gerierte, so bietet dieser Fall zwei Einblicke: *Erstens*, wie übergriffig die SED gegenüber den eigenen Genossen agierte. Die private Angelegenheit einer Liebesbeziehung wurde zum Sicherheitsproblem des MfS und zur moralischen Verfehlung stilisiert und die beschuldigte Person sollte vor den Augen der ParteigenossInnen diskreditiert und mittels eines persönlichen Schuldbekennnisses wiederum ‚auf Parteilinie‘ gebracht werden. *Zweitens* zeigt das Beispiel die tatsächliche Disziplinarmacht der SED. Denn obwohl er in der Parteiversammlung aufgebeht hat, so unterwarf sich der Major letztendlich doch der Partei. Denn er nahm die Strafversetzung ohne Widerspruch hin. Aus dem weiteren Interviewverlauf wird sogar erkennbar, dass er sich von seiner Ehefrau wie gefordert scheiden ließ, um später die Geliebte zu heiraten.

Die bisher nachgezeichneten Organisationprinzipien und Disziplinierungspraktiken erzeugten eine für die hauptamtlichen MfS-Angehörigen typische Normalitätserwartung. Diese Normalitätserwartung beinhaltet eine weitgehende Entprivatisierung und Übergriffigkeit seitens des MfS ihnen gegenüber.

### 3.6 Die Illusion des Auserwähltseins und der Elitenhabitus

Ungeachtet der positionsbedingten großen Unterschiede innerhalb des MfS – zwischen General über OffizierInnen bis hin zum SoldatInnen – wiesen die hauptamtlichen MfS-MitarbeiterInnen eine starke Ähnlichkeit in Hinblick auf ihre Grundeinstellung zum MfS und dem damit verbundenen Lebensführungskonzept auf. Diese Ähnlichkeit tritt selbst nach über zwei Jahrzehnten in den autobiografischen Selbstauskünften immer noch deutlich zu Tage, wie die mit ihnen geführten Interviews zeigen. Die Interviewten betonten gleichermaßen, ‚Tsche-kisten‘ gewesen zu sein<sup>10</sup>. Ein Zitat, welches dem Begründer der TSCHEKA und Lenins engem Kampfgefährten Feliks E. Dzierzynski zugeschrieben wurde und in den MfS-internen Dokumenten sowie auf diversen Traditionsbannern, Plakat- und Gebäudewänden der Dienststeinheiten ständig wiederkehrte, markierte das offiziell propagierte Selbstbild. Demnach hatte ein ‚Tschekist‘ eine sozialistische Persönlichkeit zu sein ‚mit kühlem Kopf, heißem Herzen und sauberen Händen‘. Eine synonyme Selbstcharakterisierung lautete, sie seien „Genossen erster Kategorie“ bzw. die „Besten der Besten“.<sup>11</sup> Unverkennbar zeigt sich in diesen Äußerungen ein elitäres Grundverständnis der MfS-MitarbeiterInnen. Sie wähten sich sogar den anderen SED-GenossInnen überlegen. Das folgende Statement von Herrn Weißdorn, einem Referatsleiter (Jg. 1948), steht symptomatisch für diesen ‚tschekistischen‘ Elitismus: „Wenn du Mitarbeiter der Staatssicherheit warst, warst du ein Repräsentant des Staates. Du warst im Prinzip anerkannt, du warst einer von oben.“ Die Elitementalität, „ei-

10 Gieseke (2000, S. 126ff.; 2011, S. 152ff.; 2012, S. 56ff.) thematisiert den „tschekistischen“ Habitus als „Tschekismus“.

11 Vgl. Zaisser (1953, S. 190); vgl. auch Gieseke (1999); Krähnke et al. (2017, S. 220ff.).

ner von oben“ zu sein, war nicht nur unter MfS-Kadern in mittleren und höheren Leitungspositionen verbreitet. Sie zog sich durch alle Hierarchieebenen hindurch und wurde selbst von den einfachen, ausführenden hauptamtlichen MitarbeiterInnen in Soldaten- und Unteroffiziersrängen verinnerlicht. In Hinblick auf dieses kollektiv geteilte Selbstbild lässt sich behaupten: Die MfS-MitarbeiterInnen bildeten eine *Selbstzuschreibungselite*.<sup>12</sup>

Die kollektive Selbstzurechnung der GeheimdienstmitarbeiterInnen zur DDR-Elite wurde befeuert von der eigenen Erfahrung, für die hauptamtliche Tätigkeit im MfS persönlich ausgewählt und im Zuge eines mehrstufigen Rekrutierungsverfahrens überprüft worden zu sein. Entsprechend gibt es in den Interviews öfter Sätze wie diesen: „*Wie die direkt auf mich gekommen sind, [...] das weiß ich bis heute nicht.*“ Zugleich ist in den Interviews des Öfteren die Rede davon, man habe es „*als eine besondere Ehre*“ bzw. „*Auszeichnung*“ empfunden, „*dass man dafür auserwählt wurde*“. Das Empfinden, vom MfS umworben zu sein, war in diesem und weiteren Fällen die maßgebliche Motivationsquelle für den Eintritt. Entgegen der subjektiv empfundenen exklusiven Eliteauswahl verlief die Rekrutierung durch das MfS jedoch nach einem recht profanen Muster. Demnach wurden Personen angeworben, die aus Familien ohne Westkontakte stammten, und deren Eltern der SED treu ergeben waren. Fachliche Qualifikationen der BewerberInnen waren deutlich nachgelagert. Das Selbstverständnis der MfS-MitarbeiterInnen als ‚Genossen erster Kategorie‘ speiste sich gerade nicht aus ihren persönlichen Fähigkeiten beziehungsweise aus individuell zurechenbaren Leistungen. Während jenes meritokratische Prinzip in modernen Gesellschaften westlichen Typs für den Zugang zur Elite grundlegend ist (Endrueit 1979, S. 34), spielte es bei den MfS-MitarbeiterInnen keine Rolle. Hinzu kam ab den 1970er Jahren die Selbstrekrutierung aus dem Stasi-Milieu. Die hauptamtlichen MitarbeiterInnen wurden angehalten, auf ihre Kinder einzuwirken, dass sie sich ebenfalls für eine Berufslaufbahn in dieser Einrichtung verpflichteten. Nicht zuletzt mussten im MfS schlicht Stellen aufgefüllt werden, die aufgrund der chronischen Engpässe in diesem molochartigen Ministerium mit seinem dichten Netz von Diensteinheiten und Objekten in allen 15 DDR-Bezirken ansonsten unbesetzt geblieben wären. Dieses Lückenfüllen ist ebenfalls kein Ausweis einer exklusiven Eliteauswahl.

Vor dem Hintergrund dieser doch recht banalen Rekrutierungspraxis lässt sich das vorherrschende Gefühl unter den MitarbeiterInnen, vom DDR-Geheimdienst ‚auserwählt‘ worden zu sein und nun einer Elite anzugehören, als eine Autosuggestion dechiffrieren, an die (nur) sie selbst bereitwillig glaubten. Die Folgewirkung war enorm. Denn diese kollektiv betriebene kognitive Verzerrung beförderte eine intrinsisch motivierte Mitarbeit im MfS. Denjenigen, die dazugehören, wurde ein positives Prestige zugesprochen – nach dem Motto: ‚Du gehörst zu uns und wir sind besser als die anderen‘. In ganz ähnlicher Weise galt die Rekrutierung für den exklusiven DDR-Geheimdienst – zumindest unter den Angehörigen der staatsnahen Milieus – als ein prestigeträchtiger ‚Ritterschlag‘. Es liegt – sozialpsychologisch betrachtet – auf der Hand, dass Personen, die eine solche soziale Aufwertung durch die Mitgliedschaft im MfS erfahren haben, eine innere Bereitschaft ausprägten, sich mit dieser Organisation zu identifizieren und *freiwillig* das zu tun, was von ihnen *gesollt* wurde.

Erkennbar ist ein *gebrochener Elitenhabitus* (Krähnke et al. 2017, S. 227ff.). Was ist damit gemeint?<sup>13</sup> Es handelt sich insofern um einen *gebrochenen Elitenhabitus* bei den hauptamtlichen MfS-MitarbeiterInnen als das internalisierte Ideal des ‚Tschekisten‘, wie oben aus-

12 Vgl. Endrueit (1979, S. 36 ff.); Krähnke et al. (2017, S. 264ff.).

13 Anzumerken ist, dass die hier von uns gewählte Begriffsverwendung unweigerlich eine Assoziation zum Konzept des „gespaltenen Habitus“ von Pierre Bourdieu (1997, S. 459; Bourdieu/Wacquant 1996, S. 164) nahelegt, die jedoch nicht intendiert ist. Bourdieu bezeichnete damit das Phänomen des „Nicht richtigen Ankommens im Feld“ von sozialen Auf- oder Absteigern, weil diese ihren Herkunftshabitus noch „in sich tragen“ und deshalb innerlich „zerrissen“ sind.

geführt, von seiner Anlage her selbst in sich ‚gespalten‘ war in die beiden Komponenten *Berufung* versus *Dienen*. *Gebrochener Elitehabitus* indiziert aber auch einen weiteren Aspekt. Gemeint ist die psychisch-mentale Wirkung der im MfS praktizierten parteipolitischen Indoktrinierung und Disziplinierung sowie der eingeforderten militärischen Gehorsamspflicht auf die MitarbeiterInnen: Personen wurden ‚gebrochen‘, wenn sie sich anschickten, den eng abgesteckten Verhaltens- und Denkkorridor des MfS zu übertreten und durch Devianz auffällig wurden (vgl. Krähnke et al. 2017, S. 161ff.).

Die bisherigen Überlegungen zum tschekistischen Habitus und zur Autosuggestion der MfS-Angehörigen, sie seien als Elite auserwählt worden, lassen sich so zusammenfassen, dass die hauptamtlichen MfS-MitarbeiterInnen aus einer intrinsischen Motivation heraus und geködert durch die Aussicht auf Ehre bzw. Prestige den Dienst ‚für die DDR-Staatssicherheit‘ in den Mittelpunkt ihrer alltäglichen Lebensführung rückten. Materielle Faktoren wie Einkommen und Versorgung mit Gütern spielten dagegen eine sekundäre Rolle. Deutlich geworden sein sollte in den bisherigen Abschnitten des Beitrages, dass sich die hauptamtliche Tätigkeit im MfS nicht einfach als ‚Job‘ verrichten ließ. Den MitarbeiterInnen wurde eine Lebensführung abverlangt, die vollkommen anders gelagert war als die Ausübung eines Berufs, der eine funktional definierte Arbeitsleistung beinhaltet, nur einen Teilausschnitt der Persönlichkeit beansprucht und entsprechend monetär entlohnt wird. Sie hatten dem MfS jederzeit verfügbar zu sein, sich dieser Institution als gesamte Person hinzugeben. Klärungsbedürftig ist freilich, wie sich eine solche totale Unterwerfung von den MitarbeiterInnen selbst inkorporieren und vom MfS organisational verstetigen ließ.

## 4 Zur Banalität der Stasi – ein Erklärungsansatz

Das in diesem Beitrag gezeichnete Bild von den MfS-MitarbeiterInnen unterscheidet sich von den in der medialen Öffentlichkeit seit 1989 zirkulierenden Stereotypen über das MfS als ‚Krake‘; ‚Mielke-Imperium‘; ‚Staat im Staate‘; ‚Spitzelstaat‘ oder ‚Staatsterrorismus‘. Ebenso unterlaufen unsere Überlegungen die ebenfalls emotional aufgeladenen Dämonisierungsreflexe gegenüber den Stasi-MitarbeiterInnen. Schaut man sich nüchtern ihre autobiografischen Selbstauskünfte an und trianguliert diese Daten mit den archivierten und wissenschaftlich aufgearbeiteten Daten des Stasi-Unterlagen-Archivs (BSTU), ergibt sich u. E. ein argumentativ anders gelagertes, viel komplexeres Gesamtbild. In dem Aufsatz sollten Aspekte zusammengetragen werden, mit denen das reibungslose Funktionieren der MfS-Angehörigen in dem repressiven DDR-Staatssicherheitsorgan plausibilisiert werden kann. Das zu erklärende Phänomen ist der hohe Konformitätsgrad unter den Angehörigen sowie ihre Motivation, den Verpflichtungen ihrer Gierigen Institution ohne ernsthaften Widerstand nachzukommen. Ein Indikator für ihre – gemessen an den Wertmaßstäben westlich-demokratischer Gesellschaften – ungewöhnlich hohe freiwillige Gefolgschaft in der repressiven Institution war die relativ geringe Anzahl von Dienstverstößen und aktiven Entpflichtungsgesuchen. Anstatt ‚nur ihren Job zu machen‘, unterwarfen sie sich wissentlich und willentlich den geltenden Verhaltensanforderungen und Wertvorstellungen des MfS und akzeptierten die massive Einflussnahme. Abgesehen von den zahlenmäßig sehr wenigen MitarbeiterInnen, die von sich aus vorzeitig ihren Dienst für die Staatssicherheit quittierten oder zu stummen MitläuferInnen wurden, ist diese Einflussnahme ihres Arbeitgebers zum festen Bestandteil ihres kollektiv geteilten Erfahrungsraumes und ihrer vertrauten Lebenswelt geworden.

Bei unserem Erklärungsversuch, was die Bedingungen der Möglichkeit konformen Verhaltens in einer Institution sein könnten, welche die Lebenschancen anderer Personen massiv

einschränkt, ist bereits mehrfach auf Hannah Arends Theorem „Banalität des Bösen“ angepielt worden. Inwiefern lässt sich dieses Theorem auf den Kontext DDR-Staatsicherheit übertragen?

*Erstens* waren die konspirationsbedingte Abschottung der MfS-Angehörigen untereinander, sowie die durchgreifende militärische Befehlshierarchie und Gehorsamspflicht wirkungsmächtige Faktoren dafür, dass sich innerhalb des MfS eine *Disziplinarmacht* im Sinne Michel Foucaults (1976) durchsetzen konnte. In den Modus der *fremdgeführten Selbstdisziplinierung* versetzt, agierten die Angehörigen innerhalb eines eng markierten Verhaltens- und Normenkorridors ihres geheimdienstlich/geheimpolizeilichen Staatsorgans. Abweichungen davon wurden – so der *zweite* Aspekt der ‚Banalität der Stasi‘ – durch den Disziplinierungshebel der militärischen Bestrafung und auch durch die Parallelstruktur der SED-Instanzen (insbesondere Parteigruppe, Parteiversammlung, Parteisekretär) überwacht und sanktioniert, also doppelt bestraft. *Drittens* beanspruchte das MfS – als eine „Greedy Institution“ (Cosser 2015) nicht nur die Arbeitskraft der MfS-Angehörigen, sondern auch das Privatleben der MfS-Angehörigen war dem Dienst im MfS untergeordnet. Selbst zu Hause waren die MfS-Angehörigen im ‚Dienst der Staatssicherheit‘ und blieben zumeist in Wohnblöcken bzw. -gebieten lebend, unter sich. *Viertens* war bei den MfS-Angehörigen ein politisch-ideologisch grundierter Elitenhabitus ausgeprägt. Sie unterlagen der Autosuggestion, für den DDR-Staats sicherheitsdienst auserwählt worden zu sein. Und für eine ‚gute Sache‘, den Sozialismus, zu kämpfen. Das hohe soziale Prestige, das sie sich selbst als DDR-GeheimdienstmitarbeiterInnen zusprachen, erhielt durch die Staatsideologie des Marxismus/Leninismus einen legitimatorischen Anstrich. Insofern handelt es sich bei den MfS-Mitarbeitern um „Täter mit gutem Gewissen“ in einer „Weltanschauungsdiktatur“ (Fritze 2005) bzw. um „Gesinnungsethiker“ (Weber 1968, S. 536). Sie hielten es für normativ gerechtfertigt und sogar moralisch geboten, dass alle DDR-BürgerInnen ihren Lebensalltag der propagierten ‚historischen Mission der Arbeiterklasse‘ unterordneten und alternativen Lebensentwürfen in der DDR keine angemessenen Entfaltungsräume geboten werden sollten. Mit dieser normativ überhöhten und gleichermaßen anmaßenden Einstellung lässt sich – in Anlehnung an Max Weber (1934) – behaupten, dass die MfS-MitarbeiterInnen par excellence den *Geist des Staatssozialismus* verkörperten. Die von ihnen konformistisch praktizierte ‚tschekistische‘ Lebensführung stilisierten sie zu einem kulturellen Eigenwert, der nicht verhandelbar, geschweige denn in Frage zu stellen war. *Fünftens* kann im Zusammenhang mit der Selbststilisierung als gesellschaftliche Elitenangehörige ein weiterer – unseres Erachtens der entscheidende – Aspekt der ‚Banalität der Stasi‘ ausgemacht werden: Im Zuge ihrer geheimdienstlich-geheimpolizeilichen Dienstverrichtung drangen die MfS-Angehörigen mittelbar und unmittelbar in die Privatsphäre der BürgerInnen ein und missachteten deren Persönlichkeitsrechte, ohne dabei in kognitive Dissonanzen (Festinger 1978) zu geraten. Der hier vertretene Erklärungsansatz insistiert darauf, dass für die MfS-MitarbeiterInnen die Übergriffigkeit auf das Privatleben anderer vor allem deshalb kein ernsthaftes Problem darstellte, weil sie selbst an eine solche Übergriffigkeit ihrer „Greedy Institution“ gewöhnt waren, sie dieses als Normalität empfanden. Wie ist das gemeint?

Die organisationale Einflussnahme ihres eigenen Ministeriums erhielt durch die MitarbeiterInnen eine positive Sinnzuschreibung, indem sie auf konspirative Erfordernisse des Geheimdienstes sowie auf die hier tradierten Leitbilder des ‚Tschekisten‘ und der ‚sozialistischen Persönlichkeit‘ rekurrierten. Gerade weil sie die Übergriffigkeit des MfS täglich erlebten, sich daran gewöhnten und diese sogar als legitim erachteten, sahen es die Angehörigen dieses Ministeriums für *normal* an, dass auch die Privatsphäre anderer keine Tabuzone darstellte. Die als selbstverständlich hingenommene Übergriffigkeit des MfS hatte für den Rest der Bevölkerung ebenfalls zu gelten – und erst recht für diejenigen, die als Oppositionelle, Andersdenkende, Dissidenten oder Personen mit eigen(sinnigen) Lebensentwürfen aus dem

staatlich verordneten Gesellschaftsprojekt, genannt Sozialismus, aussteigen wollten. Kurzum: Die innerhalb der eigenen Behörde akzeptierte *Normalitätserfahrung* der eingeschränkten Privatsphäre und der Überwachungs- und Disziplinierungspraktiken verlängerten die GeheimdienstmitarbeiterInnen zu einer generalisierten *Normativitätserwartung*. Wenn es nach ihnen gegangen wäre, hätten alle DDR-BürgerInnen bereitwillig Eingriffe hinnehmen müssen, wie sie es selbst taten. Diese unhinterfragte und anmaßende Übertragung der eigenen konformistischen Denk-, Verhaltens- und Lebensweisen auf die DDR-Gesamtbevölkerung war mehr als nur eine kognitive Verzerrung. Es handelt sich um den gravierenden blinden Fleck bei den MfS-MitarbeiterInnen. Gemeint ist, dass der Großteil der DDR-Bevölkerung sich nicht freiwillig und nicht selbstbestimmt den staatssozialistischen Gesellschaftsimperativen sowie den daraus abgeleiteten Handlungspraktiken unterwarf, so wie sie es selbst taten. Schon gar nicht wurde das MfS vorbehaltlos als ein legitimes Staatsschutzorgan anerkannt. Dieser blinde Fleck hatte reale Folgen – ganz im Sinne des von Dorothy S. und William I. Thomas (1928, S. 572) in den soziologischen Diskurs eingebrachten so genannten Thomas-Theorems: „If men define situations as real, they are real in their consequences“. Die reale Konsequenz ihrer kollektiv geteilten Realitätsdeutung war, dass die hauptamtlichen MfS-MitarbeiterInnen in das geheimpolizeilich-repressive Vorgehen ihres Staatsorgans als ‚willige Vollstrecker‘ involviert waren.

## Literatur

- Arendt, H. (1963): *Eichmann in Jerusalem: A Report on the Banality of Evil*. New York.
- Bauman, Z. (1989): *Die Moderne und der Holocaust*. Frankfurt a.M.
- Booß, C. (2021): *Vom Scheitern der kybernetischen Utopie: Die Entwicklung von Überwachung und Informationsverarbeitung im MfS*. Göttingen. <https://doi.org/10.13109/9783666352126>
- Bohnsack, R. (2008): *Rekonstruktive Sozialforschung. Einführung in qualitative Methoden*. Opladen.
- Bourdieu, P. (1997): *Zur Genese der Begriffe Habitus und Feld*. In: Bourdieu, P. (Hrsg.): *Der Tote packt den Lebenden. Schriften zur Politik und Kultur*. Hamburg, S. 59–78.
- Bourdieu, P./Wacquant, L. (1996): *Reflexive Anthropologie*. Frankfurt a.M.
- Coser, L.A. (2015): *Gierige Institutionen. Soziologische Studien über totales Engagement*. Frankfurt a.M.
- Endruweit, G. (1979): *Elitebegriff in den Sozialwissenschaften*. In: *Zeitschrift für Politik*, 26. Jg., H. 1, S. 31–46.
- Festinger, L. (1978): *Theorie der Kognitiven Dissonanz*. Bern.
- Finster, M./Krähnke, U. (2010): *Wie elitär war das Ministerium für Staatssicherheit?* In: *Berliner Debatte Initial*, 21. Jg., H. 2, S. 136–146.
- Foucault, M. (1976): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt a.M.
- Fritze, L. (2005): *Täter und Gewissen. Zur Typologie des Täterverhaltens*. In: *Aufklärung und Kritik*, 12. Jg., H. 1, S. 82–94.
- Gieseke, J. (1995): *Die hauptamtlichen Mitarbeiter des MfS*. In: Buthmann, R. (Hrsg.): *Anatomie der Staatssicherheit. Geschichte-Strukturen-Methoden*. Berlin.
- Gieseke, J. (1999): *Abweichendes Verhalten in der totalen Institution. Delinquenz und Disziplinierung der hauptamtlichen MfS-Mitarbeiter in der Ära Honecker*. In: Engelmann, R./Vollnhals, C. (Hrsg.): *Justiz im Dienst der Parteiherrschaft. Rechtspraxis und Staatssicherheit in der DDR*. Berlin, S. 531–558.
- Gieseke, J. (2000): *Die hauptamtlichen Mitarbeiter der Staatssicherheit. Personalstruktur und Lebenswelt 1950–1989/90*. Berlin.
- Gieseke, J. (2011): *Tschekistische Ideologie*. In: Engelmann, R./Florath, B./Heidemeyer, H./Münkel, D./Polzin, A./Süß, W. (Hrsg.): *Das MfS-Lexikon. Begriffe, Personen und Strukturen der Staatssicherheit der DDR*. Berlin, S. 152–155.

- Gieseke, J. (2012): Der entkräftete Tschekismus. Das MfS und die ausgebliebene Niederschlagung der Konterrevolution 1989/90. In: Sabrow, M. (Hrsg.): 1989 und die Rolle der Gewalt. Göttingen, S. 56–81.
- Glaser, B.G./Strauss, A.L. (1970): Theoretical sampling. In: Denzin, N.K. (Hrsg.): Sociological methods. A sourcebook. Chicago, S. 105–114. <https://doi.org/10.4324/9781315129945-10>
- Goffman, E. (1961): Asylums: Essays on the Social Situation of Mental Patients and Other Inmates. Garden City/New York.
- Hilberg, R. (1961): The Destruction of the European Jews. Chicago.
- Hirschauer, S./Amann, K. (Hrsg.) (1997): Die Befremdung der eigenen Kultur. Zur ethnographischen Herausforderung soziologischer Empirie. Frankfurt a.M. <https://doi.org/10.17104/9783406638398>
- Kleemann, F./Krähnke, U./Matuschek, I. (2009): Interpretative Sozialforschung. Eine Einführung in die Praxis des Interpretierens. Wiesbaden.
- Kowalczyk, I.-S. (2013): Stasi konkret: Überwachung und Repression in der DDR. München.
- Krähnke, U. (2020): Indoktrinierung als Handlungsvollzug. Eine sequenzanalytische Rekonstruktion der SED-Linientreue von DDR-GeheimdienstmitarbeiterInnen. In: Forum Qualitative Sozialforschung, 21. Jg., H. 3, Art. 15.
- Krähnke, U./Finster, M. (2006): »Für mich war es wichtig, dass ich irgendwie dazu gehörte« – Die Falldarstellung der MfS-Mitarbeiterin Frau Dorsch. In: BIOS, Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 19. Jg., H. 1, S. 143–160.
- Krähnke, U./Finster, M./Reimann, P./Zschirpe, A. (2017): Im Dienst der Staatssicherheit. Eine soziologische Studie über die hauptamtlichen Mitarbeiter des DDR-Geheimdienstes. Frankfurt a.M./New York.
- Leonhard, N./Krähnke, U. (2019): Ankommen im ehemaligen Feindesland? Fremdheit von NVA- und MfS-Angehörigen nach 1989/90 als paradigmatische Migrationserfahrung. In: Dimbath, O./Kinzler, A./Meyer, K. (Hrsg.): Vergangene Verträutheit. Soziale Gedächtnisse des Ankommens, Aufnehmens und Abweisens. Wiesbaden, S. 237–263. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-22231-4\\_11](https://doi.org/10.1007/978-3-658-22231-4_11)
- Oevermann, U./Tilman, A./Elisabeth, K./Krambeck, J. (1979): Die Methodologie einer "objektiven Hermeneutik" und ihre allgemeine forschungslogische Bedeutung in den Sozialwissenschaften. In: Soeffner, H.-G. (Hrsg.): Interpretative Verfahren in den Sozial- und Textwissenschaften. Stuttgart, S. 352–434. [https://doi.org/10.1007/978-3-476-03120-4\\_19](https://doi.org/10.1007/978-3-476-03120-4_19)
- Schütz, A. (1974): Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie. Wien.
- Schütze, F. (1983): Biographieforschung und narratives Interview. In: Neue Praxis. Kritische Zeitschrift für Sozialarbeit und Sozialpädagogik, 13. Jg., H. 3, S. 283–293.
- Springer, P. (2015): Die ganz normale Abteilung XII. Archivgeschichte und MfS-Forschung in institutionengeschichtlicher Erweiterung. In: Jedlitschka, K./Springer, P. (Hrsg.): Das Gedächtnis der Staatssicherheit: Die Kartei- und Archivabteilung des MfS. Göttingen, S. 7–23. <https://doi.org/10.13109/9783666310331.7>
- Strübing, J./Hirschauer, S./Ayaß, R./Krähnke, U./Scheffer, T. (2018): Gütekriterien qualitativer Sozialforschung. Ein Diskussionsanstoß. In: Zeitschrift für Soziologie, 47. Jg., H. 2, S. 83–100. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2018-1006>
- Suckut, S. (Hrsg.) (1996): Das Wörterbuch der Staatssicherheit. Definitionen zur „politisch-operativen Arbeit“. Berlin.
- Thomas, I.W. (1928): The Child in America: Behavior Problems and Programs. Chapter 13: The Methodology of Behavior Study. New York, S. 553–576.
- Weber, M. (1934): Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus. Paderborn.
- Weber, M. (1968): Der Beruf zur Politik. In: Winkelmann, J. (Hrsg.): Soziologie. Weltgeschichtliche Analysen. Politik. Stuttgart, S. 167–185.
- Welzer, H. (2005): Täter: wie aus ganz normalen Menschen Massenmörder werden. Frankfurt a.M.
- Zaisser, W. (1953): Rede auf dem 15. Plenum des ZK der SED. Zitiert nach: SAPMOBA, DY 30 IV 2/1/119. Bl. 187–201.

# Zwischen Fürsorge und Disziplinierung. Handlungsorientierungen in Kinderheimen in der DDR aus professionstheoretischer Perspektive

*Felicitas Söhner*

**Zusammenfassung:** Der Beitrag steht im Zusammenhang der Erforschung von Bedingungen und Folgen der Unterbringung in Kinderheimen und Jugendwerkhöfen der DDR; sein Thema sind Handlungsorientierungen in der professionellen Praxis aus Perspektive ehemaliger Mitarbeitender. Über den Zugang der Oral History werden Wahrnehmungsmuster professioneller Handlungsorientierungen und daraus resultierende Spannungsfelder untersucht. Quellenbasis sind leitfadengestützte Interviews mit Mediziner\*innen, Psycholog\*innen und Pädagog\*innen aus dem Untersuchungsfeld. Es wird deutlich, dass manche Interviewsequenzen fürsorgliche, andere wiederum repressive Aspekte enthalten. Im untersuchten Feld standen therapeutische und ordnungsorientierte Handlungsorientierungen in einem Spannungsverhältnis. In den betrachteten Einrichtungen waren – so die abschließende These – sowohl Grenzen der Handlungsorientierung als auch professionelle Grenzen verwischt.

**Schlagwörter:** Mündliche Geschichtsschreibung, leitfadengestützte Interviews, Handlungsorientierung, Interdisziplinarität

## **Between Care and Discipline. Orientations for action in children's homes in the GDR from a professional-theoretical perspective**

**Abstract:** This article is related to research on the conditions and consequences of placement in children's homes and youth work centres in the GDR; its topic is action orientations in professional practice from the perspective of former staff members. Using the approach of oral history, patterns of perception of professional action orientations and the resulting areas of tension are examined. The sources are guideline-based interviews with doctors, psychologists and educators from the field of study. It becomes clear that some interview sequences contain caring, others repressive aspects. In the field studied, communicative and instrumental orientations of action were in tension with each other. According to the concluding thesis, the boundaries of both action orientation and professional boundaries were blurred in the institutions examined.

**Keywords:** Oral History, guideline-based interviews, action-orientation, interdisciplinarity

# 1 Hintergrund

Schätzungen zufolge waren etwa 500.000 Heranwachsende in Kinderheimen in der DDR untergebracht. Die Einrichtungen des Jugendhilfesystems wurden unterteilt in sogenannte Normalheime und Spezialheime, zu denen auch die Jugendwerkhöfe gehörten. Während in Normalheimen Heranwachsende untergebracht wurden, bei denen man keine „Erziehungsschwierigkeiten“ erwartete, wurden in Spezialheimen Heranwachsende untergebracht, „deren Umerziehung in ihrer bisherigen Erziehungsumgebung trotz optimal organisierter erzieherischer Einwirkung der Gesellschaft nicht erfolgreich verlief“ (Ministerrat der DDR 1965, S. 368).

Zu den formulierten Aufgaben der Normalkinderheime gehörte die Unterbringung von Heranwachsenden, deren Erziehungsberechtigte aus unterschiedlichen Gründen einer sozialistischen Erziehung nicht nachkommen konnten. In den Spezialheimen sollten diejenigen Kinder und Jugendlichen untergebracht werden, die als verhaltensauffällig galten.

Im Zuge der Umgestaltung der Heimstruktur in der DDR wurde im Raum Berlin 1964 das Kombinat der Sonderheime für Psychodiagnostik und pädagogisch psychologische Therapie zur Betreuung stark verhaltensgestörter Kinder und Jugendlicher eingerichtet. Dort wurden jene Heranwachsenden aufgenommen, die in anderen Kinderheimen als „Störfaktoren“ aufgefallen waren (Laudien/Dreier-Horning 2016). Darüber hinaus standen auch Kinder und Jugendliche im Fokus, die bereits mehrfach stationär und ambulant in psychiatrischen Einrichtungen begutachtet und behandelt worden waren. Ein wesentliches Aufgabenfeld der Einrichtungen des Kombinats der Sonderheime war die Diagnose, Beurteilung und Therapie von verhaltensauffälligen Kindern und Jugendlichen. Dies erforderte eine Definition der Verhaltensstörung und deren Abgrenzung zum Schweregrad. Hauptaufnahmegrund war eine sogenannte „Verhaltensstörung“, die vor einer Aufnahme einer psychodiagnostischen Abklärung unterzogen werden sollte (Söhner et al. 2021).

Im Mittelpunkt der Heimerziehung in der DDR stand die Erziehung zur „sozialistischen Persönlichkeit“ (Laudien 2013). Riedel-Krekeler (2014) beschreibt die „Umerziehung“ von Kindern und Jugendlichen als zentrales Element der Heimerziehung, die darauf abzielte, die Persönlichkeitsstruktur des Heranwachsenden zu beeinflussen oder aufzubrechen, um ein Leben in und eine positive Bejahung von gesellschaftlichen Normen zu erreichen. Die zentralen Erziehungsmethoden zur Erreichung der Umerziehung waren die Kollektiverziehung und die Arbeitserziehung. Formuliertes Ziel der Heimerziehung in der DDR war die „Heranbildung von vollwertigen Mitgliedern der sozialistischen Gesellschaft und bewussten Bürgern der Deutschen Demokratischen Republik“. <sup>1</sup> Für einen über die Themenverortung hinausgehenden, umfassenden Überblick über die Forschungsliteratur siehe Söhner et al. (2021).

Vorliegender Beitrag nähert sich der Thematik basierend auf dem BMBF-geförderten interdisziplinären Projekt „Testimony“. Dieses widmet sich der Erforschung von Bedingungen und Folgen der Unterbringung in Kinderheimen und Jugendwerkhöfen der DDR. Das medizinhistorische Teilprojekt nähert sich der Fragestellung über zwei methodische Zugänge – zum einen anhand einer historischen Analyse schriftlicher Quellen, zum anderen aus dem Blickwinkel der Oral History. Da zur professionellen Perspektive zu Handlungslogiken und Erfahrungen in DDR-Kinderheimen schriftliche Quellen bislang wenig Informationen bieten, wird diese Lücke über den alternativen Zugang über leitfadengestützte Interviews geschlossen. Über einen qualitativ-soziologisch orientierten Zugang im Bereich historischer Aufarbeitung von DDR-Unrecht wird die Wahrnehmung involvierter Akteur\*innen in Kin-

---

1 Anordnung über die Spezialheime der Jugendhilfe vom 22.4.1965 und Berichtigung vom 4.9.1965 (Ministerrat der DDR 1965, S. 368).

derheimen in der DDR untersucht. So befasst sich dieses Interviewprojekt in explorativer Weise erstmals mit professioneller Handlungsorientierung aus der Perspektive von Verantwortlichen in der Medizin, Pädagogik und Psychologie. Die Publikation hat dementsprechend den Charakter einer ersten Gegenstandstrukturierung.

## 2 Methodisches Vorgehen

Ausgangspunkt der Betrachtungen war das Interesse, wie die transdisziplinären Handlungslogiken von involvierten Akteur\*innen in der Medizin, Psychologie und Pädagogik in Kinderheimen in der DDR wahrgenommen wurden. Da alltägliche wie exzeptionelle Vorgänge nicht immer Eingang in die schriftliche Dokumentation fanden, bietet sich hier der qualitative Forschungsansatz der Oral History besonders an, individuelle Wahrnehmungen, Erfahrungen und Perspektiven zu untersuchen (Vgl. Söhner et al. 2021). Die Oral-History ermöglicht einen direkten Zugang zur Perspektive von bisher ungehörten Personen, der über die überlieferten Informationen aus Akten und anderen Dokumenten hinausgeht. Der Zugang zielt darauf, vergangener Realität in Erinnerungen nachzuspüren (Strutz/Schretter 2019).

Um den Forschungsfragen nachzugehen, wurden Einzelfallakten (Jugendhilfe-, Schüler- und Verwaltungsakten) analysiert (Anne Oommen-Halbach & Uta Hinz) und parallel leitfadengestützte Interviews mit ehemaligen pädagogischen, medizinischen und psychologischen Akteur\*innen verschiedener Einrichtungstypen innerhalb des DDR-Heimkomplexes erhoben und betrachtet (Felicitas Söhner). In diesem Zusammenhang hat die Autorin zwischen November 2019 und November 2021 24 thematische Interviews mit Akteur\*innen in ehemaligen Kinderheimen der DDR geführt. Unter diesen Personen befanden sich zehn Männer und vierzehn Frauen. Die Geburtsdaten der Gesprächspartner\*innen liegen zwischen 1936 und 1962, sie waren zwischen 1956 und 1992 (und teilweise darüber hinaus) beruflich tätig. Unter ihnen sind Vertreter\*innen der Psychologie, Medizin und der Pädagogik. Die Befragten waren tätig in Normal- und Spezialheimen, Jugendwerkhöfen und dem Kombinat der Sonderheime. Von den Befragten hatten 21 selbst in oder für Kinderheime gearbeitet, zwei hatten dort als Kinder von Mitarbeitenden gelebt, eine Person wuchs selbst als Kind im Heim auf.

Die leitfadenstrukturierten Interviews dokumentieren und reflektieren gesellschaftspolitische Zusammenhänge und subjektive Wahrnehmungs- und Interpretationsmuster erinnerter historischer Prozesse und Ereignisse. Zu den erfragten Themen gehörten: die Einordnung des beruflichen Tätigkeitsfeldes, Erinnerung an Alltagsroutinen, Erfahrungen als Fachkraft sowie der Umgang mit Familien und Behörden. Darüber hinaus wurden Fragen zum Umgang mit schwierigen Situationen im Berufsalltag, zu beruflichen Handlungsoptionen, Beratungsangeboten und hilfreichen Ressourcen gestellt.

Zu jedem Interview wurde ein Regest mit biographischen Angaben sowie ein ergänzendes Protokoll verfasst, das Beobachtungen zum Gesprächsverlauf, zur Atmosphäre, zu möglichen Störungen während des Gesprächs oder anderen besonderen Ereignissen enthält. Diese Unterlagen wurden in die Analyse integriert. Für die folgenden Ausführungen wurden die Gespräche mit Bezug zum interdisziplinären Spannungsfeld in Kinderheimen in der DDR im Allgemeinen und im Kombinat der Sonderheime im Speziellen einbezogen. Mit den Interviewpartner\*innen wurde abgestimmt, ob die Inhalte aus den Interviews auf direkten Wunsch mit Klarnamennennung oder pseudonymisiert in Publikationen einbezogen werden.

Ursprüngliches Anliegen war es, deduktiv aus Perspektive verschiedener Fachkulturen im Lebens- und Arbeitsbereich Kinderheim unterschiedliche Wahrnehmungsmuster zur Pädagogik, Psychologie und Medizin und daraus resultierende Spannungsfelder zu erarbeiten.

Als sensibilisierendes Konzept dienen professionstheoretische Überlegungen von Oevermann (1996), die detailliert auf die Strukturlogik professionellen Handelns eingehen. Oevermann unterscheidet zwischen folgenden funktionalen Dimensionen:

- die „Aufrechterhaltung und Gewährleistung einer kollektiven Praxis von Recht und Gerechtigkeit im Sinne eines die jeweils konkrete Vergemeinschaftung konstituierenden Entwurfs“ (*Beschaffung von Konsens/Aufrechterhaltung von Ordnung*),
- die „Aufrechterhaltung und Gewährleistung von leiblicher und psychosozialer Integrität“ (*Beschaffung von Therapie*) sowie
- die „Überprüfung von Geltungsfragen und -ansprüchen“ (*Beschaffung von Wahrheit*) (ebd., S. 88ff.).

Obengenannte Dimensionen dienen als Ausgangspunkt für die Analyse nach folgendem Schema:

	<b>Wahrheit</b>	<b>Ordnung</b>	<b>Therapie</b>
<b>Pädagogik</b>	Technische und kognitive Unterweisung der Heranwachsenden	Vermittlung von Normen an Heranwachsende	Weichenstellung hin zu einer psychosozialen Normalität
<b>Medizin</b>	Vermittlung von medizinischem Wissen und Techniken	Medikalisierung von Normabweichung	Behebung oder Verbesserung chronischer u. akuter somatischer u. psychischer Leiden
<b>Psychologie</b>	Vermittlung von psychologischem Wissen und Methoden	Verhaltensmodifikation	Förderung von Autonomie

Tab. 1: Funktionale Dimensionen professionellen Handelns (nach Oevermann 1996, eigene Darstellung)

Vorliegender Beitrag befasst sich mit der Frage, inwiefern sich in den vorliegenden Interviews zu Kinderheimen in der DDR diese Handlungsorientierungen in professionellen Handlungen abzeichnen.

### 3 Spannungsfeld der Handlungsorientierung

Da sich die deduktiv gebildeten Kategorien zum Professionsverständnis als zu wenig passgenau erwiesen, erfolgte die weitergehende qualitative Inhaltsanalyse deduktiv-induktiv. Die Stärke dieses Zugangs liegt darin, „Gegenstände, Zusammenhänge und Prozesse nicht nur analysieren zu können, sondern ... sie nacherlebend sich vorzustellen“ (Mayring 2011, S. 19).

Das zugrunde liegende modellhafte Verständnis entwickelte sich aus dem methodischen Zugang heraus. In der begonnenen Auswertung wurde deutlich, dass die ursprünglich an deduktiven Ausgangskategorien orientierte Darlegungsstruktur für den Untersuchungsgegenstand nicht vollständig passgenau schien. Daher wurde die inhaltliche Analyse in der weiteren Analyse gegenstandsangemessen deduktiv-induktiv restrukturiert.

Zum einen machte die in der Handlungspraxis nur eher prekär erscheinende Differenzierung der betrachteten Berufsgruppen und ihrer Aufgabenfelder deutlich, dass ein kategorisierender Blick nach professionellen Handlungslogiken in dieser Hinsicht wenig ergiebig ist. So erschien das ursprünglich sensibilisierende Konzept einer getrennten Betrachtung der drei Disziplinen „Pädagogik“, „Medizin“ und „Psychologie“ für die hier untersuchte Fragestellung als nur in Teilen passend.

Zum anderen zeichnete sich ab, dass die im Oevermannschen Modell stehende Dimension „Wahrheit“, wie Oevermann sie modellhaft an der Pädagogik als „Vermittlung vor allem von Erfahrungswissen, Traditionswissen, Kulturtechniken, Praktiken etc.“ (Oevermann 1996, S. 144) definiert, im vorliegenden Material eine untergeordnete Rolle zu spielen scheint bzw. als von den anderen beiden Dimensionen absorbiert wirkt.

Gleichzeitig ließen sich umfangreiche Textpassagen den Kategorien „Ordnung“ und „Therapie“ zuordnen. Diese beiden Kategorien ließen sich gegenstandsangemessen konkreter als „Fürsorge und Hilfe“ und „Disziplinierung und Normierung“ präzisieren. Von diesen Voraussetzungen ausgehend wurde das ursprünglich zugrundeliegende Modell adaptiert und das vorliegende Material entlang folgender Matrix zur Handlungsorientierung betrachtet.

Handlungsorientierung	Ordnung	Therapie
	(an Systemimperativen orientiert) → Disziplinierung und Normierung	(an Bedürfnissen der Klient*innen orientiert) → Fürsorge und Hilfe
Pädagogik		↑
Medizin		← Verwischung →
Psychologie		↓

Tab. 2: Modifizierte Orientierungen professionellen Handelns (nach Oevermann 1996, eigene Darstellung)

In der Analyse zeichnete sich ab, dass sich die Interviewsequenzen vor allem den beiden Kategorien „ordnungsorientiert“ und „therapeutische Handlungsorientierung“ zuordnen ließen, welche sich wiederum in einem Spannungsverhältnis befanden, was im Folgenden näher betrachtet wird.

## Fürsorge und Hilfe

Entsprechend einer therapeutischen Handlungsorientierung orientiert sich professionelles Handeln an den Bedürfnissen der Klient\*innen, in dem Fall der Heranwachsenden, die Handlungen richten sich nach der Logik der „Fürsorge, Hilfe, Therapie“.

In den betrachteten Interviews gehen einige Gesprächspartner\*innen auf die helfende, fürsorgende Handlungslogik ein, sei es als gewünschtes Ideal, vorhandenes Leitbild oder gelebte Praxis. Es finden sich Interviewsequenzen, die deutlich machen, dass das Angebot von Kinderheimen zunächst als benötigter Schutzraum oder möglicher Lebensort für Heranwachsende, deren Eltern nicht bereit oder in der Lage gewesen waren, für sie zu sorgen bzw. mit ihnen zurecht zu kommen, verstanden wurde (Interview 1, 6, 7, 9, 15, 20, 21). Interviewpartner\*innen verwiesen auf die von ihnen primär wahrgenommene Aufgabe von Kinderheimen:

„...dass also ein Kinderheim kein Verwaltungsmechanismus war, sondern ein Heim erstmal für Kinder, die in Not waren.“ (Interview 20, Pädagogik)

Auch auf die Wahrnehmung der Handlungsorientierung gingen mehrere Befragte ein. So wurde trotz Verweise auf mögliche interdisziplinäre Irritationen betont, dass „die Pädagogen wie die Psychologen Menschen (waren), die Interesse an den Kindern hatten und sie mochten“ (Interview 9). Die Gesprächspartner\*innen bekräftigen neben dem strukturellen Dilemma auch eine gemeinsame interdisziplinäre Suche nach guten Lösungen für das Kind (Interview 5, 9, 12).

In mehreren Sequenzen aus Gesprächen mit Vertreter\*innen aus dem Kombinat der Sonderheime wird neben dem helfenden, fürsorgenden Anspruch ein therapeutischer Anspruch

deutlich. So verweisen unterschiedliche Interviewsequenzen darauf, dass neben der Erwartung einer gründlichen Diagnostik auch der Anspruch an Beratung wie therapeutisches Handeln und Wirken an das medizinische Personal gestellt wurde. Als sehr prägend und bezeichnend wurde in diesem Zusammenhang der hohe Stellenwert einer gründlichen Anamnese beschrieben, die von den unterschiedlichen Professionen vorgenommen und interdisziplinär diskutiert wurde:

„Es war also ganz wichtig, dass in dem Kombinat in der Aufnahmeabteilung großer Wert auf eine saubere Diagnostik gelegt wurde.“ (Interview 5, Psychologie)

Mehrere Gesprächspartner\*innen bekräftigten diesen Anspruch, der an die medizinische Begutachtung gestellt wurde. Die medizinische Diagnostik wird als aufwändig, recht genau und gut strukturiert (Interview 9) erinnert. Im Hinblick auf medizinische Aufgaben wurde auf die Voruntersuchungen in der Aufnahmeabteilung und nochmalige Untersuchungen nach Aufnahme in das zugewiesene Heim verwiesen:

„... die hatten die ersten zwei Wochen erstmal medizinisch(e Untersuchungen) zu durchlaufen, unabhängig davon, dass ihre Gesamtdiagnose schon in der Aufnahmeabteilung erstellt wurde.“ (Interview 5, Psychologie)

Dass es nicht bei der medizinischen Diagnostik bleiben sollte, wird in den Interviews ebenfalls deutlich. So wird berichtet von regelmäßigen Begutachtungen durch Pflegepersonal der Gemeinde wie auch vom Hinzuziehen von ärztlichem Personal je nach akutem Bedarf:

„Da gab es vor Ort eine (...) Gemeindegeschwester (...) die versorgte die Menschen vor Ort in Wertpflanz (... ) und die kam zweimal die Woche in das Kinderheim und zweimal die Woche kam ein Arzt, es gab (...) eine medizinische Abteilung, (...) so eine Art Arztzimmer und Vorzimmer (...) und wenn akut was war, konnte er dann entscheiden in das nahegelegene Krankenhaus in Bernau (einzuweisen).“ (Interview 5, Psychologie)

Auf die Verfügbarkeit und das regelmäßige Konsultieren psychiatrischer Fachkräfte wurde zwar in den Gesprächen hingewiesen, jedoch wurde das Desiderat einer engmaschigeren Betreuung deutlich:

„Und wir hatten auch einen Facharzt für Psychiatrie, der war aber nicht ständig anwesend, sondern nur einmal in der Woche konntest du zur Konsultation. Wenn sich also Fragen ergeben haben, insbesondere auf die medikamentöse Einstellung, die die meisten Kinder schon mitgebracht haben.“ (Interview 22, Psychologie)

Weiter wurde der wahrgenommene, nicht gedeckte Bedarf einer soliden individualisierten und den Störungsformen angepassten medizinischen Therapiearbeit betont.

Auf eine therapeutische Handlungsorientierung verweisen auch die Erinnerungen an Psycholog\*innen im Kombinat der Sonderheime. Deren Stellung in interdisziplinärer Runde, dem sog. „heilpädagogischen Aktiv“, wird als „exponiert“ erinnert und betont, dass die Psycholog\*innen „große Macht“ hätten haben können, wenn sie sich mit dem System arrangierten (Interview 9). Hier lässt sich ein hierarchisches Spannungsfeld feststellen, das die Pädagogik gegenüber der Psychologie in einer indifferenten Rolle erscheinen lässt:

„Wir waren als Psychologen Leiter des heilpädagogischen Aktivs. In (diesem) waren jeweils ein Lehrer und Erzieher in einer Gruppe, zu einer Kindergruppe von 12 Kindern. Die Psychologen waren Leiter dieser Teams.“ (Interview 9, Psychologie)

Die Grundidee dieses Gremiums sei gewesen, in regelmäßigen Besprechungen den Pädagog\*innen ein psychologisches Verständnis vom Kind zu vermitteln (Interview 9) und erzieherische und therapeutische Maßnahmen anzupassen. Die Erinnernden gehen auf deren durchaus therapeutische Handlungsorientierung ein:

„Jede Woche gab es mindestens ein heilpädagogisches Aktiv, da wurde für jedes einzelne Kind (...) der Plan durchgesehen (...). Zu jeder einzelnen Kategorie wurde dann eine Einschätzung gegeben – was muss neu gemacht werden, was kann bleiben, was muss verstärkt, was muss geschwächt werden.“ (Interview 5, Psychologie)

„Dazu gehörten die Erzieher (...) und die hatten in einer wöchentlichen Zusammenkunft jeweils ein oder zwei Kinder besprochen, die entweder auffällig waren oder wo man Fortschritte gezeigt hat, um dann das Therapieprogramm zu modifizieren.“ (Interview 22, Psychologie)

Auch die Aufgabe einer aus der psychologischen Diagnostik resultierenden psychologischen Therapie wurde wahrgenommen. So sei die Psychologie „auch für das psychische Therapieprogramm (verantwortlich gewesen, wie) Gruppentherapie, Einzelgespräche oder sonstiges – und (hatte) dafür zu sorgen, (dass dies) realisiert wurde.“ (Interview 22, Psychologie) Gleichzeitig wurde das Verhältnis Diagnostik, Therapieempfehlung und deren Umsetzung als „verschoben“ erinnert. Eine Person bemerkte, dass man sich den diagnostischen Aufwand hätte sparen können (Interview 9). Hinweise, dass die Therapie oft vernachlässigt worden sei (Interview 3, 8, 9), machen deutlich, dass der institutionelle bzw. individuelle Anspruch und die Realität durchaus weit auseinander lagen. Die Interviewsequenzen deuten auf das Ziel einer Verhaltensmodifikation wie einer „Weichenstellung“ hin zu einer funktionsorientierten gesellschaftlichen „Normalität“.

Insbesondere der Aspekt der instrumentellen Zielsetzung von Therapieangeboten macht deutlich, dass in den entscheidenden Gremien wie in der alltäglichen Arbeit die Grenzen zwischen den an Bedürfnissen der Kinder (Therapie) und den an Systemimperativen (Ordnung) orientierten Handlungslogiken durchaus fließend war. Nicht zuletzt scheint sich an der Stelle auch bereits die Systemdeterminante „Ressourcenmangel“ anzudeuten.

## Normierung und Disziplinierung

Entsprechend einer ordnungsorientierten Handlungsorientierung erfolgt professionelles Handeln an Systemimperativen orientiert, die Handlungen richten sich nach der Logik von „Disziplinierung und Normierung“.

In der Gesprächsanalyse wurde erkennbar, dass von den Befragten die pädagogische „Wissensvermittlung“ stark als „Normenvermittlung“ wahrgenommen wurde. Mehrere Interviewpartner\*innen verwiesen auf ihren Anspruch, den Heranwachsenden schulisches, berufliches und lebenspraktisches Wissen zu vermitteln. Auch zeichnete sich ab, dass die Vermittlung von Normen einschließlich der dazugehörigen adäquaten sozialen Verhaltensweisen als wesentlicher Aspekt professionellen Handelns in Kinderheimen verstanden wurde. In den Gesprächen wurden diese klar benannt: Pünktlichkeit, Hilfsbereitschaft, Freundlichkeit, Sauberkeit, Fleiß, Ordnung und Disziplin. (Interview 3, 5, 7, 8) Insbesondere die Aspekte der Ordnung und der Normierung zeigten sich als ein prägendes Element erinnelter Handlungslogiken:

„Die DDR hatte zunehmend Verhaltensprobleme mit den Kindern, Verhaltensstörungen waren mehr und mehr ein Grund, dass Schulabläufe nicht mehr nach Willen der Schuldirektoren geordnet durchgeführt werden konnten.“ (Interview 3, Psychologie)

In der Untersuchung wurde deutlich, dass das Einbeziehen der Heranwachsenden in häusliche und gesellschaftliche Aufgaben ein integraler Bestandteil der institutionellen Erziehungsarbeit war; produktive Arbeit und schulische Bildung waren miteinander verwoben. Die Integration der Kinder und Jugendlichen erfolgte entlang ihrer individuellen Ressourcen und war reglementiert über eine durchgehende Beobachtung und Beeinflussung des Verhaltens durch die Gruppe. Bereits in vorangehenden Analysen wurde das starke Gewicht und prä-

gende Element einer an institutionellen Logiken orientierten pädagogischen Arbeit erkennbar (Söhner et al. 2021, S. 146).

Neben der Vermittlung von Normen wird in der Interviewanalyse auch das Verständnis deutlich, dass Verhaltensnormen einzufordern seien und davon abweichendes Verhalten zu korrigieren sei (Interview 1, 7, 9). Eine Person erinnerte die Anstrengung, die damit verbunden war:

„Die Disziplinierung der Kinder war wahnsinnig aufwendig. Irgendwie anstellen, ruhig sein, zum Essen gehen, dann dort ruhig sein, in der Schule ruhig sitzen, wieder anstellen, nicht vorlaut sein, also den ganzen Tag die Energie [aufzubringen,] diese hyperaktiven verhaltensgestörten Kinder zu disziplinieren, das ist eine schier unmenschliche Aufgabe.“ (Interview 9, Psychologie)

Die Analyse zeigt, dass sich die Handlungsorientierungen jedoch nicht immer eindeutig unterscheiden ließen, vielmehr deutet das Interviewmaterial auf fließende Übergänge und professionelle Handlungen, die mehrfach motiviert waren.

## Verwischung von Handlungsorientierungen

Insbesondere die Aussagen zu Aufgabenfeldern der Psychologie verweisen auf eine Verwischung der Handlungsorientierungen. In diesem Bereich äußerten sich die Gesprächspartner\*innen zu verstandenen, jedoch nicht versorgten Bedarfen:

„Was allerdings fehlte, das war eine fachgerechte psychologische Betreuung. Wir hatten keinen Schulpsychologen, das ging alles über den Jugendgesundheitschutz. Ein Psychologe fehlte da meiner Meinung nach.“ (Interview 6, Medizin)

Es entsteht der Eindruck, als ob Ansprüche professioneller Hilfe zwar aufgestellt, allerdings nicht eingelöst wurden, was mit der einer Deprofessionalisierung in unterschiedlicher Ausprägung einhergehen konnte. Trotzdem von den Befragten eine geringere Präsenz der Psychologie in den staatlichen Normal- und Spezialheimen erinnert wurde, lassen sich aus den Interviewsequenzen internalisierte Handlungsorientierungen ableiten, die sich sowohl auf das individuelle Autonomie als auch auf Systemimperative beziehen.

Aussagen zu kirchlich geführten Heimen verweisen eindrücklicher auf ein am Individuum orientiertes Verständnis. Hier wurden die Möglichkeiten, psychologische Ansätze einzubeziehen, als besser umgesetzt geschildert:

„Überhaupt, das muss ich sagen, für die Heimarbeit im Vergleich mit den staatlichen Heimen, diese Möglichkeit dem So-Sein der Kinder aus tiefenpsychologischer, psychologischer, soziologischer, pädagogischer Sicht nachzugehen, das zu verstehen und sie angemessen zu begleiten, das hatten die staatlichen Heime viel weniger.“ (Interview 12, Pädagogik)

Von diesen Perspektiven unterscheiden sich die Erinnerungen an das Kombinat der Sonderheime, in dessen Abteilungen mehrere Psycholog\*innen beschäftigt waren. Insbesondere die Eingangsdiagnostik spielte in der Wahrnehmung der Befragten eine wesentliche orientierende Rolle für die spätere psychologische und pädagogische Begutachtung. So berichteten die Gesprächspartner\*innen von eingehenden Untersuchungen, die im Zusammenhang der Einweisung vorgenommen wurden:

„Wir als Psychologen hatten natürlich auch unsere Persönlichkeitsanalyse zu betreiben, weil die Auffälligkeiten irgendwelche Hintergründe und Zusammenhänge haben mussten.“ (Interview 22, Psychologie)

Im Rückblick der Befragten konzentrierte sich die Arbeit des psychologischen Personals vor allem auf die Erstellung von psychologischen Gutachten (Interview 3, 5, 8, 9). Letztere kon-

zentrierten sich auf die Persönlichkeit der Heranwachsenden, zu therapierende Störungen und zu normierende Verhaltensweisen. Die Gutachten behandelten vor allem folgende Aspekte:

- Identifizierung psychologisch relevanter Merkmale von Merkmalsträgern
- Analyse der einzelnen Problembereiche
- Integration der erhobenen Daten in die diagnostische Beurteilung
- Ableitung von zustands- und personenbezogener Interventionen und Prognosen (Interview 5, 9, beide Psychologie)

Insbesondere die Erinnerungen an psychologische Tätigkeitsfelder lassen die Handlungsorientierungen Normierung und Therapie verklammert wirken.

## Verwischung von Berufsgrenzen

Als weiterer markanter Befund lässt sich festhalten, dass in der Wahrnehmung täglichen beruflichen Handelns neben den Handlungsorientierungen durchaus auch professionelle Grenzen verwischt haben. So verweisen mehrere Befragte darauf, dass Pädagog\*innen psychologische und medizinische Aufgaben mit übernommen haben. In der Praxis hatten professionelle psychologische und medizinische Funktionen zwar nominell einen hohen Stellenwert, doch wurden Aufgaben dieser Berufsangehörigen durchaus von Fachkräften anderer Berufsgruppen übernommen. Beispielsweise übernahmen psychologische Kräfte durchaus pädagogische Intentionen:

„Eigentlich ging es mehr um das pädagogische (Ziel), da einen Strukturablauf reinzubringen.“ (Interview 5, Psychologie)

Weiter macht der Blick in die Interviews deutlich, dass die medizinische Versorgungssituation je nach Einrichtungstyp und örtliche Gegebenheiten als unterschiedlich gut besetzt wahrgenommen wurde, dies reichte von Lösungen über externe Mediziner bis hin zu eigenen Krankenstationen. Häufig wurde von Krankenpflegepersonal der Gemeinde berichtet (Interview 2, 5, 7, 10, 11, 12, 15, 19, 22), das auch für die Bewohnenden in der Einrichtung zuständig war, deutlich seltener über einrichtungseigenes medizinisches Personal:

„Ja, es gab jetzt keinen Heimarzt (...) um dort Kinder sich anzugucken. Aber (...) es waren ja auch keine Kleinkinder, die wir hatten (...) und die waren in der Lage selber zum Arzt zu gehen oder zum Arzt gebracht zu werden.“ (Interview 17, Pädagogik)

Eine Ausnahme bildet in diesem Zusammenhang das Normalkinderheim A.S. Makarenko in Berlin, das als Muster- bzw. Prestigeeinrichtung der DDR sehr gut ausgestattet war:

„In unserem Haus befand sich die Krankenstation mit der Ambulanz, Dr. N und ich und insgesamt 3 Krankenschwestern waren wir für die medizinische Betreuung aller Heimkinder verantwortlich. ... Dr. X, Fachärztin für Kinderneuropsychiatrie hat sich um die psychischen Probleme und neurologischen Erkrankungen der Kinder gekümmert.“ (Interview 8, Medizin)

Im Vergleich der individuellen Perspektiven wurde deutlich, dass im Kombinat der Sonderheime ein disziplinäres Rollenverständnis – insbesondere der Medizin und Psychologie – stärker ausgeprägt war, doch auch in den Heimen des Kombinats wurden Aufgaben transdisziplinär wahrgenommen. Gleichzeitig verweisen Befragte darauf, dass Mediziner\*innen strukturell keine große Rolle gespielt hätten. So hätten letztere zwar die Medikation festgelegt, was beinahe jedes Kind betroffen hätte, doch die Einstellung der Medikation sei nach Angaben der Erziehenden erfolgt, teilweise auch im Alleingang, wenn auch „in der Regel

zum Nutzen der Kinder“ (Interview 22, Psychologie). Nicht zuletzt an diesem Beispiel wird das professionsübergreifende Wahrnehmen fachlicher Aufgaben erkennbar.

Die beobachtete Verwischung der Berufsgrenzen (genauso wie die der Handlungsorientierungen) lässt sich auch als Indiz einer sich abzeichnenden oder vorhandenen Deprofessionalisierung verstehen. Es wäre zu prüfen, inwiefern bereits in einer so verstandenen Deprofessionalisierung beispielsweise in der psychologischen Versorgung bereits ein struktureller Kern von Vernachlässigung angelegt ist.

## 4 Diskussion und Ausblick

Im vorliegenden Beitrag wurde der Frage nachgegangen, inwiefern sich Handlungsorientierungen in professionellen Handlungen abzeichnen und wie vor diesem Hintergrund professionelle Handlungslogiken erscheinen. Dazu nahm die Untersuchung Aspekte struktureller Kräfte in Kinderheimen in der DDR aus der Perspektive professioneller Akteur\*innen in den Blick.

In der Analyse der vorliegenden Interviewsequenzen wird deutlich, dass über die unterschiedlichen fachlichen Perspektiven verschiedene Zugänge zum Feld und zu den involvierten Personen vorlagen: Während sich die Pädagogik theoretisch fragen konnte, wie die Erziehung und die Gestaltung des Heimalltags aussehen sollte, damit die Heranwachsenden als Zöglinge gewünschte Inhalte aufnehmen und internalisieren könnten, erscheinen in dieser Logik die Heranwachsenden aus medizinischer Perspektive mehr als Patient\*innen, die besonderer Therapie oder Pflege bedürftigen. Der Fokus der Psychologie würde sich dann darauf richten, das Verhalten der Heranwachsenden zu beeinflussen durch Korrektur (problematisches Verhalten aufheben), Förderung (besseren Zustand erreichen) und Prävention (schlechteren Zustand verhindern). Wenn man die Frage der Professionslogiken in den Erinnerungen der befragten Personen betrachtet, zeigt sich, dass es auf einer übergeordneten Ebene zahlreiche Überschneidungen gab und die konkreten individuellen Wahrnehmungen der Heimkinder und daraus resultierende Handlungsorientierungen von einer rein professionsgebundenen Perspektive abweichen. Bei genauerem Blick wird erkennbar, dass diese Annäherung zwar vor dem Hintergrund recht verschiedener (formeller) Wissensbestände sowie unterschiedlicher (informeller) Fachkulturen erfolgte, doch sich die professionellen Handlungen vor allem sehr stark an den konkreten Bedarfen orientierten.

Es entsteht der Eindruck, dass geschilderte Versuche einer interdisziplinären Koordination nicht so funktioniert haben wie beabsichtigt. Auch wenn der Faktor Interdisziplinarität nur in einzelnen Interviews angesprochen wurde, zeigt sich, dass sich das daraus ergebende Spannungsfeld von den meisten Gesprächspartner\*innen durchaus wahrgenommen wurde. In mehreren Interviews mit Akteur\*innen aus dem Kombinat der Sonderheime wird der Versuch beschrieben, interdisziplinäre Differenzen im regelmäßig stattfindenden „heilpädagogischen Aktiv“ zu bewältigen. Weiter wurde in diesem Feld eine „heilpädagogische Woche“ als jährlich stattfindende Weiterbildungsveranstaltung angesprochen, an der alle Fachbereiche teilnahmen und zu Fragen der Diagnostik, Therapie und Erziehung diskutierten. In der Wahrnehmung und Erinnerung der befragten Akteur\*innen erscheint die konstruktive, transdisziplinäre Kooperation in der Umsetzung jedoch als eher eingeschränkt. Dies wurde u.a. damit begründet, dass notwendiges strukturelles Wissen nicht immer formell kommuniziert wurde bzw. dessen Vermittlung bis zur Unkenntlichkeit codiert gewesen sei.

Auch ist erkennbar, dass die vorhandenen Rahmenbedingungen einen zentralen Faktor für eine Disziplin- und Kollektiverziehung in den Heimen darstellten. Es entsteht der Ein-

druck, dass die Gegebenheiten institutioneller Abläufe und Strukturen Vorrang hatten vor den Interessen des Individuums.

Als zentraler Befund der Analyse kann gelten, dass im untersuchten Feld Fürsorge und Hilfe in einem Spannungsverhältnis mit Disziplinierung und Normierung standen, wobei sich gleichzeitig der (strukturpathologische) Befund abzeichnet, dass diese unterschiedlichen Orientierungen in der Handlungspraxis miteinander eben nicht immer differenziert betrachtet und umgesetzt wurden. Die sich den vorliegenden Quellen ableitende abschließende These lautet, dass in den betrachteten Kinderheimen sowohl Handlungsorientierungen als auch professionelle Grenzen verwischt waren.

Es zeigt sich, dass vorliegende Arbeit nicht mehr als einen ersten Einblick in sehr umfangreiches Material darstellen kann. Gleichzeitig konnten bisherige Ergebnisse das Potential dieses methodischen Zugangs als lohnenswerte Ergänzung bisheriger Perspektiven verdeutlichen, und Institutionen der „Fürsorgediktatur“ DDR nicht nur unter Paradigma staatlicher Repression, sondern auch unter dem Paradigma professioneller Handlungslogiken zu betrachten. Darüber hinaus zeichnete sich ab, dass das erhobene Quellenmaterial Potential bietet für eine weitergehende Untersuchung der Frage, inwiefern es sich beim Primat einer normorientierten Wissensvermittlung um strukturelle Gewalt handelt und ob sich erkennbare Gewaltphänomene in den betrachteten Einrichtungen der ostdeutschen Jugendhilfe als Instrument staatlicher Ordnungspolitik der DDR verstehen lassen. In diesem Zusammenhang ließe sich ausdifferenzieren, ob sich ein „ideologischer Effekt“ in gewaltfördernden Strukturen in der Praxis findet, der sich von anderen Gesellschaftsordnungen unterscheidet oder ob die DDR in dieser Hinsicht ganz „normal“ war.

## Danksagung

Mein Dank gilt Winfried Loosch, Monika Palm, Waltraud Voigt, Wolfram Zimmermann und allen anderen anonym bleiben wollenden Gesprächspartner\*innen für ihre Bereitschaft ihre Erinnerungen und Perspektiven zu teilen. Jörg Frommer, Adrian Gallistl, Anne Oommen-Halbach und Uta Hinze danke ich herzlich für das konstruktive Feedback zu früheren Versionen dieses Artikels und anregende Diskussionen. Ebenso danke ich den beiden anonymen Gutachter\*innen dieses Beitrags für ihre konstruktiven Fragen und Anmerkungen.

## Literatur

- Laudien, K. (2013): Vertiefende Aufarbeitung der Heimerziehung in der DDR. Ein Bericht über ein Forschungsprojekt und seine Vorgeschichte. <http://www.hez-igfh.de/laudienk-prof-dr-vertiefende-aufarbeitung-der-heimerziehung-in-der-ddr-ein-bericht-ueber-ein-forschungsprojekt-und-seine-vorgeschichte/> (09. September 2022)
- Laudien, K./Dreier-Hornig, A. (Hrsg.) (2016): Jugendhilfe und Heimerziehung im Sozialismus: Beiträge zur Aufarbeitung der Sozialpädagogik in der DDR. Berlin.
- Mayring, P. (2011): Qualitative Inhaltsanalyse. Grundlagen und Techniken. Weinheim. <https://doi.org/10.2307/j.ctvhktjdr.31>
- Ministerrat der DDR (1965): Gesetzblatt der Deutschen Demokratischen Republik. <https://www.gvoon.de/gesetzblatt-gbl-ddr-teil-2-1965/seite-368-382358.html> (7. November 2022)

- Oevermann, U. (1996): Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.): Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns. Frankfurt a.M., S. 70–182.
- Riedel-Krekeler, A.-L. (2014): Die Rehabilitation ehemaliger Heimkinder der DDR nach dem Strafrechtlichen Rehabilitierungsgesetz. Berlin.
- Söhner, F./Oommen-Halbach, A./Laudien, K./Fangerau, H. (2021): Disziplinieren durch Gewalt in DDR-Kinderheimen? Ein Überblick über bisherige Ergebnisse. In: Baberowski, J./Donth, S./Kindler, R. (Hrsg.): „Disziplinieren und Strafen. Dimensionen politischer Repression im Staatssozialismus“. Frankfurt a.M., S. 135–154.
- Strutz, A./Schretter, L. (2019): Erzählkreis, Migration und Oral History. Ein Teilprojekt zum internationalen Forschungs- und Publikationsprojekt ‚Erzählcafé auf dem Prüfstand‘. Graz.

# Performative Sozialwissenschaft. Hinleitung zur Debatte

Jürgen Raab & Günter Mey

Mit der in diesem Heft startenden Debatte zur performativen Sozialwissenschaft widmet sich die *Zeitschrift für Qualitative Forschung* einem höchst aktuellen Thema mit gleichwohl vielfältigen, wissenschaftsgeschichtlich durchaus weit zurückliegenden Strängen und Wurzeln. Zu denken ist an die Sprechakttheorie von John Austin (1972/1955), nach der das Sprechen – ganz im Sinne von „How to Things with Words“ – immer auch ein Wirken ist. Eine Idee, die Norman Denzin auf Interviews ausweitete, die er als „performance texts“ verstand (2001, S. 24), bei denen es ihm um die diskursive Macht der Sprache ging und damit um die vor allem von Judith Butler (1997) markierten „politics of the performative“. Neben solchen Arbeiten ist aber auch an Victor Turners Experimente zur „performance of ethnography“ zu denken. Denn Anfang der 1980er Jahre setzte Turner seine durch damals angesagte Performance-Theorien genährte Idee erstmals um, für ein umfassenderes Verständnis fremder Kulturen und ihrer Konflikte die in ethnografischen Feldforschungen im südlichen Afrika bei den Ndembu beobachteten und dokumentierten sozialen Dramen in einem New Yorker Sommer-Workshop wie ein Bühnenstück zu inszenieren. Ethnologie und Theater, Wissenschaft und Kunst, Objektivität und Ästhetik sollten sich fortan nicht mehr als berührungslose Welten oder gar Antipoden gegenüberstehen, sondern sich zu einem Zwischenreich verbinden, in dem das Verwischen, Verschieben und Überschreiten von vermeintlichen Grenzen zu ungekannnten, fruchtbaren Annäherungen und Erfahrungen verhilft (Turner/Turner 1982).

Allerdings reicht das Erproben von Darstellungsformen bis in die Anfänge der Soziologie zurück, in denen Georg Simmel nicht nur den Essay wissenschaftlich hoffähig macht, sondern auch der Kunstsoziologie und der Visuellen Soziologie heute als klassisch geltende Impulse gibt. Durch Simmel angeregt wird Lewis W. Hine in den USA der 1920er und 30er Jahre mit fotografischen Bildordnungen und Bildanordnungen experimentieren, während James Agee und Walker Evans wenige Jahre später mit ihren Text-Bild-Arrangements die Maßstäbe nicht nur für Sozialreportagen, sondern auch für sozialwissenschaftliche Deutungsansätze und Ergebnisdarstellungen neu setzen (Hoggenmüller/Raab 2022). Auch in anderen Disziplinen, beispielsweise der Psychologie, finden sich solch lange zurückliegenden Arbeiten, so etwa „Das rote Buch“ von Carl Gustav Jung (erstmalig 2009 im Rubin Museum of Art in New York öffentlich zugänglich gemacht), in dem er von 1914 bis 1930 seine Erkundungen des Unbewussten, versehen mit Illustrationen, zusammenstellte.

Seit diesen Tagen hat sich die performative Sozialwissenschaft vor allem im englischen Sprachraum bemerkenswert entwickelt und erstreckt sich heute auf das Einholen vielfältiger künstlerischer Darstellungsformen wie Dichtung, Musik und Tanz, Malerei, Fotografie, Film und Video in verschiedenste sozialwissenschaftliche Forschungsunternehmen. So unterschiedlich sich die frühen Zugänge und aktuellen Ausprägungen der performativen Sozialwissenschaft dabei im Einzelnen auch ausnehmen, sie eint die Ausschau nach Wegen, die alternative Perspektiven auf sozialwissenschaftliche Forschungsfragen und Problemstellungen aufzeigen, die Unschärfen und Reibungen produktiv machen, die eigene Arbeit und Rolle reflektieren lassen, und die kreativen Potenziale der Wissensvermittlung und Wissenschaftskommunikation eröffnen. Dafür gibt es eine Fülle an Beispielen sehr einschlägiger Arbeiten, in denen Wissenschaft auf Kunst trifft (vgl. Jones 2022; Knowles/Cole 2008; Leavy 2020;

Mey 2020). Erwähnenswert sind aber auch an andere, wie Luc Boltanski (2011), der seine religionssoziologische Studie über Warten und Erlösung in die Form einer Kantate kleidet, die er um Fotografien seines Bruders Christian Boltanski anreichert, um Soziologie über den Zugriff auf künstlerische Reflexions- und Ausdrucksweisen anders zu schreiben und zugänglich zu machen. Eine in dieser Hinsicht besondere Stellung nehmen Autoethnografien ein, wie sie in den 1990er Jahren von Carolyn Ellis und Art Bochner (z.B. Ellis/Adams/Bochner 2011) als Kombinationen von Autobiografien und Ethnografien entwickelt wurden. Theoretisch etwas anders gelagert – und dabei auch ökonomisch äußerst erfolgreich – ist schließlich das Textgenre der sogenannten Autosozio biografien, die mit ihren Verknüpfungen von biografischen Selbstobjektivierungen und ethnografischen Alltagsbeobachtungen auf Pierre Bourdieu (2002) zurückgehen und jüngst sehr prominent von Didier Eribon, Edouard Louis, Nastassja Martin, Steffen Mau oder Lea Ypi und nicht zuletzt von Annie Ernaux vorgelegt wurden.

Aber so offen, innovativ und engagiert sich die performative Sozialwissenschaft auch begreift und präsentiert, von Beginn an und fortan immer wieder gibt sie Anlass zu Abstandnahmen und durchaus scharfen Zurückweisungen. Nehmen ihre Vertreterinnen und Vertreter doch für sich in Anspruch, die qualitative Forschung in ihren theoretischen, methodologischen und methodischen Voraussetzungen, Anforderungen und Ansprüchen und damit insgesamt in ihrer akademischen Identität radikal und subversiv herauszufordern (Gergen/Gergen 2010). Vor allem, wenn sie beim Spielen und Brechen mit etablierten Verfahren die gezielte Irritation und Provokation zu probaten Mitteln erheben, wenn sie Max Webers Postulat einer werturteilsfreien Sozialforschung zur weltfremden, intellektuellen Verirrung erklären, oder wenn sie in strikt sozialreformerischer Haltung fordern, die qualitative Sozialforschung müsse sich politisch engagieren, in gesellschaftliche Prozesse intervenieren und zu sozialer Gerechtigkeit beitragen.

Die spannungsgeladene und konflikträchtige Verwandtschaftsbeziehung auf den *status quo* ihrer wechselseitigen Unverträglichkeiten und Unvereinbarkeiten, aber auch und vor allem ihrer beiderseitigen Reize und Resonanzen zu sondieren, gibt *Günter Mey* – der „neben“ seinen vielfältigen Arbeiten zur qualitativen Sozialforschung selbst Filmautor und Ausstellungskurator ist – den Anlass zum Anstoß einer Debatte über Verhältnis von performativer Sozialwissenschaft und qualitativer Forschung: Wie verändern sich Wissenschaftsmodelle, Methodenentwicklung und Theoriebildung, wenn Wissenschaft und Kunst miteinander in einen Dialog gebracht werden? Hat die qualitative Forschung von der partizipatorischen und emanzipatorischen Ausrichtung der performativen Sozialwissenschaft profitiert, und wie weit muss sie sich angesichts der aktuellen Auseinandersetzungen um ‚Third Mission‘ und um sogenannte Anwendungs- und zunehmend auch Grundlagenforschung an den Universities of Applied Sciences für entsprechende Anregungen und Anreicherungen noch öffnen? Wie ist es angesichts der in der qualitativen Forschung anhaltend geführten Diskussionen über die Güte- und Geltungskriterien von methodischen Verfahren (vgl. jüngst Meier zu Verl/Meyer/Oberzaucher 2023; Sonntag 2023), Forschungseinsichten und Ergebnisdarstellungen um die Kriterien einer ‚wissenschaftlichen Kunstlehre‘ und einer ‚guten‘ performativen Sozialwissenschaft bestellt? Überhaupt, nach welchen Kriterien lässt sich das Feld der qualitativen Forschung mit seiner traditionell engen theoretischen und methodologischen Orientierung an der deutschsprachigen (Wissens-)Soziologie einerseits und seinen Inspirationen und Adaptionen aus vielfältigen Fachkulturen und Fachdisziplinen sowie internationalen Debatten andererseits eigentlich darstellen, kartieren und diskutieren?

Drei Debattenbeiträge greifen die im Eröffnungstext von Günter Mey gelieferte Steilvorlage von ihren ganz eigenen Standorten und Blickwinkeln im Spannungshorizont von qualitativer Forschung und performativer Sozialwissenschaft auf: *Rainer Winter* erörtert das Ineinandergreifen von Performanz, Politik und Ästhetik in der performativen Sozialwissen-

schaft, und *Katharina Miko-Schefzig* plädiert für deren stärkere sinnesästhetische, nicht allein sozialtheoretische und methodologische Verankerung, während *Rainer Diaz-Bone* und *Guy Schwegler* den methodisch kontrollierten, erkenntnistheoretischen Bruch zur Bedingung des von der performativen Sozialwissenschaft hoch veranschlagten Innovationsanspruchs erheben. Mit diesem Auftakt ist zum Einstieg in die Debatte eingeladen!

## Literatur

- Austin, J.L. (1972) [1955]: *Zur Theorie der Sprechakte*. Stuttgart.
- Boltanski, L. (2011): *Die Vorhölle. Eine Kantate für mehrere Stimmen*. Berlin.
- Bourdieu, P. (2002): *Ein soziologischer Selbstversuch*. Frankfurt a.M.
- Butler, J. (1997): *Excitable Speech: A Politics of the Performative*. New York.
- Denzin, N.K. (2001): *The Reflexive Interview and a Performative Social Science*. In: *Qualitative Research*, 1. Jg., H. 1, S. 23–46.
- Ellis, C./Adams, T.E./Bochner, A.P. (2010): *Autoethnography: An Overview*. *Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research*, 12. Jg., H. 1, Art. 10. <https://doi.org/10.17169/fqs-12.1.1589>
- Gergen, M.M./Gergen, K.J. (2010): *Performative Sozialwissenschaft*. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden, S. 358–366.
- Hoggenmüller, S.W./Raab, J. (2022): *Bilder*. In: Baur, N./Blasius, J. (Hrsg.): *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung*. 3. Auflage Wiesbaden, S. 1581–1598, <https://doi.org/10.5281/zenodo.7307224>
- Jones, K. (Hrsg.) (2022): *Doing Performative Social Science. Creativity in Doing Research and Reaching Communities*. London.
- Jung, C. G. (2009): *Das rote Buch*. Düsseldorf.
- Knowles, G./Cole, A.L. (Hrsg.) (2008): *Handbook of the Arts in Qualitative Research*. Thousand Oaks.
- Leavy, P. (2020): *Method Meets Art. Arts-Based Research Practice*. 3. Auflage New York.
- Meier zu Verl, C./Meyer, C./Oberzaucher, F. (2023): *Alltagssprache, Beschreibungssprache und praxeologische Validität. Aspekte sozialwissenschaftlicher Güte aus der Perspektive des interpretativen Paradigmas und der Ethnomethodologie*. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 52. Jg., H. 1, S. 50–66. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2023-2002>
- Mey, G. (Hrsg.) (2020): *Performative Sozialwissenschaft*. In: *Journal für Psychologie*, 28. Jg., H. 1, S. 3–155. <https://doi.org/10.30820/0942-2285-2020-1>
- Sonntag, N. (2023): *Viele Vorschläge zur Güte. Gütekriterien der qualitativen Forschung aus analytisch-empirischer Sicht*. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 52. Jg., H. 1, S. 7–25, <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2023-20050>
- Turner, V./Turner, E. (1982): *Performing Ethnography*. In: *The Drama Review*, 26. Jg., H. 2, S. 33–50.

# Wissenschaft und Kunst im Dialog?

## Zum Verhältnis von performativer Sozialwissenschaft und qualitativer Forschung

*Günter Mey*

**Zusammenfassung:** In dem Beitrag wird der Ansatz der performativen Sozialwissenschaft (performative social science; PSS) zur Debatte gestellt, indem genauer nach dem Verhältnis von PSS und qualitativer Forschung gefragt wird. Dazu werden zunächst Ansätze und Strömungen der PSS kurz skizziert und ihre wissenschaftstheoretischen Maximen angeführt. Im Anschluss wird das „Hybridformat“ PSS genauer untersucht, indem ausgehend von einigen Beispielen der PSS offene Fragen ihrer Realisierung sowie Bewertung zur Diskussion gestellt werden. Abgeschlossen wird der Beitrag mit einigen Bemerkungen zum möglichen Stellenwert künstlerisch(-orientiert)er Forschung im Methodenkanon.

**Schlagwörter:** performative Sozialwissenschaft, qualitative Forschung, Performativität, Partizipation, Third Mission

### Science and Art in Dialogue? On the Relationship between Performative Social Science and Qualitative Research

**Abstract:** In this article, the approach of performative social science (PSS) is put up for debate by asking more precisely about the relationship between PSS and qualitative research. To this end, approaches and currents of PSS are first briefly outlined and their maxims in the philosophy of science are cited. Subsequently, the “hybrid format” PSS will be examined in more detail, in which open questions of its realization as well as evaluation will be put up for discussion, based on some examples of PSS. The paper concludes with remarks on the possible place of artistic (oriented) research in the canon of methods.

**Keywords:** performative social science, qualitative research, performativity, participation, third mission

### Vorbemerkung

Vor dem Hintergrund meiner eigenen Arbeiten im Bereich des sozialwissenschaftlichen Films (Mey/Wallbrecht 1988, 2016) und der Ergebnispräsentationen von qualitativen Studien in künstlerisch umgesetzten (wissenschaftlichen) Ausstellungen (Mey 2022a), sowie davon ausgehenden Vorträgen zur performativen Sozialwissenschaft (performative social science, PSS), die ich in den letzten Jahren in Dänemark, Deutschland, Österreich und der Schweiz gehalten habe, stelle ich ein zunehmendes Interesse an Studien fest, in denen Kunst und Wissenschaft miteinander in Dialog treten. Allerdings tauchen gleichzeitig in den De-

batten und Diskussionen auch wiederkehrend einige Einwände auf (Mey 2020a): Neben der generellen Frage zum – und zuweilen Zweifeln am – Surplus solcher Arbeiten wird vor allem problematisiert, wie denn PSS mit den Standards qualitativer Forschung verknüpfbar ist. Schließlich, mit solchen Annotationen durchaus verbunden, wird der Einwand vorgetragen, dass gerade der sogenannte ‚wissenschaftliche Nachwuchs‘ aus Karrieregründen (noch) nicht in dieser Weise performativ-sozialwissenschaftlich arbeiten könne, selbst dann, wenn er dies interessant und wichtig fände.

Diese Argumentationen erinnern mich an jene, die ich wiederkehrend hörte und noch immer höre, seitdem ich nunmehr fast 25 Jahre allein gestützt auf qualitativer Forschung Studien realisiere, die, wenn auch besonders, aber nicht nur in ‚meiner‘ Leitdisziplin Psychologie einen schwierigen Stand hatten und heute immer noch haben (Mey/Mruck 2020). Ebenfalls fühle ich mich erinnert an gleichklingende Entgegnungen im Zuge der Debatte um Open-Access-Publishing – seit der Gründung von *FQS-Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research* im Jahr 2000. Auch hier wurden Katja Mruck als geschäftsführende Herausgeberin und ich anfänglich wiederkehrend damit konfrontiert, dass eine solche Publikationspraxis nicht karrieredienlich sei und generell – die gängige (Double-blind-)Reviewpraxis ausblendend – angeführt wurde, bei ‚Internetartikeln‘ – die auch als ‚junk science‘ diskreditiert wurden – die Qualitätssicherung nicht gewährleistet wäre (Mey/Mruck 2007; Mruck/Mey 2001).

Es scheint so, als ob Einwände gegen „neue“ Paradigmen zur Tagesordnung gehören. Dass sich qualitative Forschung mittlerweile etabliert hat – ungeachtet aller denkbaren konjunkturellen Schwankungen und disziplinärer Differenzen – kann zweifelsohne konstatiert werden (Hitzler 2014; Reichertz 2009, 2021). Open Access gilt mittlerweile als Wissenschaftsstandard, auch wenn nicht alle damit verbundenen Herausforderungen geklärt sind (Mey 2022b). Ob sich die Ansätze der performativen Sozialwissenschaft und damit künstlerisch(-orientierte) Forschung zukünftig gleichberechtigt in das Methodenrepertoire (der Humanwissenschaften (neben natur-, geistes-, kultur- und sozialwissenschaftlichen Ansätzen) einschreiben können, lässt sich heute nicht prognostizieren. Denn noch sind – wie einst für die qualitative Forschung ebenso wie für Open Access – neben allem innovativen Potenzial einige Prämissen auszuarbeiten und Präzisierungen vorzunehmen.

Vor diesem Hintergrund werde ich im Folgenden die seit zwei Jahrzehnten sich ausbreitende performative Sozialwissenschaft skizzieren, in der die Ereignishaftigkeit/Prozessualität sowie die Performativität sozialer Praxis als ein eigenes, an künstlerischen Verfahren orientiertes Forschungsparadigma forciert wird. Markieren werde ich dabei einige der zentralen Positionen, in denen sich eine kritische Auseinandersetzung mit etablierten Wissenschaftspraxen und (als überkommen erachteten) wissenschaftsimmanenten Gepflogenheiten finden lassen, aber ebenso kenntlich machen, an welche Grenzen eine so verstandene Forschung stößt, um sodann einige Überlegungen zu entwickeln, die helfen könnten, PSS jenseits eines Nischendasein zu begreifen.

# 1 Performative Sozialwissenschaft<sup>1</sup>

## 1.1 Ansätze und Strömungen

In dem weiten Feld der PSS und dem darin stattfindenden Dialog von Kunst und Wissenschaft lassen sich zwei große Linien unterscheiden, nämlich ob mehr im Sinne einer Arts-informed Research die künstlerischen Darstellungsformen primär genutzt werden, um die Ergebnisse von Forschung ‚übersetzt‘ zu vermitteln, oder ob die künstlerischen Praktiken auch zur Erkundung von Phänomenen dienen, wie es mittels der in den Kunstwissenschaften verankerten Artistic Research – und daran angelehnt bei der sozialwissenschaftlichen Variante der Arts-based Research – praktiziert wird (im Überblick Schreier 2017). Neben dieser grundsätzlichen Unterscheidung findet sich eine Fülle an weiteren Begriffen, die für die Verknüpfung von Kunst mit Wissenschaft stehen, so etwa A/r/tography, Alternative Forms of Representation, Aesthetic Research Practice, Living Inquiry, Performative Inquiry u.v.a.m. (Chilton/Leavy 2020). Einen Überblick über die Vielfalt an Vorgehensweisen in der PSS geben die vielen, allerdings bislang fast ausschließlich englischsprachigen Publikationen, die mittlerweile als monografische Einführungen (Barone/Eisner 2012; Gergen/Gergen 2012; Leavy 2020; Rolling 2013), editierte Sammelbände (z.B. Jones 2022; McNiff 2013) und Handbücher (z.B. Knowles/Cole 2008; Leavy 2018a) sowie Zeitschriften-Schwerpunktausgaben (Chamberlain et al. 2018; Jones et al. 2008; Mey 2020c) vorliegen.

Auffallend ist dabei die besondere Nähe der PSS zu qualitativer Forschung und dass die dazugehörigen Debatten derzeit insbesondere im Feld der qualitativen Forschung zu lokalisieren sind. Dies zum einen, weil einige der Hauptprotagonist\*innen in Personalunion eben qualitativ und performativ arbeiten, sich zum anderen mit Blick auf den nordamerikanischen Forschungskontext eine kritische Auseinandersetzung mit dem Verhältnis von sprachlicher Praxis und sozialer Wirklichkeit findet sowie schließlich Kritik, Emanzipation und Partizipation als Grundpfeiler jeglicher Forschungspraxis begriffen werden. Letzteres zeigt sich eindrücklich an der vorgenommenen postmodernen Redefinition qualitativer Forschung, wie es sich besonders ab der 3. bis zur heutigen 5. Auflage des „Handbook of Qualitative Research“ von Norman Denzin und Yvonna Lincoln (2017) fortgeschrieben dokumentiert und sich als ein „Plädoyer für kritische Perspektiven in der qualitativen Forschung“ lesen lassen (Winter 2014).

## 1.2 Plädoyer für ein anderes Wissenschaftsverständnis

Der zunehmende Rückgriff auf künstlerische Praxen im weiten Feld der sozialwissenschaftlichen Forschung wird mit unterschiedlichen Begründungen vorgetragen, wobei sowohl wissenschaftsimmanente als auch wissenschaftsexmanente Argumente in Anschlag gebracht werden.

Zunächst zu den wissenschaftsinternen Debatten. Dazu gehört, ganz generell auf die Begrenztheit von traditionellen Ergebnisdarstellungen als alleiniger Präsentationsform hinzuweisen. So kritisiert Ian Parker (2004, S. 100): „The standard format of a research report is a secure framework for many writers, but it is itself a particular genre of writing that can turn into a constraint and inhibit innovative work“. Zugleich wird Skepsis formuliert, weil mit der

---

1 Für die Eröffnung der Z Q F - Debatte habe ich Überlegungen aus zwei Artikeln (Mey 2020b, 2021) neu kompiliert, anders akzentuiert und ergänzt.

Monokultur (schrift-)sprachlicher Darstellung einerseits eine Begrenzung auf insbesondere innerhalb des Wissenschaftssystems geforderte Exaktheit verbunden sei und andererseits nicht potenziell alle Sinne angesprochen würden. Tom Barone und Elliot Eisner (2012, S. 3) konstatieren entsprechend: „[A]rts based research is a heuristic through which we deepen and make more complex our understanding of some aspect of the world“. Insofern werden neben einer veränderten Schreibpraxis vor allem in der PSS insbesondere auch nicht-sprachliche Darstellungsvarianten – in Form von Musik, Tanz oder bildender Kunst und visuellen Präsentationen – favorisiert.

Weitergehend sind Argumente, die vor allem die Debatte um die „Krise der Repräsentation“ (Berg/Fuchs 1993) aufgreifen und damit die Frage, ‚wer‘ eigentlich in wissenschaftlichen Texten ‚spricht‘, grundsätzlich stellen. Gerade diese Diskussion – mit der die ‚Neutralität‘ von Wissenschaft in Frage gestellt wird – hat innerhalb der PSS den Weg geöffnet für neue Modi des Schreibens – insbesondere für die Autoethnografie (Ellis 2004), aber auch für textuelle Varianten wie Poetry (Faulkner 2009) und Fiction-based Research (Leavy 2013).

Letztlich sind all diese Überlegungen mit der Annahme einer Unabschließbarkeit von Deutungen verbunden. Dabei wird auf ein Verständnis einer Darstellungspraxis abgehoben, die Mehrdeutigkeiten eröffnet – und damit Polyphonie anerkennt – sowie den Rezipierenden eigene Interpretationsspielräume bietet und eben diverse Lesartenbildungen zugesteht. Eine solche Perspektive basiert darauf, dass Daten eben nicht einfach ‚gesammelt‘, sondern nur als (ko-) konstruiert verstanden werden können (Kühner/Ploder/Langer 2016). Entsprechend hat schon Norman Denzin (2001, S. 24) betont, das Interview als „vehicle for producing performance texts and performance ethnographies about self and society“ zu begreifen und Rainer Winter (2020a) hält – an Denzin anknüpfend – fest, dass die Stimmen, die in Texten vorkommen, nur als textuelle Schöpfungen und performative Kreationen aufzufassen sind. In diesem Sinne rekurren etwa Mary und Kenneth J. Gergen (2010) auf die Sprechakttheorie von John Austin (1972). Demnach repräsentieren Untersuchungsergebnisse nicht die Wirklichkeit, sondern sie stellen sie ‚buchstäblich‘ her. Daran anschlussfähig sind auch Überlegungen zum Mimesis-Konzept von Paul Ricoeur (1981), auf das z. B. Uwe Flick (2007) verweist, wenn er das in den Literaturwissenschaften gängige Verständnis für qualitative Forschung expliziert. Demnach ist die Rezeption von Forschungsergebnissen als interpretativer Akt zu verstehen: Das „Lesen und Verstehen von Texten wird [...] zu einem aktiven Prozess der Herstellung von Wirklichkeit, an dem nicht nur der Verfasser von – in unserem Fall sozialwissenschaftlichen – Texten, sondern auch derjenige beteiligt ist, für den diese geschrieben werden und der sie liest“ (Flick 2007, S. 112). In eine ähnliche Richtung gehen die Überlegungen von Umberto Eco (2004, S. 35–39), der eine Differenzierung zwischen der Intention des Werks (*intentio operis*), des\*der Autors\*der Autorin (*intentio auctoris*) und der Lesenden (*intentio lectoris*) vornimmt, auf die sich u.a. Jürgen Straub (1999) im Rahmen der Ausarbeitung einer textwissenschaftlichen Kulturpsychologie bezieht.

In den Ansätzen der PSS werden diese Überlegungen aber „radikalisiert“, indem dem Publikum, also dem Adressat\*innenkreis, eine stärkere Einbindung eröffnet und zugestanden wird, insbesondere über eine partizipatorische Mitgestaltung des Forschungsprozesses.

Aufgegriffen werden damit auch Kritiken der wissenschaftsexternen Verwertung, da sich im Wissenschaftssystem eine eigene Sprache durchgesetzt hat, die einem innerwissenschaftlichen Diskurs verpflichtet, aber für interessierte Lai\*innen bzw. Angehörige anderer Fachdisziplinen wenig zugänglich ist. Diagnostiziert wird, dass sich Wissenschaftssprache und Alltagsverständnis mithin ausschließen. Da allerdings allenthalben konstatiert wird, dass Wissenschaft kein Selbstzweck sein dürfe, sondern sie „öffentliches Gut“ sei, das überwie-

gend aus öffentlichen Mittel gefördert wird,<sup>2</sup> hat an deutschsprachigen Hochschulen eine Diskussion um Third Mission als zentrales Aufgabengebiet und „dritte Säule“ neben Lehre und Forschung eingesetzt. Darin wird verstärkt über die Möglichkeiten und Notwendigkeiten debattiert, Forschungsergebnisse in gesellschaftlichen Nutzen zu übersetzen (Henke/Paster-nack/Schmid 2017). Nicht zuletzt deshalb breiten sich Strategien aus, die es der Wissenschaft erlauben, gesellschaftlich unmittelbarer sichtbar zu sein. Weitergedacht und ganz im Sinne einer PSS lässt sich ableiten, Forschungsarbeiten und akademische Angebote von Hochschulen auch als interventionistisch zu verstehen und damit die Untersuchungsfelder zu verändern und den (beforschten) Akteur\*innen Handlungsoptionen anzubieten (vgl. dazu auch Winter 2017).

Eine solche Perspektive kann zumindest erahnt werden, wenn Kip Jones (2017, S. 3), bis zu seinem Tod im November 2021 einer der renommiertesten Vertreter der PSS, den Gegenstandsbereich des Ansatzes und dessen Potenziale umreißt:

„Performative Social Science embraces the use of tools from the Arts (e.g., photography, dance, drama, filmmaking, poetry, fiction, etc.) by expanding – even replacing – shopworn methods of research and diffusion of academic efforts. A [...] potential of these new Arts-based methods of exploration and dissemination is inclusion in these processes of the very communities that we research and/or try to reach with our investigations. When all three elements (Research/Dissemination/Community) are based in an Arts-based approach and are working in tandem, Performative Social Science is at its best.”

## 2 (Nicht-) Wissenschaft? (Nicht-) Kunst? Zum Hybrid performative Sozialwissenschaft

Trotz der mittlerweile vergleichsweise hohen Anzahl an Arbeiten und Publikationen gilt bis heute, dass PSS keine klar definierte Vorgehensweise ist, für die ein Set an Methoden der Datenproduktion, -aufbereitung und -analyse sowie der Präsentation und Verbreitung anzugeben wäre, sondern ein Ansatz, der eine Vielzahl an Realisierungsformen aufweist. Diese reichen von zusätzlich zum eigentlichen Forschungsbericht umgesetzten Disseminationsstrategien bis hin zu gleich zu Beginn und triangulativ angelegten Projekten, bei denen die künstlerischen Mittel nicht nur – im Sinne einer Arts-informed Research – vornehmlich zur nachträglichen Übersetzung, sondern – wie bei Artistic Research bzw. Arts-based Research – primär auch als Explorationsmethode eingesetzt werden. Die Projekte werden allein von den Forschenden umgesetzt oder sind partizipativ angelegt, d. h., dass Forschende und Beforschte als Mitforschende den Prozess und auch das daraus hervorgehende Produkt verantworten. Und ebenso variieren sie dahingehend, ob Forschende (und Mitforschende) versuchen, die Resultate allein zu übersetzen oder mit professionell arbeitenden Künstler\*innen eine Umsetzung realisieren – wobei auch hier zu unterscheiden ist, ob dies im Anschluss an die Forschungsarbeit oder von Beginn an erfolgt. In diesem Sinne firmiert ein sehr heterogenes Feld unter dem Label PSS. Gemeinsam aber ist allen Projekten, dass sie über den ursprünglichen Entstehungskontext (Forschung) hinaus via einer künstlerisch-ästhetischen Herangehensweise einen breiteren Verwertungszusammenhang (Öffentlichkeit) suchen und für einen anderen Wissenschaftstypus stehen. Kip Jones (2014, unpag.) hält dazu fest:

---

2 Eine Debatte, die wesentlich im Zusammenhang mit dem Open-Access-Paradigma geführt wurde und wird (Mey/Mruck 2007) und von hier aus Diskussionen zu „Open Science“ und „Open Society“ eröffnete.

“Performative Social Science is not simply writing a poem or putting on a play merely because that happens to be a pastime (or frustration) of an academic. Rather, it is finding the right arts-based method to help answer the research question and/or to disseminate the findings to the public. Ideally, it is about forming collaborations with artists themselves and creating a professional learning and/or dissemination experience, which includes the wider community to engender a meaningful investment in the project, its outputs and outcomes.”

## 2.1 Ausgezeichnete Projekte

Mittlerweile gibt es viele – im wahrsten Sinne des Wortes – ausgezeichnete Projekte, die für die Bandbreite der performativ-sozialwissenschaftlichen Vorgehensweise stehen. So hat Patricia Leavy ihre Forschungsarbeiten ins Fiktionale übertragen. Leavy, die als die Hauptvertreterin des *Fiction-Based Research* gilt (ausführlich Leavy 2013), hat mit „Low-Fat Love“ (Leavy 2011), „Blue“ (Leavy 2015) oder „American Circumstance“ (Leavy 2016) gleich mehrere Romane vorgelegt, in denen sie ihre Untersuchungsergebnisse in eine narrativ-fiktionalisierte Form übersetzt. So ist „Blue“ ein auf Interviews und Beobachtungen basierender Roman über die Identitätsentwicklung von jungen Menschen in den Jahren nach dem Studium. „Blue“ wurde mehrmals für Auszeichnungen nominiert, darunter für den „USA Best Books Award 2016“ in den Kategorien „Fiction: General Fiction“ und „Fiction: Women’s Literature“ (vgl. Schreier 2017); insgesamt hat Leavy eine Fülle an Preise und Auszeichnungen erhalten, so auch den „Lifetime Achievement Award“ des International Congress of Qualitative Inquiry und den „Special Achievement Award“ verliehen durch die American Creativity Association.

Die Transformation einer Studie zum Erleben von und Umgangsweisen mit Brustkrebs in ein Theaterstück haben Ross Gray und Christina Sinding (2002) realisiert. Eingeflossen sind die Ergebnisse aus Interviews und Fokusgruppen mit Betroffenen, Angehörigen und Ärzt\*innen. In dem 45-minütigen Theaterstück „Handle with Care“ verdichteten Betroffene, Schauspielerinnen sowie die Autor\*innen selbst verschiedene Situationen, Problematiken und Herausforderungen, auf die Frauen mit metastasierendem Brustkrebs und ihre Angehörigen treffen können, zu einer beeindruckenden dramaturgischen Aufführung. Ebenfalls wurde ein Theaterstück zu Studienergebnissen zu Prostatakrebs produziert. Diese Forschungsarbeiten sind vielfach in Artikeln reflektiert (z.B. Sinding et al. 2002), das die gesamte Forschungsarbeit dokumentierende Buch „Standing Ovation“ (Gray/Sinding 2002) erhält zudem eine DVD mit den Theateraufführungen als Filmaufnahmen.

Als Kurzspielfilm ist explizit unter dem Label performative Sozialwissenschaft der 30-minütige Film „Rufus Stone“ entstanden, der die Ergebnisse einer mehrjährigen Studie über die Identität älterer homosexueller Männer und Frauen in England thematisiert (Jones 2013). Er basiert auf biografische Interviews und Gruppendiskussionen, ergänzt um die Beobachtung von Orten, an denen sich ältere homosexuelle Menschen treffen und leben. Die filmische Umsetzung leistete der Regisseur Josh Appignanesi auf der Basis eines von Kip Jones erstellten Filmskripts, das er als eine „fictive reality“ versteht, da Berichte der Befragten verdichtet in eine Figur (hier eben Rufus Stone) übersetzt werden (Jones et al. 2013, Abs. 18). Der Film wurde für den „Anniversary Prize for Research in Film“ des *Arts and Humanities Research Council* nominiert.

Die Auseinandersetzung mit dem Ansatz der frühen Chicagoer Schule, wie er im sogenannten Hull-House-Projekt von Jane Addams begründet wurde, war Gegenstand eines Lehrforschungsprojektes an der Universität Tübingen unter der Leitung von Ursula Offenberger, mit dem Ziel die Recherchearbeit als Webcomic umzusetzen und dabei die im Hull-House vermittelten und praktizierten Wissenschaftsüberzeugungen nicht nur neu (und anders) zu-

gänglich zu machen, sondern als Richtschnur auch für die eigene Arbeitsweise des Teams aus Studierenden, Webdesigner\*innen sowie einer Comiczeichnerin zu nutzen (Offenberger 2021; Offenberger et al. 2023) und damit eine Transformation des Forschungsgegenstands in doppelter Hinsicht zu leisten. Die über Jahre laufende Projektarbeit wurde von der Universität Tübingen mit dem Lehrpreis ausgezeichnet.

Ebenfalls als Lehrforschungsprojekte konzipiere ich selbst seit über zehn Jahren Studien, die – zu den Themen „Angst(frei)“, „Heimat(perspektiven)“, „Jugendkultur in Stendal: 1950-1990“ und „Kunst in der Altmark. Anders Sehen“ – anschließend als Ausstellungen präsentiert werden (Mey 2022a). Alle Projektpräsentationen werden mit Kunstschaffenden, einem Filmemacher sowie Kulturakteur\*innen realisiert, um die Ergebnisse und Rechercharbeiten textuell und audio-visuell zu „übersetzen“ sowie um kollektierte Artefakte zu ergänzen und zudem in wissenschaftliche und kulturelle Begleitprogramme zu reflektieren. Diese erwähnten Arbeiten zu qualitativer Forschung und performativer Sozialwissenschaft wurden mit dem Forschungspreis der Hochschule Magdeburg-Stendal ausgezeichnet; das Ausstellungsprojekt „Jugendkultur in Stendal: 1950-1990“ wurde zudem für den „European Youth Culture Award“ nominiert, die mitarbeitende Studentin erhielt den „Nachwuchswissenschaftspreis“ der Hochschule und den von der Stadt Stendal ausgelobten „Studierendenpreis“.

## 2.2 Verschiedene Umsetzungsvarianten

Es steht angesichts solcher Arbeiten außer Frage, dass künstlerisch(-orientiert)e Forschung zu relevanten Ergebnissen führt oder deren Dissemination vorantreibt und zwar in einem besonders hohen Maße: Das Theaterstück „Handle with Care“ wurde über 200 Mal aufgeführt; der Film „Rufus Stone“ wurde fast 20.000 aufgerufen; die Ausstellung „Jugendkultur in Stendal: 1950-1990“ war mit 2.500 Besuchenden die meist gesehene Präsentation im Altmärkischen Museum seit seinem Bestehen.

Dennoch muss nach der Passung des Untersuchungsgegenstands und der gewählten performativen Umsetzung gefragt werden. Auch wenn sich sehr verschiedene Gattungen innerhalb der PSS finden, scheinen wenige (bis keine) Vorgaben zu existieren, wann welche Form – etwa als Film, als Theater oder Ausstellung – zu wählen ist. Die jeweilige Forschungsfrage legt den Präsentationsrahmen nicht unmittelbar fest, mithin liegt es – so ist zu vermuten – an der Affinität der Forschenden zu den jeweiligen Gattungen, oder die je verfügbaren Ressourcen und Netzwerke sind für das (Nicht-)Zustandekommen von Kollaborationen ausschlaggebend. Gleichwohl sollten die an diesem Prozess Beteiligten sich fragen (und explizieren), welcher Darstellungsmodus der angemessenste für die erarbeiteten (Zwischen-)Ergebnisse sein könnte. Denn wenn die Darstellung selbst auch (Teil des) Ergebnis(es) ist, muss reflektiert werden, wie dieses mit welchen künstlerischen Mitteln (und d. h.: warum genau mit den gewählten) „übersetzt“ – hergestellt – wird. Inwieweit eine Kartierung (vergleichbar jenen zur qualitativen Forschung, wie etwa vorgelegt von Reichertz 2007) möglich ist, bei der sich nach Art der Fragestellung, Themenbereich, methodischem Zugang und Präsentationsmodi ein systematischer Ordnungsversuch vorgelegt findet, wird sich zeigen, denn eingedenk aller möglichen Überschneidungen bleiben solche Übersichten idealtypisch. Einen Versuch wäre es dennoch wert.

Im Zuge einer solchen systematisierenden Analyse wäre ebenfalls genauer die Trias von Datenproduktion, -aufbereitung und -präsentation zu fokussieren. Oder anders ausgedrückt: Es gilt, die Konsequenzen zu reflektieren, die aus dem jeweils gewählten Präsentationsformat und den je gegebenen Produktionsbedingungen resultieren und die die Konstruktion der erhobenen Daten betreffen (können).

Um dies mit Blick auf die Datenproduktion anzudeuten: Die öffentliche Präsentation von – z.T. videografierten – (Auszügen von) Interviews kann (erheblichen) Einfluss auf die Erhebungssituation nehmen. Aufgrund meiner eigenen Arbeiten, sei es für den sozialwissenschaftlichen Film „Auf den Spuren von Martha Muchow“ (Mey/Wallbrecht 2016) oder die erstellten Videocollagen für die Ausstellung „Jugendkultur in Stendal: 1950 – 1990“ (Mey 2018a) sind einige Besonderheiten zu vermerken: Ein „intimes“ Gespräch in einem gut ausgeleuchteten Raum, die Aufzeichnung mit – in der Regel zwei – Kameras, die Vorgabe, eine bestimmte Blickrichtung einzunehmen, die sprachliche Darstellung (Versprecher etc.) und die ggf. „für den Film“ nochmalige Beantwortung einer Frage verändern das Setting. Das Wissen, später „öffentlich“ und „erkennbar“ zu sein, kann das, was (nicht) gesagt wird (und wer sich überhaupt bereit erklärt, Teil des Samples zu sein), erheblich beeinflussen. Auch wenn Filmpräsentationen (via Schnitt etc.) bearbeitete Dokumente sind, ist hier der Verwertungszusammenhang präziser als bei anderen Modi, bei denen aus den Transkripten durch Überarbeitungen eben Poetik oder ein Skript für ein Theaterstück entsteht. Doch auch für Letztere kann das Wissen, Texte/Aussagen zu produzieren, bereits die Erhebung steuern, um „prägnante“ Sätze zu evozieren. Inwieweit sich solche Einflüsse minimieren lassen, wenn später die aufbereiteten Interviews von Schauspieler\*innen eingesprochen werden (und darüber zusätzlich eine inszenierte Verfremdung erreicht wird), wäre eine zu evaluierende Frage.

Ähnlich lohnt ein Blick auf die Datenauswertung: Wie bei der Erhebung sind bei der Aufbereitung und Auswertung der erzeugten Daten zahlreiche Entscheidungen zu treffen: Welches Material wird überhaupt ausgewählt, welches soll dominant präsentiert werden? Die Analyse im Rahmen eines qualitativen Forschungsprojekts und die Herausarbeitung der Ergebnisse (je nach Auswertungsmethode als Kategorien, Fallstrukturhypothese oder als Typik) und deren systematisierte Darstellung in einem Forschungsbericht folgen einer anderen Logik als das Narrativ einer Ausstellungsarchitektur, eines Films, eines Theaterstücks, das „unterhalten“ – und „ansprechen(d sein)“ will. Inwieweit zusätzliche „Making of“-Beiträge dies auszugleichen vermögen, wäre ebenfalls viel systematischer zu erkunden.

Damit geht einher, dass sich die PSS, wenn sie kollaborativ angelegt ist, inter-/transdisziplinär öffnen muss. Die in den verschiedenen Disziplinen vorherrschenden Arbeitsweisen, die auch von Zeitregimes und verfügbaren (finanziellen) Ressourcen moderiert werden, nehmen stärker Einfluss, als oftmals kenntlich gemacht wird: Das „Augenfällige“ kann z.T. ohne eingehende Analyse als das Repräsentative genommen werden. So kann die Präsentation gelungen sein (das Publikum wurde „erreicht“), aber die dahinterliegende Forschung wurde möglicherweise weniger angemessen – etwa mit Blick auf die Geltungsbegründung qualitativer Forschung – umgesetzt. In der Regel fällt – wie im Folgenden (2.3) kurz markiert – die Bewertung „guter“ qualitativer Forschung, „guter“ performativer Sozialwissenschaft und „guter“ Kunst verschieden aus, sie sollte aber nicht gänzlich separat voneinander geleistet werden.

## 2.3 Bewertungen

Dass bei dieser Form der Übersetzungsarbeit für die Öffentlichkeit mithin andere Ansprüche und Anforderungen gestellt werden und auch die Ergebnisse anders zu bewerten sind, verweist auf eine der zentralen Diskussionslinien, mit denen sich die PSS konfrontiert sieht – die Fragen nämlich, wie viel Wissenschaft enthalten ist (und welche Kriterien dazu heranzuziehen sind), wie viel Kunst sie auszeichnet und entlang welcher evaluativer Momente dies wiederum zu kartieren ist (z.B. Leavy 2018b). Gerade weil in den letzten zwei Jahrzehnten

eine Vielfalt unterschiedlicher Definitionen und Vorgehensweisen entwickelt wurde, scheint die Antwort, was nun an der PSS Kunst und was Wissenschaft – und im engeren Sinne: qualitative Forschung – ist, nur noch schwer möglich. Vermutlich fallen daher die Antworten auch oft defizitär aus, wie etwa bei Hubert Knoblauch, der – wenngleich er den Ausgestaltungen der „Hybridform zwischen Wissenschaft und Kunst“ attestiert, „reizvoll“ zu sein – „doch die Gefahr [sieht], dass sie letzten Endes weder künstlerischen noch wissenschaftlichen Ansprüchen genügt“ (2014, S. 80). In eine ähnliche Richtung argumentiert Harald Welzer (Welzer/Mey 2022, S. 127), wenn er gerade mit Blick auf „künstlerische Forschung“ im Sinne einer Artistic Research zu bedenken gibt, dass Kunst „ein Erkenntnismittel eigener Art ist – und wir als Wissenschaftler\*innen betreiben Erkenntnisgenerierung auf eine andere Art“, es am Ende nur „wenig Beispiele [gäbe], wo das übereingehet“.

Hilfreich für eine mögliche Kartierung könnte der Ordnungsversuch von Margrit Schreier (2017) sein, die drei Spannungsverhältnisse zwischen PSS einerseits und qualitativer Forschung andererseits ausmacht: Dies betrifft erstens die Art des generierten Wissens. Demnach zeichne sich qualitative Forschung durch konzeptuelles und diskursives Wissen aus, während das Wissen in der PSS prä-konzeptuell und nicht-diskursiv sei. Entsprechend sieht Schreier, „dass qualitative Sozialforschung häufig nach Antworten auf eine Forschungsfrage sucht“, während es bei der PSS „wesentlich um die Generierung von Problembeschreibungen und alternativen Sichtweisen geht“ (Schreier 2017, Abs. 29). Zudem hat nach Schreier bei der PSS die Vorläufigkeit und Revidierbarkeit von Wissen Priorität. Damit einher gehe zweitens die unterschiedliche Rolle der Rezeption im Forschungsprozess. Denn in der PSS sei die Rezeption konstitutiv und essenziell. Wenn die Präsentation keine Reaktion provoziere (nicht „berührt“) oder auch „irritiere“ und nicht zumindest einen – temporären – Perspektivwechsel eröffne, habe sie ihr Ziel verfehlt. Drittens sei PSS auf ein breiteres und auch nicht-akademisches Publikum und auf die Veränderung gesellschaftlicher Wirklichkeit ausgerichtet, wie dies innerhalb der qualitativen Forschung am ehesten auf partizipative Ansätze oder Action Research zutrifft.

Vor diesem Hintergrund soll zum Schluss in Anlehnung an Rainer Winter (2020b) gefragt werden, inwieweit ungeachtet der anstehenden notwendigen Elaborationen die methodischen und methodologischen Inspirationen aus dem Umfeld der PSS gerade aufgrund des dort herrschenden Akzents auf Reflexivität, Vielstimmigkeit, Partizipation und Performance nicht auch als notwendige Anregungen für die qualitative Forschung begriffen werden können (vgl. auch Flick 2017). Und zwar im Sinne eines grundsätzlich neuen Verständnisses, das sich an den Handlungsmöglichkeiten bemisst, die sich den Forschenden sowie dem Publikum bzw. den Mitforschenden generell bieten und einen Dialog eröffnen, der alle am Forschungsprozess Beteiligten gleichermaßen betrifft.

### 3 Künstlerische Forschung – Beitrag in den Methodenkanon qualitativer Forschung

#### 3.1 Analogien

Bei einer Neuformation qualitativer Forschung und der Frage, welchen Raum künstlerisch (-orientiert)e Forschung einnehmen könnte, bleibt zunächst festzuhalten, dass ungeachtet aller vorliegenden Erträge – die Fülle an Publikationen, eigene Tagungen, die zunehmende Zahl an Studien – und auch der Reputation angesichts von Auszeichnungen, PSS nicht mehr

als eine Nischenposition im weiten Feld der (qualitativen) Forschung einnimmt. Daran ändert auch die Ausbreitung in der „Peripherie“, etwa in den diversen „studies“ (insbesondere neben queer- bzw. gender studies auch in den disability studies, vgl. dazu Saerberg 2022) wenig, noch der Umstand, dass qualitative Forschung und PSS einige Analogien aufweisen.

Zu denken ist etwa daran, dass qualitative Forschung sich von jeher als überwiegend explorativ versteht; dies gilt mit Blick auf das zentrale „Prinzip der Offenheit“ (Hoffmann-Riem 1980) sowohl für die Anlage der Studien als auch für die Datenproduktion und Auswertung. Zudem gilt in der qualitativen Forschung, dass „Methodenanwendung“ immer auch „Methodenentwicklung“ ist, um eine angemessene Passung zwischen Erkenntnisinteresse und Erkenntnisprozess zu strukturieren (Flick 2007) und hierfür mit „Emergent Methods“ eigens für die (Weiter-)Entwicklung von Forschungsansätzen Freiräume geschaffen werden (im Überblick Schreier 2017). Darüber hinaus sind qualitativ Forschende sich zumeist der Interpretationsspielräume bei der Deutung der Materialien/Daten und der eigenen Standortgebundenheit bewusst – sie changieren zwischen „Fremdheit“ und dem „Prinzip der Kommunikation“, d.h. es überwiegt ein Verständnis von reflektierter „Forschung als Handlung im Kontext“ (z.B. Mruck/Mey 2019). Schließlich ist qualitative Forschung vergleichsweise alltagsnah ausgerichtet – sowohl was Fragestellungen und Problemdefinitionen als auch was die Gestaltung der Forschungssituationen via Gespräche und Beobachtungen oder den Einbezug von Alltagsgegenständen anbelangt. Zudem ist sie – zumindest in Teilen – auch auf Kritik, Intervention und Einbezug der Beforschten ausgelegt (z.B. Bergold/Thomas 2012).

### 3.2 (Non-)Mainstream-Abgrenzungen

Allerdings lassen sich innerhalb der qualitativen Forschung (richtiger wäre von „qualitativer Forschung im Plural“ zu sprechen) angesichts der verschiedenen Diskurse über Grundverständnisse und Ausrichtungen bis hin zu Debatten über ein einendes Label (qualitativ, rekonstruktiv, interpretativ) oder Versuchen der Separation (Mey 2016) durchaus Tendenzen einer zunehmenden Kanonisierung ausmachen und sich in Abgrenzungsversuchen niederschlagen, bei denen zwischen „akzeptierten“ Verfahrensgruppen und solchen unterschieden wird, die als weniger sakrosankt erscheinen (Hitzler 2014; Mey 2018b). Vor diesem Hintergrund über- rascht es dann auch nicht, dass trotz der sichtbaren Analogien zwischen qualitativer Forschung und PSS sich durchaus auch deutliche Berührungspunkte aufseiten der qualitativen Forscher\*innen ausmachen lassen. Einige der Vorhaltungen gegen die PSS erinnern dabei an jene vor Jahrzehnten von quantitativ Forschenden gegenüber qualitativer Forschung vorgebrachte Kritiken („Ist das – noch – Wissenschaft?“) inklusive Subjektivitätsvorwurf und Impressionsmusverdacht. Ähnlich wie sich qualitative Forschung gegen die Anlegung der klassischen Gütekriterien – Objektivität, Reliabilität, Validität – verwehrte und dem qualitativen Paradigma angemessene Kriterien (wie intersubjektive Nachvollziehbarkeit, Transparenz etc.; Flick 2020) entwickelte, werden gerade Überlegungen zur Geltungsbegründung stark gemacht, die die PSS als wenig wissenschaftlich erscheinen lassen.

Daher wird es Aufgabe sein, die für die PSS „ansatzspezifischen“ Kriterien zu präzisieren. Solche, die dem Anliegen und den Zielen dieser Forschungsrichtung entsprechen und berücksichtigen, dass es um Perspektivenvielfalt, Interpretationsangebote und Formen der Innervierung geht. Damit sind zugleich Anforderungen an die weitere Ausarbeitung der PSS verbunden, denn mit Blick auf den Anspruch, Adressat\*innenkreise auch jenseits von Forschung und Wissenschaft zu erreichen, sind nicht per se alle möglichen Disseminationsformen performativ zu verstehen. Je eindeutiger die Resultate übersetzt werden (ob als Broschüre oder YouTube-Erklärvideo) und je konventioneller die Realisierung an die jeweils

gängige Rezeption angelegt ist sowie auf eine schnelle (verständliche/eindeutige) Konsumtion zielt, umso mehr wird der zentrale Anspruch der PSS auf Irritation, Perspektivierung und Einbezug verfehlt – und damit nicht zuletzt ihr subversives Moment.

### 3.3 Dialoge

Vor diesem Hintergrund würde eine sich als performativ verstehende qualitative Forschung deutlich profitieren, wenn viel konsequenter über mögliche Verbindungslinien und Abgleiche eben zwischen qualitativen Forschungsansätzen und -programmen und einer sich an den Künsten orientierenden Forschung grundsätzlicher nachgedacht würde. Zu denken wäre hier an den Arbeitsbereich der visuellen Soziologie und der darin vielfältigen Erfahrungen von Bildinterpretationen (Eberle 2017; Müller/Raab/Soeffner 2014; Tinapp 2019) und Videoanalysen (Mortiz/Corsten 2018). Diese können Anregungen bieten, indem auf deren Erkenntnisse zurückgegriffen wird, um im Sinne von Arts-informed Research Forschungsergebnisse visuell zu übersetzen. Ebenso könnten aus einer kameraethnografischen Perspektive (Mohn 2023) oder aus experimentalfilmischen Projekten Anregungen geboten werden, um im Sinne von Arts-based Research Forschungsprozesse generativ – forschend – anzulegen. In gleichem Maße sind die Reflektionen aus der Medien- und Literaturwissenschaft als „sensibilisierende Konzepte“ für die filmische und literarische Übersetzung eine wichtige Quelle, die als Leitlinien für performativ-angelegte Forschungsarbeiten genutzt werden können. Hierbei wäre auch an die möglichen Anschlüsse an die Cultural Studies zu denken, in denen früh disziplinäre Grenzen aufgelöst wurden und ganz im Sinne der Postmoderne eine „Post-Disziplinarität“ eingeleitet wurde (Winter 2001, 2014). Darüber hinaus wäre zu prüfen, inwiefern qualitative Forschung das Potenzial für sich zu nutzen versteht, das andere Disziplinen wie z.B. die Theaterwissenschaften mit Blick auf Texterschließung oder Recherchemethoden aufweisen oder Filmwissenschaften/-produktion bezüglich der Gestaltung von Narrativen beithalten. Zudem erscheint es für die qualitative Forschung durchaus lohnend, einen genaueren Blick in das Feld der ihrerseits um Standpunkt ringende Artistic Research zu nehmen (Haarmann 2019). Insofern könnte es insgesamt darum gehen, noch viel genauer herauszuarbeiten, dass es bei der Reflexion über die Darstellung von Wissenschaft nicht nur um Repräsentationen geht, „sondern auch um Wissensformen und Praktiken, auf die sich Repräsentationen beziehen“ (Knoblauch 2014, S. 80).

Eine interessante Spur dazu legen Rainer Diaz-Bone und Guy Schwegler (2021), die das sozialwissenschaftliche Konzept der Performativität heranziehen, um kenntlich zu machen, dass sich Performativität nicht auf Praxisformen des künstlerischen Vollzugs beschränken muss, sondern sich „methodologische Verwandtschaften“ zwischen Sozialforschung und künstlerischen Praktiken ausmachen lassen (vgl. auch Schrader 2022). In ihrer Auseinandersetzung durchmustern sie dabei sowohl „die“ Kunst als auch „die“ Wissenschaft und zeigen, wie sich aufgrund performativer Praktiken eine Entdifferenzierung für beide Bereiche kenntlich machen lässt.

Bei all diesen notwendigen Seitenblicken und damit verbundenen inter-/transdisziplinären Erkundungen, um eine Kartierung des Verhältnisses von PSS und qualitativer Forschung zu leisten, bleibt ein Letztes anzumerken. Performativ-sozialwissenschaftliche Arbeiten finden sich derzeit überwiegend im englischsprachigen Raum (und hier wiederum vor allem in Großbritannien und Nordamerika). Ob und inwieweit sich auch in der deutschsprachigen Landschaft, in der qualitative Forschungen z.T. anderen Forschungskonventionen, Rahmenbedingungen und Epistemologien folgen (dazu Bethmann/Niermann 2015), sich eine künst-

lerisch(-orientiert)e Forschung im Sinne der PSS überhaupt aus der Peripherie ins Zentrum verschieben könnte, muss offen bleiben.

### 3.4 Verankerungen

Welche Antworten auch immer innerwissenschaftlich auf diese Frage gefunden werden, könnten Bewegungen, die vermehrt auf wissenschaftsexterne Nutzungen und Nutzen abheben, wie im Zusammenhang mit „Third Mission“ oder der Ausbreitung von „Citizen Science“ (Wink/Funke 2017) diskutiert, eine zusätzliche Dynamik entfachen. Insofern scheint für die Ausdehnung von PSS die zunehmende Forderung und Förderung anderer Disseminationsstrategien hilfreich zu sein, wie diese insbesondere vom BMBF vorgesehen sind. Gleichwohl bleibt anzunehmen, dass diese alternativen Präsentationsmöglichkeiten in der derzeitigen Form nicht ausreichen, da sie zuweilen wie ein – auch unterausgestatteter – Appendix wirken, statt von vornherein als integraler Bestandteil implementiert zu werden und dabei auch konsequent auf eine kontinuierlich produktive Zusammenarbeit von Kunst und Wissenschaft setzen. Nicht als Kunst und Wissenschaft in Personalunion, sondern als ein Dialog zwischen Arbeitsbereichen mit verschiedenen erkenntnisgenerierenden Vorgehensweisen.

Schließlich bedarf es dann aber auch im deutschsprachigen Raum – neben *FQS-Forum Qualitative Forschung / Forum: Qualitative Social Research* oder dem „Berliner Methodentreffen Qualitative Forschung“ – weiterer „Schaufenster“, die eine solche hybrid angelegte Forschung „ins Zentrum“ der qualitativen Forschung rücken (Ploder 2021). Mehr aber noch bedarf es davon ausgehend einer sich sukzessiv herausbildenden Infrastruktur, wie etwa das „Zentrum für Performance Studies“ der Universität Bremen, die eine inter- und transdisziplinäre Vernetzung unterschiedlicher Wissenskulturen aus den verschiedenen Fachgebieten bietet und eine Entwicklung neuer Veranstaltungsformaten und -formate befördert (Holkenbrink/Schliessler 2020), gerade auch um die Performativität akademischer und gesellschaftlicher Wirklichkeiten wechselseitig auszuloten (Suchard 2022).

Und als letztes ist es wichtig, sicher am wichtigsten, dass es noch viel mehr überzeugende Beispiele aus dem Arbeitsfeld der PSS gibt. Denn derzeit gebe es, wie Katharina Miko-Schefzig (2019, Abs. 28) in ihrer Besprechung zu „Auf den Spuren von Martha Muchow“ mit Blick auf den sozialwissenschaftlichen Film schrieb, „so wenig Vorbilder [... sodass] jedes einzelne Werk – so auch dieses – eine Pionierleistung [sei], die für kommende sozialwissenschaftliche Filmemacher/innen Blickwinkel (im wahrsten Sinne des Wortes) eröffnet“.

In diesem Zusammenhang bleibt nicht zuletzt angesichts der eingangs gemachten Bemerkung zur Skepsis und Zurückhaltung beim sogenannten ‚wissenschaftlichen Nachwuchs‘ eines noch zu ergänzen. Da Wissenschaft als transgeneracionales Geschäft betrieben wird, kommt jenen (zumeist sind es karrierebedingt ‚Ältere‘), die bereits „einen Namen“ haben, hier eine besondere Aufgabe zu: als Vorreiter\*innen, sei es durch eigene Arbeiten, zumindest aber die Potenziale zu erkennen und Optionen zu eröffnen, damit andere, eben „die Jünger\*innen“ sich „einen Namen“ – eben auch mit performativer Sozialforschung – machen können.

## 4 Schlussbemerkung – Einladung zur Debatte

Mit dem Text *über* PSS – bei dem ich (anders als an früherer Stelle; Mey 2020a) erst gar nicht den Versuch unternommen habe, diesen auch performativ anzulegen oder Schreibexperimente zu integrieren (wie zum Anlass des „Performative Dining Experience: The Silence Meal“; Mey 2018c) – soll eine Debatte angeregt werden. Die möglichen Anknüpfungspunkte sind vielfältig, da ich den Beitrag bewusst „breit“ angelegt habe. So böte sich an, über die Verfasstheit qualitativer Forschung neu nachzudenken mit ihrem (selbst-ernannten) Zentrum (oder Zentren, wenn qualitative Forschung eben plural gedacht wird) und dem dort vertretenen Definitionsanspruch sowie der von hier aus mit-definierten Peripherie (die ebenfalls im Plural zu denken ist, da diese Grenzbereiche teilweise durchaus unverbunden wirken). Ob dabei Stellungnahmen eben aus dem Zentrum oder der Peripherie – der die PSS ja selbst zugeordnet wird – erfolgen, ist offengehalten. Aus beiden Bereichen sind Anregungen und Klärungen denkbar. Dabei könnte sowohl eine eher nationale Perspektive eingenommen werden oder auch internationale Diskurse (eingedenk der durchaus auch unterschiedlichen Wissenschaftsverständnisse und -politiken) hilfreich sein, um Anschlüsse – Annäherungen wie Abgrenzungen – auszuloten. Bei all diesen Kommentierungen bieten sich verschiedene Fokusse an, sicherlich darunter die auch in diesem Beitrag zentral gestellte Frage nach den Bewertungsmöglichkeiten und dazu herangezogenen Kriterien, wobei hier nicht nur jene von Interesse sind, die sich wissenschaftsintern ausmachen lassen. Es wäre lohnenswert besonders den Fragen des Transfers nachzugehen, gerade vor dem Hintergrund der mit „Third Mission“ verfolgten Transmissionsstrategie und insofern die Diskussion um Sichtbarkeit sowie Wirksamkeit – und das meint die Relevanz von qualitativer wie performativer Sozialforschung – zu vertiefen.

## Literatur

- Austin, J.L. (1972) [1955]: Zur Theorie der Sprechakte. Stuttgart.
- Barone, T./Eisner, E.W. (2012): Arts-based research. Thousand Oaks. <https://doi.org/10.4135/9781452230627>
- Berg, E./Fuchs, M. (Hrsg.) (1993): Kultur, soziale Praxis, Text. Die Krise der ethnographischen Repräsentation. Frankfurt a.M.
- Bergold, J./Thomas, S. (Hrsg.) (2012): Partizipative qualitative Forschung/Participatory qualitative research (Special Issue). In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 12. Jg., H. 1. <http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/39> (10. Dezember 2022)
- Bethmann, S./Niermann, D. (2015): Crossing Boundaries in Qualitative Research – Entwurf einer empirischen Reflexivität der qualitativen Sozialforschung in Deutschland und den USA. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 16. Jg., H. 2, Art. 19. <https://doi.org/10.17169/fqs-16.2.2216>
- Bochner, A./Ellis, C. (2016): Evocative autoethnography. Writing lives and telling stories. New York. <https://doi.org/10.4324/9781315545417>
- Chamberlain, K./McGuigan, K./Anstiss, D./Marshall, K. (2018): A change of view: arts-based research and psychology. In: Qualitative Research in Psychology, 15. Jg., H. 2+3, S. 131–139. <http://dx.doi.org/10.1080/14780887.2018.1456590>
- Chilton, G./Leavy, P. (2020): Arts-based research practice: Merging social research and the creative arts. In: Leavy, P. (Hrsg.): The Oxford handbook of qualitative research. 2. Auflage Oxford, S. 601–632. <https://doi.org/10.1093/oxfordhb/9780190847388.013.27>

- Denzin, N.K. (2001): The reflexive interview and a performative social science. In: *Qualitative Research*, 1. Jg., H. 1, S. 23–46. <https://doi.org/10.1177/146879410100100102>
- Denzin, N.K./Lincoln, Y.S. (Hrsg.) (2017): *The Sage handbook of qualitative research*. 5. Auflage Thousand Oaks.
- Diaz-Bone, R./Schwegler, G. (2021): Performativität, Kunst und Wissenschaft. Soziologische Perspektiven auf die wechselseitige Beeinflussung von Wissenschaft und Kunst. In: Dietrich, M./Leser, I./Mruck, K./Ruppel, P.S./Schwentesius, A./Vock, R. (Hrsg.): *Begegnen, Bewegen und Synergien stiften. Transdisziplinäre Beiträge zu Kulturen, Performanzen und Methoden*. Wiesbaden, S. 137–153. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-33632-5\\_8](https://doi.org/10.1007/978-3-658-33632-5_8)
- Eberle, T.S. (Hrsg.) (2017): *Fotografie und Gesellschaft. Phänomenologische und wissenssoziologische Perspektiven*. Bielefeld. <https://doi.org/10.1515/9783839428610>
- Eco, U. (2004) [1990]: *Die Grenzen der Interpretation*. 3. Auflage München.
- Ellis, C. (2004): *The ethnographic I: A methodological novel about autoethnography*. Walnut Creek.
- Faulkner, S.L. (2009): *Poetry as method: Reporting research through verse*. Walnut Creek.
- Flick, U. (2007): *Qualitative Sozialforschung – Eine Einführung*. Reinbek.
- Flick, U. (Hrsg.) (2017): Challenges for a new critical qualitative inquiry. In: *Qualitative Inquiry*, 23. Jg., H. 1, S. 3–101. <https://doi.org/10.1177/1077800416655829>
- Flick U. (2020): Gütekriterien qualitativer Forschung. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Band 2: *Designs und Verfahren*. 2. Auflage Wiesbaden, S. 247–263. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-18387-9\\_30](https://doi.org/10.1007/978-3-658-18387-9_30)
- Gergen, M./Gergen, K.J. (2010): Performative social science and psychology. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 12. Jg., H. 1, Art. 11. <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-12.1.1595>
- Gergen M./Gergen, K.J. (2012): *Playing with purpose: Adventures in performative social science*. London.
- Gray, R./Sinding, C. (2002): *Standing ovation. Performing social science research about cancer*. Walnut Creek.
- Haarmann, A. (2019): *Artistic Research. Eine epistemologische Ästhetik*. Bielefeld. <https://doi.org/10.1515/9783839446362>
- Henke, J./Pasternack, P./Schmid, S. (2017): *Mission, Die dritte: Die Vielfalt jenseits hochschulischer Forschung und Lehre: Konzept und Kommunikation der Third Mission*. Berlin.
- Hitzler, R. (2014): *Wohin des Wegs? Ein Kommentar zu neueren Entwicklungen in der deutschsprachigen „qualitativen“ Sozialforschung*. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Qualitative Forschung: Analysen und Diskussionen*. Wiesbaden, S. 55–72. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-05538-7\\_3](https://doi.org/10.1007/978-3-658-05538-7_3)
- Hoffmann-Riem, C. (1980): *Die Sozialforschung einer interpretativen Soziologie. Der Datengewinn*. In: *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 32. Jg., H. 1, S. 339–372.
- Holkenbrink, J./Schliessler, C. (2020): FREMDELN. In: *Journal für Psychologie*, 28. Jg., H. 1, S. 67–85. <https://doi.org/10.30820/0942-2285-2020-1-67>
- Jones, K. (2013): *Infusing biography with the personal: Writing Rufus Stone*. In: *Creative Approaches to Research*, 6. Jg., H. 2, S. 6–23. <https://eprints.bournemouth.ac.uk/20911/> (30. November 2022)
- Jones, K. (2014): *What is performative social science? The potential of arts-based research and dissemination*. <http://discoversociety.org/2014/05/06/what-is-performative-social-science-the-potential-of-arts-based-research-and-dissemination> (25. Januar 2018)
- Jones, K. (2017): *Performative social science*. In: Matthes, J. (Hrsg.): *International encyclopedia of communication research methods*. <http://eprints.bournemouth.ac.uk/22616/> (25. Januar 2018)
- Jones, K. (Hrsg.) (2022): *Doing performative social science. Creativity in doing research and reaching communities*. London. <https://doi.org/10.4324/9781003187745>
- Jones, K./Fenge, L.-A./Read, R./Cash, M. (2013): *Collecting older lesbians' and gay men's stories of rural life in South West England and Wales: „We were obviously gay girls ... (so) he removed his cow from our field“*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 14. Jg., H. 2, Art. 7. <https://doi.org/10.17169/fqs-14.2.1919>
- Jones, K./Gergen, M./Yallop, J.J.G./Vallejo, I.L.d./Roberts, B./Wright, P. (Hrsg.) (2008): *Performative social science / Performative Sozialwissenschaft*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 9. Jg., H. 2. <https://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/issue/view/10> (10. Dezember 2022)

- Knoblauch, H. (2014): Qualitative Methoden am Scheideweg. Jüngere Entwicklungen der interpretativen Sozialforschung. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): Qualitative Forschung. Analysen und Diskussionen. Wiesbaden, S. 71–85. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-05538-7\\_4](https://doi.org/10.1007/978-3-658-05538-7_4)
- Knowles, G./Cole, A.L. (Hrsg.) (2008): Handbook of the arts in qualitative research. Thousand Oaks.
- Kühner, A./Ploder, A./Langer, P.C. (Hrsg.) (2016): European contributions to strong reflexivity. In: Qualitative Inquiry, 22. Jg., H. 9, S. 699–765. <https://doi.org/10.1177/1077800416658069>
- Leavy, P. (2011): Low-fat love. Rotterdam. <https://doi.org/10.1007/978-94-6091-648-9>
- Leavy, P. (2013): Fiction as research practice. Short stories, novellas and novels. Walnut Creek.
- Leavy, P. (2015): Blue. Rotterdam. <https://doi.org/10.1007/978-94-6300-355-1>
- Leavy, P. (2016): American circumstance. Rotterdam. <https://doi.org/10.1007/978-94-6300-576-0>
- Leavy, P. (Hrsg.) (2018a): Handbook of arts-based research. New York.
- Leavy, P. (2018b): Criteria for evaluating arts-based research. In: Leavy, P. (Hrsg.): Handbook of arts-based research. London, S. 575–586.
- Leavy, P. (2020): Method meets art. Arts-based research practice. 3. Auflage New York.
- McNiff, S. (Hrsg.) (2013): Art as research: Opportunities and challenges. Bristol.
- Mey, G. (2016): Qualitative Forschung: Zu einem Über(ber)griff und seinen (Ver)Wendungen. In: Zeitschrift für Qualitative Forschung, 17. Jg., H. 1+2, S. 185–197. <https://doi.org/10.3224/zqf.v17i1-2.25550>
- Mey, G. (Hrsg.) (2018a): Jugendkultur in Stendal: 1950-1990 – Szenen aus der DDR: Portraits und Reflexionen. Berlin.
- Mey, G. (2018b): Das Hadern mit dem Mainstream. Annotationen zur Entwicklung der qualitativen Forschung. In: Reimer-Gordinskaya, K./Zander, M. (Hrsg.): Krise und Kritik (in) der Psychologie. Berlin, S. 41–54.
- Mey, G. (2018c): Outer silence-inner dialogue. An essay on the performative dining experience “The Silence Meal” at Zagreus-Projekt. Berlin. In: Human Arenas, 1. Jg., H. 2, S. 143–150. <https://doi.org/10.1007/s42087-018-0017-7>
- Mey, G. (2020a): Performative Sozialwissenschaft – im Gespräch. In: Journal für Psychologie, 28. Jg., H. 1, S. 3–14. <https://doi.org/10.30820/0942-2285-2020-1-3>
- Mey, G. (2020b): Performative Sozialwissenschaft. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Band 2: Designs und Verfahren. 2. Auflage Wiesbaden, S. 201–225. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-26887-9\\_29](https://doi.org/10.1007/978-3-658-26887-9_29)
- Mey, G. (Hrsg.) (2020c): Performative Sozialwissenschaft. In: Journal für Psychologie, 28. Jg., H. 1, S. 3–155. <https://doi.org/10.30820/0942-2285-2020-1>
- Mey, G. (2021): Qualitative Forschung performativ denken. In: Pilipets, E./Wieser, M. (Hrsg.): Medienkultur als kritische Gesellschaftsanalyse. Band 18. Köln, S. 135–150.
- Mey, G. (2022a): Exhibit interviews. Reflections on presenting qualitative data in scientific exhibitions. In: Jones, K. (Hrsg.): Doing performative social science. Creativity in doing research and reaching communities. London, S. 133–146.
- Mey, G. (2022b): Qualitative Forschung. Open Access und Community Building. In: Ertl, H./Rödel, B. (Hrsg.): Offene Zusammenhänge. Open Access in der Berufsbildungsforschung. Bonn, S. 129–141. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0035-vetrepository-780898-7> (7. Januar 2023)
- Mey, G./Mruck, K. (2007): Open Access – Auswirkungen einer Informationskrise ... als Chance für die Information. In: Journal für Psychologie, 15. Jg., H. 2. <https://www.journal-fuer-psychologie.de/index.php/jfp/article/view/130> (20. Januar 2018)
- Mey, G./Mruck, K. (2020): Qualitative Forschung in der Psychologie. Eine Kartierung. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Band 2: Designs und Verfahren. 2. Auflage Wiesbaden, S. 1–24. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-18234-2\\_1](https://doi.org/10.1007/978-3-658-18234-2_1)
- Mey, G./Wallbrecht, G. (1988): Hyde Park [VHS, 62min]. <https://www.youtube.com/watch?v=wN6puXX3GXY> (20. November 2022)
- Mey, G./Wallbrecht, G. (2016): Auf den Spuren von Martha Muchow [DVD, 46min., engl. Untertitel, 37 min. Bonus-Material]. Lengerich. <https://www.youtube.com/watch?v=P8YjCtImlsU> (20. November 2022)
- Miko-Schefzig, K. (2019): Review Essay: Die sozialwissenschaftlich-filmische Ästhetisierung einer Pionierin der Kindheitsforschung: "Auf den Spuren von Martha Muchow". In: Forum Qualitative

- Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 20. Jg., H. 3, Art. 30. <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-20.3.3394>
- Mohn, B.E. (2023): Kamera-Ethnographie. Ethnographische Forschung im Modus des Zeigens. Programmik und Praxis. Bielefeld.
- Moritz, C./Corsten, M. (Hrsg.) (2018): Handbuch Qualitative Videoanalyse. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-15894-1>
- Mruck, K./Mey, G. (2001): Wissenschaftliches Publizieren in Online-Zeitschriften: über das schwierige Vertrautwerden mit einem neuen Medium. In: Zeitschrift für qualitative Bildungs-, Beratungs- und Sozialforschung, 2. Jg., H. 2, S. 205–221. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoa-280074> (10. Dezember 2022)
- Mruck, K./Mey, G. (2019): Grounded theory and reflexivity in the process of qualitative research. In: Bryant, A./Charmaz, K. (Hrsg.): The Sage handbook of current developments in grounded theory. London, S. 470–496. <https://doi.org/10.4135/9781526485656.n25>
- Müller, M. R./Raab, J./Soeffner, H-G. (Hrsg.) (2014): Grenzen der Bildinterpretation. Wiesbaden.
- Offenberger, U. (2021): Verwandlung von Lehrstoff in einen Comic. Ein Experiment mit den Siedlerinnen von Hull-House, Chicago. [https://publikationen.sozioogie.de/index.php/kongressband\\_20/article/view/1303/1572](https://publikationen.sozioogie.de/index.php/kongressband_20/article/view/1303/1572) (1. Dezember 2022)
- Offenberger, U./Stange, L./Kohler, S./Kamenik, A.M. (2023). Sozialwissenschaftsgeschichte performativ erzählt. Hintergrund und Entstehung des Webcomics „Pragmatism Reloaded. Die Siedlerinnen von Chicago“. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 24. Jg., H. 1, Art. 8, <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-24.1.3946>
- Parker, I. (2004): Criteria for qualitative research in psychology. In: Qualitative Research in Psychology, 1. Jg., H. 1, S. 95–106. <https://doi.org/10.1191/1478088704qp010oa>
- Ploder, A. (2021): Evokative Ethnografie. In: Dietrich, M./Leser, I./Mruck, K./Ruppel, P. S./Schwentesius, A./Vock, R. (Hrsg.): Begegnen, Bewegen und Synergien stiften. Transdisziplinäre Beiträge zu Kulturen, Performanzen und Methoden. Wiesbaden, S. 155–172. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-33632-5\\_9](https://doi.org/10.1007/978-3-658-33632-5_9)
- Reichertz, J. (2007): Qualitative Sozialforschung – Ansprüche, Prämissen, Probleme. In: Erwägen – Wissen – Ethik, 18. Jg., H. 2, S. 195–208.
- Reichertz, J. (2009): Die Konjunktur der qualitativen Sozialforschung und Konjunkturen innerhalb der qualitativen Sozialforschung. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 10. Jg., H. 3, Art. 30. <https://doi.org/10.17169/fqs-10.3.1382>
- Reichertz, J. (2021): Ordnung hinter der Vielfalt? In: Dietrich, M./Leser, I./Mruck, K./Ruppel, P. S./Schwentesius, A./Vock, R. (Hrsg.): Begegnen, Bewegen und Synergien stiften. Transdisziplinäre Beiträge zu Kulturen, Performanzen und Methoden. Wiesbaden, S. 343–359. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-33632-5\\_19](https://doi.org/10.1007/978-3-658-33632-5_19)
- Ricoeur, P. (1981): Mimesis and representation. In: Annals of Scholarship. Metastudies of the Humanities and Social Sciences, 2. Jg., H. 1, S. 15–32.
- Rolling, J.H. (2013): Arts-based research. New York.
- Saerberg, S. (2022): Disability Culture & Disability Arts. In: Waldschmidt, A. (Hrsg.): Handbuch Disability Studies. Wiesbaden, S. 235–253. [https://doi.org/10.1007/978-3-531-18925-3\\_14](https://doi.org/10.1007/978-3-531-18925-3_14)
- Schrader, G. (2022): Kunst und Wissenschaft als parallele Erkenntnisformen. Technologien und Prozesse der Digitalisierung aus philosophischer und künstlerischer Perspektive. Opladen. <https://doi.org/10.2307/j.ctv2zrpd71>
- Schreier, M. (2017): Kontexte qualitativer Sozialforschung: Arts-Based Research, Mixed Methods und Emergent Methods. In: Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research, 18. Jg., H. 2, Art. 6. <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-18.2.2815>
- Sinding, C./Gray, R./Fitch, M./Greenberg, M. (2002): Staging breast cancer, rehearsing metastatic disease. In: Qualitative Health Research, 12. Jg., H. 1, S. 61–73. <https://doi.org/10.1177/104973230201200105>
- Straub, J. (1999): Handlung, Interpretation, Kritik. Grundzüge einer textwissenschaftlichen Handlungs- und Kulturpsychologie. Berlin. <https://doi.org/10.1515/9783110807172>
- Sullivan, G. (2010): Art practice as research. Inquiry in visual arts. 2. Auflage Thousand Oaks.
- Suchard, A. (2022): Wie wir uns an der Universität aufführen. Zur performativen Wechselwirkung von Hochschule und Gesellschaft. Bielefeld. <https://doi.org/10.1515/9783839461945>

- Tinapp, S. (2019): Eine fotografische Ethnografie zu Veränderungen im kubanischen Alltagsleben. Weinheim.
- Welzer, H./Mey, G. (2022): „Scheiße machen wir nicht!“ – Harald Welzer und Günter Mey im Gespräch. In: *Journal für Psychologie*, 30. Jg., H. 1, S. 111–130. <https://doi.org/10.30820/0942-2285-2022-1-111>
- Wink, M./Funke, J. (Hrsg.) (2017): *Wissenschaft für Alle: Citizen Science*. Heidelberg.
- Winter, R. (2001): Ethnographie, Interpretation und Kritik. Aspekte der Methodologie der Cultural Studies. In: Göttlich, U./Mikos, L./Winter, R. (Hrsg.): *Die Werkzeugkiste der Cultural Studies. Perspektiven, Anschlüsse und Interventionen*. Bielefeld, S. 43–62. <https://doi.org/10.1515/9783839400661-003>
- Winter, R. (2014): Ein Plädoyer für kritische Perspektiven in der qualitativen Forschung. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Analysen und Diskussionen*, Wiesbaden, S. 117–132. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-05538-7\\_7](https://doi.org/10.1007/978-3-658-05538-7_7)
- Winter, R. (2017): The idea of equality and qualitative inquiry. In: *Qualitative Inquiry*, 23. Jg., H. 1, S. 34–45. <https://doi.org/10.1177/1077800416657102>
- Winter, R. (2020a): Symbolischer Interaktionismus. Von der Interpretation zur interventionistischen Forschung. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Band 1: Ansätze und Anwendungsfelder*. Wiesbaden, S. 145–161. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-18234-2\\_12](https://doi.org/10.1007/978-3-658-18234-2_12)
- Winter, R. (2020b): Sozialer Konstruktivismus und performative Untersuchungen. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie. Band 1: Ansätze und Anwendungsfelder*. Wiesbaden, S. 225–240. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-18234-2\\_7](https://doi.org/10.1007/978-3-658-18234-2_7)

# Erlebnis, Ethnographie und die Ästhetik des Dissenses. Grundlagen performativer Sozialforschung

*Rainer Winter*

**Zusammenfassung:** Günter Mey hat gezeigt, dass die performative Sozialwissenschaft ein Plädoyer für ein anderes Wissenschaftsverständnis darstellt. Ausgehend von dieser wichtigen Feststellung arbeite ich zunächst Unterschiede zur rekonstruktiven Sozialwissenschaft heraus, indem ich Wilhelm Diltheys Begriff des Erlebnisses als Ausgangspunkt der performativen Sozialwissenschaft bestimme. Im Anschluss diskutiere ich paradigmatische Studien von Dwight Conquergood, der eng an Victor Turner anknüpft, und von Norman Denzin, um die Merkmale dieser Forschungsrichtung genauer bestimmen zu können. Ich analysiere vor allem die Relevanz der ästhetischen Dimension, mit der ethische und politische Interventionen verbunden sind. Im Anschluss an Skip Jones betrachte ich die relationale Ästhetik, die aber meiner Ansicht nach für ein tieferes Verständnis der performativen Sozialwissenschaft und ihrer politischen Perspektive nicht geeignet ist. Jacques Rancières Überlegungen zum Verhältnis von Ästhetik und demokratischer Politik sowie die von Herbert Marcuse zur Kunst ermöglichen jedoch, die politische Bedeutung der performativen Sozialwissenschaft und ihrer Ästhetik in der Gegenwart besser zu verstehen.

**Schlagwörter:** Erlebnis, Performative Sozialwissenschaft, Kritik, Ästhetik, Utopie

## Lived Experience, Ethnography and Aesthetics of Dissensus. Foundations of Performative Social Inquiry

**Abstract:** Günter Mey showed that performative social science is a plea for a different understanding of social science. Based on this important observation, I first elaborate differences with reconstructive social science by determining Wilhelm Dilthey's concept of experience as the starting point of performative social science. I then discuss paradigmatic studies by Dwight Conquergood, who closely follows Victor Turner, and by Norman Denzin in order to more precisely describe the characteristics of this line of research. In particular, I analyze the importance and relevance of the aesthetic dimension, with which ethical and political interventions are associated. Following Skip Jones, I consider relational aesthetics, which, however, I believe is not suitable for a deeper understanding of performative social science and its political perspective. However, Jacques Rancière's reflections on the relationship between aesthetics and democratic politics, as well as Herbert Marcuse's on art, allow us to better understand the political significance of performative social science and its aesthetics in the present.

**Keywords:** lived experience, performative social science, critique, aesthetics, utopia.

# 1 Einleitung

Es ist vor allem der innovativen und vielseitigen Arbeit von Günter Mey zu verdanken, dass die performative Sozialwissenschaft auch in Deutschland, Österreich und der Schweiz immer mehr an Bedeutung und Relevanz gewinnt (Mey 2020a, 2020b). In verschiedenen Beiträgen hat er das Profil dieser Forschungsrichtung herausgearbeitet. Er hat grundlegende Beiträge aus Großbritannien und der USA veröffentlicht und vor allem eigene Forschungsprojekte durchgeführt, die überzeugend und wegweisend das Potential von Forschung, die im Schnittpunkt von Wissenschaft und Kunst entsteht, deutlich machen. Mey (2023, S. 74) hebt hervor, dass im Zentrum performativer Sozialwissenschaft „die Ereignishaftigkeit/Prozessualität sowie die Performativität sozialer Praxis“ stehen. Er weist darauf hin, dass die im deutschen Sprachraum etablierte qualitative Forschung diesem Dialog von Kunst und Wissenschaft eher skeptisch gegenübersteht und befürchtet, dass wissenschaftliche Kriterien verloren gehen würden. Im englischen Sprachraum dagegen ist die performative Sozialwissenschaft bereits fest etabliert, oft ist sie eingebunden in den Kampf um soziale Gerechtigkeit und hat eine explizit ethische und politische Perspektive.<sup>1</sup> Vor diesem Hintergrund möchte ich zeigen, warum es relevant ist, in der qualitativen Forschung die ästhetische Dimension ins Zentrum der Betrachtung zu stellen, und welches innovative und gesellschaftskritische Potential damit verbunden sein kann. So entsteht ein neues Forschungsfeld, dessen Ursprünge in der Lebensphilosophie von Wilhelm Dilthey und in der Anthropologie von Victor Turner zu finden sind. Im Zentrum des Forschungsfeldes steht die Darstellung von Erlebnissen von Subjekten in spezifischen raumzeitlichen Kontexten. Auf diese Weise soll deutlich werden, wie unterschiedlich und einzigartig die Welt erlebt werden kann. Es sollen neue Weisen der Wahrnehmung, der Interpretation und des Wissens eröffnet werden (Gergen/Gergen 2012, S. 49).

## 2 Von der Rekonstruktion sozialer Ordnung zur Performance

### Verstehen und Erklären gesellschaftlicher Konstruktionen

Die qualitative Forschung im deutschen Sprachraum versteht sich im Großen und Ganzen als rekonstruktive Sozialwissenschaft, die auf der Basis einer textuell erfassten und registrierten Wirklichkeit operiert (vgl. Bergmann 1985). Ausgangspunkt sind Daten in der Form von Handlungsprotokollen. Ziel ist die Rekonstruktion der alltäglichen Konstruktion von Wirklichkeit, die in Auseinandersetzung mit kollektiv geteilten Sinnstrukturen entstanden ist. In exemplarischen Fallanalysen wird der typisch gemeinte Sinn rational rekonstruiert. Der\*Die Forscher\*in schafft Konstruktionen zweiter Ordnung, die auf denen erster Ordnung aufbauen. Wie Hans-Georg Soeffner festhält, geht es im Anschluss an Max Weber und Alfred Schütz um ein „deutendes Verstehen sozialen Handelns“ (1999, S. 48) und um die „Rekonstruktion der gesellschaftlichen Konstruktion von Wirklichkeit“ (1999, S. 39):

---

1 Für einen Überblick zum Feld der „social justice“ Forschung vgl. Alexander (2005), Denzin (2010), Johnson und Parry (2015) sowie Denzin und Lincoln (2018a).

„Verstehende Soziologie als Wirklichkeitswissenschaft zielt auf das Verstehen und Erklären aller gesellschaftlichen Konstruktionen: sowohl der Produkte menschlicher Tätigkeit, der Vergesellschaftungs- und Wirtschaftsformen als auch der Weltbilder, Deutungsfiguren und Weltanschauungen“ (ebd.).

## Erlebnis als Ausgangspunkt performativer Sozialforschung

Die performative Sozialwissenschaft fügt sich nicht in diese Konzeption qualitativer Forschung ein, in der es primär um die Rekonstruktion von sozialen Regeln, Strukturen oder Ordnungen geht und darum, wie Handelnde eine sinnhafte soziale Ordnung aufbauen. Vielmehr verschiebt sie den Schwerpunkt auf die Erforschung der subjektiven Erfahrung<sup>2</sup>, die nicht nur „kognitiv-auffassend“, sondern ebenso, wie bereits Wilhelm Dilthey (1970, S. 194f.) zeigte, „affektiv-bewertend“ und „willentlich-handelnd“ verankert ist (vgl. Jung 1996, S. 156). Jedes Subjekt erlebt seine Welt auf eine partikulare Weise. Im Sinne von Dilthey kann man auch davon sprechen, dass die performative Sozialwissenschaft sich den Erlebnissen, den inneren Erfahrungen, dem, was durchlebt worden ist, zuwendet. Während die „äußere Erfahrung“ sich auf die kognitive Erfassung der gegenständlichen und gesellschaftlichen Welt richtet, ist das Erlebnis „im Besitz seiner Gegebenheiten. (...) Die Phänomene des Erlebnisses sind mit Bestimmtheit gegeben, während die Objekte der äußeren Erfahrung zumindest teilweise Ergebnisse von Schlussfolgerungen sind“ (Makkreel 1991, S. 189). In Erlebnissen drückt sich die Position des Subjekts zur Welt aus, das sich diese nicht nur vorstellt, sondern auch gefühlsmäßig erfasst, bewertet und ihr mit seinem Willen und seinen Interessen begegnet. „Vorstellen, Willen und Fühlen sind in jedem *status conscientiae* enthalten und sind in jedem Augenblick des psychischen Lebens fortgehende Äußerungen desselben in seiner Wechselwirkung mit der Außenwelt“ (Dilthey 1982, S. 390). Erlebnisse sind autobiographisch verankert, unmittelbar gegeben und finden ihren Abschluss erst, wenn sie ausgedrückt werden. So hält Victor Turner (1986, S. 37) fest: „In Dilthey’s view, experience urges toward expression, or communication with others. We are social beings, and we want to tell what we have learned from experience“.

Nach Dilthey ist das gelebte Leben in seinem Vollzug einem objektivierenden Beobachter nicht zugänglich (1982, S. 346f.) und somit, wie Jung (1996, S. 122) anfügt, nicht theoriefähig. Es läßt sich aber mit ästhetischen Mitteln ausdrücken. So ist die Dichtung eine „ästhetische Weltansicht“ (Dilthey 1978, S. 117), in der Leben und Welt aus der Innenansicht des Lebensprozesses betrachtet werden. Ähnlich geht es in der performativen Sozialforschung darum, mit ästhetischen Mitteln innere Erfahrungen zugänglich zu machen, Erlebnissen zum Ausdruck zu verhelfen und durch ihre Darstellung Veränderungen im Leben der Erforschten und auch in der Welt hervorzubringen. Die performative Sozialforschung bestreitet keineswegs, dass es soziale Strukturen gibt, möchte aber zeigen, wie sie erlebt und gelebt werden. Sie möchte aufzeigen, wie sie imaginativ und durch die Praxis der Performance in Bewegung gesetzt und verändert werden können (Gergen/Gergen 2012). Die Performance bewegt sich weg von der Vorstellung, Wirklichkeit sei als Text fixierbar, in ein Handlungsprotokoll transformierbar, hin zur Poesis, Fabrikation und Verwandlung der erlebten Wirklichkeit.

2005 bestimmen Norman Denzin und Yvonne Lincoln die Aufgabe qualitativer Forschung folgendermaßen:

2 Scott Lash hat ein lesenswertes Buch zu „Experience“ (2018) geschrieben, in dem er die Verwendung dieses Begriffes seit Aristoteles differenziert untersucht.

„Qualitative research is a situated activity that locates the observer in the world. It consists of a set of interpretive, material practices that make the world visible. These practices transform the world. They turn the world into a series of representations, including field notes, interviews, conversations, photographs, recordings, and memos of the self. (...) It is understood, however, that each practice makes the world visible in a different way.“ (Denzin/Lincoln 2005a, S. 3f.)

2018 ergänzen sie: „We could go one step further and make the performance turn, the human-being-as performer, not as researcher or inquirer. A performative project, informed by research and inquiry, involves acting in the world so as to make it visible for social transformations“ (Denzin/Lincoln 2018b, S. 11). Ins Zentrum der performativen Sozialwissenschaft rücken die gemeinsame Produktion von Erlebnissen von Forschenden und Untersuchten, die autoethnographische „Selbstbesinnung“<sup>3</sup> von Subjekten, das Schreiben aufführungsorientierter Texte, vom Dialog bestimmte Darstellungen, die Aufführung von Forschungsergebnissen, das Verfassen poetischer und literarischer Texte, sowie die praktische kulturelle Arbeit, die an einer Politik der Veränderung orientiert ist. Der\*Die performative Sozialforscher\*in und bisweilen die von ihm\*ihr Untersuchten führen die Forschungsergebnisse vor Publikum auf. So kommt es zu einem gegenseitigen Austausch und Abgleichen von gelebten Erfahrungen, Emotionen, Perspektiven und Formen des Verstehens. Die Körper setzen Kultur in Bewegung, interagieren mit anderen Körpern und führen zu einem intimen, bisweilen leidenschaftlichen Disput, der Machtstrukturen problematisiert und verändern möchte, um neue Perspektiven auf die Welt zu ermöglichen und zum „empowerment“ beizutragen.

## Das Programm der Performance Ethnographie

Eine wegweisende Bedeutung kommt in der Herausbildung der performativen Sozialwissenschaft den innovativen Schriften und Forschungen von Dwight Conquergood zu, der eine Fülle von Einflüssen aus der Ethnologie, der poststrukturalistischen Sprach- und Textwissenschaft und der Soziologie elegant aufeinander bezieht, synthetisiert und zu neuen Einsichten kommt (vgl. Conquergood 2013). Er hat aber nicht nur über Performance Ethnography geschrieben, sondern sie auch praktiziert, so z.B. mit Geflüchteten aus Laos in Thailand, mit palästinensischen Geflüchteten im Gaza Streifen, mit Straßenbanden in Chicago oder mit verurteilten Schwerverbrechern, die auf ihre Hinrichtung warteten. „Conducting research on and with these groups was his way of ‚studying up‘. Allowing the on-the-ground embodied practices of subaltern groups to generate their own theories of selfhood and resistance“ (Johnson 2013, S. 10). Auf kraftvolle, engagierte und inspirierende Weise hat er „performance“, Ethnographie und sozialen Aktivismus zusammengedacht und -geführt.

Vor allem Victor Turners Konzeption des Menschen als „homo performans“ hat Conquergood inspiriert und bewegt. So schreibt Turner (1985, S. 187):

„If man is a sapient animal, a tool making animal, a self-making animal, a symbolizing animal, he is no less, a performing animal, *Homo performans*, not in the sense, perhaps that a circus animal may be a performing animal, but in the sense that man is a self-making animal – his performances are, in a way, reflexive; in performances he reveals himself to himself.“

Conquergood folgt ihm und begreift Kultur und auch das Selbst als aus „Prozessen des Werdens“ bestehend, die in Aufführungen zum Ausdruck kommen. In seinen Studien stehen so nicht Strukturen und Muster im Zentrum, sondern die Erlebnisse, Wünsche, Geschichten und

3 So hält Dilthey (1970, S. 247) fest: „Die Selbstbiographie ist nur die zu schriftstellerischem Ausdruck gebrachte Selbstbesinnung des Menschen über seinen Lebensverlauf. Solche Selbstbesinnung aber erneuert sich in irgendeinem Grade in jedem Individuum. Sie ist immer da, sie äußert sich in immer neuen Formen“.

Kämpfe, die in Strukturen entstanden sind und selbst wiederum Strukturen schaffen (vgl. Soyini Madison 2005, S. 166). Sein Interesse gilt dem „doing culture“ und dem „doing identity“. Gelebte Bedeutungen entstehen in und zwischen Strukturen, Erlebnisse sind prozesshaft, veränderlich und historisch konjunktuell zu begreifen.

In seinem 1991 erstmals erschienenen Essay „Rethinking Ethnography“ (2006) beschreibt er in einer differenzierten Auseinandersetzung mit der ethnographischen Forschung programmatisch die Merkmale und Bereiche einer kritischen „performance ethnography“ und die performative Politik einer „verleiblichten Untersuchung“<sup>4</sup>. Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist die „Krise der Repräsentation“ in der Ethnologie (vgl. Clifford/Marcus 1986)<sup>5</sup> nach der postkolonialen Kritik am Imperialismus und an szientistischen Ansprüchen im Kontext der Kolonialisierung. Die Konzeption einer unabhängigen, distanzierten Beobachterfigur, die in einer neutralen Sprache soziale Tatsachen und Prozesse objektiv beschreibe, wird entschieden abgelehnt, weil sie sich als eine koloniale Fiktion erwiesen habe und Ausdruck von unreflektierten kolonialen Herrschaftsverhältnissen sei. Vor diesem Hintergrund fordert Conquergood eine radikale Neukonzeption des Untersuchungsprozesses, die er hauptsächlich an vier Punkten festmacht.

Erstens plädiert er im Anschluss an die postmoderne Ethnographie für eine „Rückkehr zum leiblichen Selbst“. Fast jede\*r Ethnograph\*in erfährt in der Feldforschung, wie es körperlich mühsam und anstrengend sein kann, an einer fremden Kultur für eine bestimmte Zeit teilzuhaben. Ein Verständnis von ihr wird nicht nur kognitiv, sondern vor allem mit dem Leib erworben. So ist die Ethnographie „an intensely sensuous way of knowing“ (Conquergood 2006, S. 352). Der ethnographische Prozess umfasst unterschiedliche Praktiken, nicht nur das Beobachten, sondern auch das „Sprechen, Hören und zusammen Handeln“ (Conquergood 2006, S. 353). So hält auch Trinh (1989, S. 121) fest: „Speaking and listening refer to realities that do not involve just the imagination. The speech is seen, heard, smelled, tasted, and touched“.

Der\*Die Ethnograph\*in erwirbt Wissen in den erlebnisgesättigten und leiblich geprägten Interaktionen mit den Untersuchten, in denen die künstlichen Grenzen zwischen Beobachter\*in und Beobachteten verschwinden. Beide werden als reziproke Rollenspieler\*innen und voneinander abhängig betrachtet. „In this process we put ourselves on the line; we run the risk of having our sense of ourselves as different and distanced from the people we study dissolve“ (Jackson 1989, S. 4). Der\*Die Ethnograph\*in nimmt keinen unabhängigen Beobachterplatz ein, sondern mischt sich ein, wird aktiver Teil der Forschung. Die Untersuchten, mit denen er\*sie gemeinsam Lebenszeit verbringt, sind seine\*ihre Zeitgenossen, auch wenn er\*sie jene in den Berichten als „wild“, „unterentwickelt“ oder „primitiv“ beschreibt. Conquergood folgt Johannes Fabians (1983) Auffassung, dass der\*die Ethnograph\*in ein Kommunikator sein solle. Feldforschung ist dann die „kommunikative Interaktion mit dem Anderen“ (Fabian 1983, S. 148). Er plädiert also für eine neue Form von Ethnographie, die ihre Schwerpunkte in den Praktiken des Sprechens, Zuhörens und miteinander Zeit Verbringens hat. Durch diese Fokussierung auf Prozesse des leiblichen Erlebens könne die textualistische Verengung der Ethnographie, ihr Textualismus, überwunden werden. „The return of the body as a recognized method for attaining ‘vividly felt insight into the life of other people’ (Trinh 1989, S. 123) shifts the emphasis from space to time, from sight and vision to sound and voice, from text to performance, from authority to vulnerability“ (Conquergood 2006, S. 355).

4 Zur phänomenologischen Konzeption des leiblichen Selbst vgl. die instruktiven Vorlesungen von Bernhard Waldenfels (2000).

5 Zur Bedeutung der Krise der Repräsentation für die qualitative Forschung vgl. Winter (2014, S. 118–124).

Zweitens entfaltet Conquergood (ebd., S. 355ff.) ein postkoloniales Verständnis von Grenzen und Grenzziehungen, die sich als Differenzen in den postmodernen Subjekten selbst fänden, aber nicht stabil, sondern durchlässig und überwindbar seien. Dies gelte auch für die Disziplin der Ethnographie selbst, die sich in Gebieten mit offenen Grenzen widerfände und sich, wie Rosaldo (1989) zeigt, den „borderlands“, „contact zones“ or „zones of difference“ zuwenden solle. Dies führe auch zu einer Neukonzeptualisierung von Identität und Kultur, deren Bedeutungen nicht mehr ontologisch feststünden und stabil seien. Stattdessen seien sie kontingent, umkämpft, konstruiert und relational (ebd., S. 356). Im Anschluss an Minh und Clifford (1988) hält Conquergood (2006, S. 356) fest: „The idea of the person shifts from that of a fixed, autonomous self to a polysemic site of articulation for multiple identities and voices“. Es sind vor allem die Erfahrungen und Erlebnisse von Reise, Migration, Flucht, Vertreibung und Exil, die Identität in etwas Provisorisches verwandeln, zu einer immer wieder neuen Performance machen, die einen fluiden, prozesshaften Charakter hat. Gestrandet zwischen Welten schaffen die entwurzelten und marginalisierten Menschen eine „erfinderische Poetik der Wirklichkeit“ (Clifford 1988, S. 6).

In diesem Zusammenhang bezieht sich Conquergood (ebd., S. 357) auch auf „Kunst des Handelns“ (1988) von Michel de Certeau und dessen Analyse kreativen Vorgehens im Alltag sowie auf seine eigene Feldarbeit mit Geflüchteten und Migrant\*innen an unterschiedlichen Orten der Welt. Auch hier macht er – eine Überlegung von Bachtin (1986) aufnehmend – deutlich, dass Grenzen, Schwellen und Zwischenräume von intensiver Interaktion geprägte Orte produktiver und kreativer kultureller Auseinandersetzung sein können.

Drittens weist Conquergood auf die immer wichtiger werdende Relevanz der Performance hin. Turner (1985) hat die Ethnologie zum Theater, zum Drama und zur Aufführung hin geöffnet, wobei nicht Abstraktionen, Formalismen und reduktionistische Betrachtungen, sondern der unerschöpflichen und schwer auslotbaren Dynamik der „face-to-face“-Interaktion und den Erlebnissen im Sinne Diltheys das Interesse von Turner (1986) gilt. Wie für de Certeau (1988) sind für Turner die Subjekte kreative Spieler\*innen, die im Lebensvollzug improvisieren, die sich bietenden Gelegenheiten nutzen und Vorgaben und Skripte (neu) interpretieren und umschreiben.<sup>6</sup> Beide waren fasziniert von den imaginativen, erfinderischen und schöpferischen Kräften, die sich in den Erlebnissen und Praktiken gewöhnlicher Menschen finden, die ihrer Lebenspraxis einen Sinn geben möchten. Im Zentrum von Turners Forschungen steht das in Zeit, Ort und Geschichte situierte, erfahrende und erlebende Subjekt: „The performance paradigm privileges particular, participatory, dynamic, intimate, precarious, embodied experience grounded in historical process, contingency, and ideology“ (Conquergood 2006, S. 358f.). Er fordert vom Forscher, dass er die Rolle des distanzierten Beobachters verlässt, mitlebt und mitspielt, zum Ko-Akteur von historisch einzigartigen Individuen in spezifischen sozialen und historischen Kontexten wird.

Für Conquergood entfaltet sich in den paradigmatischen Arbeiten von Turner eine Abwendung von der Welt als Text hin zur Welt als Aufführung, die wichtige neue Fragen und Problemfelder eröffnet und bis heute die Forschung beschäftigen:

- Was bedeutet es z.B., Kultur nicht als Produkt, sondern als Prozess, als ein Verb, zu verstehen: „Culture as unfolding performative invention instead of reified system, structure, or variable?“ (Conquergood 2006, S. 361).
- Welche Implikationen hat es für die Feldforschung, wenn diese nicht mehr als Datensammlung sondern „as the collaborative performance of an enabling fiction between observer and observed, knower and known“ (ebd.) betrachtet wird?

6 Vgl. hierzu meine Studie „Die Kunst des Eigensinns“ (Winter 2017a).

- Welche (neuen) Formen des Wissens entstehen, wenn die Aufführung zu einer Form des Erlebnisses, Wissens und der kritischen Untersuchung wird: „What are the rhetorical problematics of performance as a complementary or alternative form of ‚publishing‘ research? What are the differences between reading an analysis of fieldwork data, and hearing the voices from the field interpretively filtered through the voice of the researcher?“ (ebd.).
- In welchem Verhältnis stehen Aufführungen zu Machtstrukturen: „How does performance reproduce, enable, sustain, challenge, subvert, critique and naturalize ideology? How do performances simultaneously reproduce and resist hegemony? How does performance accommodate and contest domination?“ (ebd.).

Diese programmatischen Überlegungen und Fragestellungen machen deutlich, welches innovatives Potential eine performative Sozialwissenschaft artikulieren kann. Conquergood glaubt, dass die Verengungen und Verkürzungen des textuellen Paradigmas überwunden werden können, wenn z.B. darüber nachgedacht wird, Forschungsergebnisse nicht nur durch wissenschaftliche Texte darzustellen, sondern auch in Aufführungen zu inszenieren. Er hofft nicht auf eine Verabschiedung, sondern auf eine Dezentrierung von Texten. „Following Turner and others, I want to keep opening up space for nondiscursive forms, and encouraging research and writing practices that are performance-sensitive“ (Conquergood 2006, S. 362).

Viertens schließlich hebt Conquergood die „rhetorische Reflexivität“ hervor. Die neuere Ethnographie ist sich anders als große Teile der empirischen Sozialforschung dessen bewusst, dass es keinen sprachunabhängigen Zugang zur Wirklichkeit gibt. Wie Clifford Geertz (1988) schreibt, blickt der\*die Wissenschaftler\*in nicht einfach durch einen Einwegspiegel und kann daher die Welt nicht betrachten und beschreiben, wie sie „wirklich“ ist. Ethnographische Texte seien nie „unschuldig“, sondern sie verwenden unterschiedliche rhetorische Darstellungsformen und schaffen so verschiedene Formen von Wirklichkeit. Diese rhetorische Selbstreflexivität hat zu einer von Conquergood als notwendig erachteten Politisierung der Ethnographie geführt.

In seinen späteren Arbeiten bestimmt er (Conquergood 2013) die Performance auch als eine Form der Überschreitung, die übernommene und sedimentierte Bedeutungen sowie normative Traditionen aufbricht, in Bewegung bringt und in politischen Auseinandersetzungen hegemoniale Strukturen in Frage stellt. Performance wird für ihn zu einem umfassenden und integrierenden Konzept, um kulturelle und soziale Prozesse verstehen und verändern zu können:

„We can think of performance (1) as a work of *imagination*, as an object of study; (2) as a pragmatics of *inquiry* (both as model and method), as an optic and operation of research; (3) as a tactics of *intervention*, an alternative space of struggle. Speaking from my home department at Northwestern, we often refer to the three A’s of performance study: *artistry*, *analysis*, *activism*. Or to change the alliteration, a commitment to the three C’s of performance studies: *creativity*, *critique*, *citizenship* (*civ* struggles for social justice.“ (Conquergood 2002, S. 152)

Unsere Ausführungen machen deutlich, warum die innovativen Arbeiten von Conquergood, der eng an Victor Turner anschliesst, grundlegend für die Herausbildung von Performance Studies und einer performativen Sozialwissenschaft waren (Soyini Madison/Hamera 2006). Sie unterscheiden sich deutlich von der rekonstruktiven Sozialforschung, die eine am Text in Form von Handlungsprotokollen orientierte Konzeption von Wissenschaft darstellt und in eine sozialwissenschaftliche Hermeneutik mündet. Es sind Grundfragen und Problematiken der Soziologie, die zur Herausbildung dieser Forschungstradition geführt haben, während Einflüsse aus Ethnologie, Soziologie (Studien von Emile Durkheim und Erving Goffman), Philosophie, Theater, Kunst und sozialem Aktivismus bei der Entstehung der performativen Sozialwissenschaft zusammengewirkt haben (vgl. Denzin 2018, S. 266–268). Wir haben es

also mit zwei verschiedenen und eigenständigen Zugängen zur qualitativen Forschung zu tun. Im Folgenden werde ich die Rolle der Ästhetik in der performativen Sozialforschung diskutieren, um diese Unterschiede deutlicher zu machen und Günter Meys „Plädoyer für ein anderes Wissenschaftsverständnis“ (2023) zu untermauern.

### 3 Die Bedeutung der ästhetischen Dimension der performativen Sozialwissenschaft

#### Ästhetik, Kritik und Utopie

Im englischen Sprachraum wird die performative Sozialwissenschaft als ein politisch und ethisches Projekt begriffen. So plädiert Norman Denzin in Fortsetzung der demokratisch engagierten Tradition des Symbolischen Interaktionismus für eine „Performance Ethnography“ (2002) und später für „Performance Autoethnography“ (Denzin 2018), die an die kritische Pädagogik anknüpfen und progressiv politisch im Sinne der Herstellung einer radikal demokratischen Gesellschaft wirken sollen (vgl. Winter/Niederer 2008). So sollen z.B. im Feld geführte Interviews in zur Performance bestimmte Texte, z.B. in poetische Monologe oder Theaterstücke, transformiert werden. Sie zeigen, wie Menschen in sozialen Kontexten Geschichte erleben, und können die inspirierende Grundlage für die Transformation konkreter Situationen sein (vgl. Denzin 2006, S. 331). In seiner Diskussion der Arbeiten von Conquergood weist Denzin daraufhin, dass auch für die Interaktionisten Kultur als ein Prozess konzipiert werde.

Ergänzend stellt er fest, dass Performances ihre Legitimation nicht durch das Zitieren wissenschaftlicher Texte erwerben, sondern dadurch dass sie einen gemeinsamen Erlebnisraum schaffen, in dem zwischen Aufführenden und Publikum Erlebnisse, Emotionen und Verständnisse geweckt und entfaltet werden können. Dabei soll die Aufführung Machtverhältnisse und Diskriminierungen in Institutionen, so z.B. in der Schule oder im Krankenhaus, aufdecken und darstellen (Giroux 2000). Denzin (2003, S. 9) bestimmt „performance“ als einen „act of intervention, a method of resistance, a form of criticism, a way of revealing agency“.

Er (Denzin 2018) betont, dass autoethnographische Zeugnisse eine wichtige Dimension der „performance ethnography“ seien, weil sie ausgehend von eigenen Erlebnissen soziale Missstände anprangern, Kultur in Bewegung bringen und dem Publikum Erfahrung und Teilhabe ermöglichen. „Extending Freire (1998), performance auto-ethnography contributes to a conception of education and democracy as pedagogies of freedom. As praxis, performance ethnography is a way of acting on the world in order to change it“ (Denzin 2006, S. 331). An die kritische Pädagogik von Peter McLaren (2005) anknüpfend, sieht er hier eine Politik des Widerstandes möglich, die auf einem ethischen Diskurs aufbaut, in dem persönliche Erlebnisse mit gemeinsamen Projekten verbunden und Gemeinschaften geschaffen bzw. gestärkt werden. Performance, Kunst, Aktivismus und Pädagogik sollen verschmelzen, um in Performances kulturelle Praktiken zu kritisieren, die Machtverhältnisse reproduzieren und Unterdrückung perpetuieren. Eine aufführungsorientierte Pädagogik kann eine performative kulturelle Politik der Hoffnung zum Ausdruck bringen.

Sie ist der Immanenz verpflichtet, den Prozessen, die in unserer Wahrnehmung, unserem Denken und unserem Verstehen bereits angelegt, aber noch nicht artikuliert bzw. verwirklicht sind.

„With this notion in mind, critical theorists critique researchers whose scholarly work operates to adapt individuals to the world as it is. In the context of immanence, critical researchers are profoundly concerned with who we are, how we get this way, and where we might go from here.“ (Kincheloe/McLaren 2005, S. 308)

Die Kritik an gesellschaftlichen Missständen, die in der performativen Sozialforschung artikuliert wird, beruht nicht auf allgemeinen Vorstellungen von sozialer Gerechtigkeit, sondern sie ist in den Erlebnissen und Reflexionen, die in den untersuchten Kontexten entstanden sind, verankert. So kann die Darstellung von Leiden oder Missachtung zu normativen Reflexionen führen, die herausstellen, was in einem besonderen sozialen Kontext an Möglichkeiten (noch) nicht verwirklicht ist. Performances können Empathie erzeugen, Verständnis bewirken, ethische Reflexionen anleiten und dazu beitragen, alternative soziale Wirklichkeiten zu imaginieren und zu verwirklichen. Das Ziel von Performance-Texten ist es, einen kritisch-ethischen Diskurs zu initiieren und auf das hinzuweisen, was noch nicht ist, aber sein könnte.

Auch Susan Finley (2018) in ihrer Darstellung des „Critical Arts-Based Research“ versteht Performances als eine Form des Widerstandes, die hegemoniale Verhältnisse und wissenschaftliche Traditionen herausfordern.<sup>7</sup>

„Critical arts-based research makes intentional use of imagination. It is a performative research methodology that is structured on the notion of possibility, the *what might be*, of a research tradition that is postcolonial, pluralistic, ethical, and transformative in positive ways.“ (Finley 2018, S. 561)

Künstlerische Praktiken wie z.B. Verfahren der Collage, der Montage oder Installationen sollen genutzt werden, um die eigene Erlebensperspektive zu artikulieren, gesellschaftliche Pathologien aufzuzeigen und zu kritisieren.

„In this spirit of resistance to social injustice and in pursuit of ‚critical citizenship‘ and ‚cultural democracy‘, critical arts-based researchers perform inquiry that is cutting edge and seeks to perform and inspire socially just, emancipatory, and transformative political acts.“ (Finley 2018, S. 562)

Auf diese Weise sollen neue Räume des Verstehens eröffnet werden.<sup>8</sup> Wie für Denzin ist auch für Finley die performative Sozialwissenschaft politisch ausgerichtet. Sie trägt Sorge für das Selbst und die Anderen, für Gemeinschaften, Orte und die Umwelt. „Critical arts-based research is active, productive; it performs. The emphasis in this type of research is *on doing*“ (Finley 2018, S. 573).

Ergänzend schreibt Tami Spry (2018, S. 641), dass Performances, die Autoethnographien auf die Bühne bringen, immer auch ein utopisches Potential enthalten sollen: „Utopian performances as autoethnographic labor constitute an autoethnography on the pulses, a redoing, retooling, renewing, a doing utopia, utopia as a verb, as verve, as sass, as dis and respect, a simultaneous rejection and recuperation of who we can be with Others“. Hier schließt Denzin (2018, S. 28) an:

7 Vgl. auch die Beiträge in „Performance as Resistance“ (2020), herausgegeben von Denzin und Salvo, die untersuchen, wie künstlerische Praktiken widerständig sein können. Vor allem wird untersucht, warum die kritische Performance-Autoethnographie eine ethische und demokratische Perspektive hat. Performances sollen nicht die Welt darstellen, wie sie „wirklich“ ist, sondern intervenieren, imaginativ und ermächtigend wirken.

8 Vgl. hierzu auch die innovativen Arbeiten von Ute Holfelder und Klaus Schönberger, die zeigen, wie künstlerische und ethnographische Forschung kreativ miteinander verknüpft werden können (Holfelder/Schönberger 2018).

„Utopia is always a critique of the here and now. It involves a politic of emotion, an insistence that something is missing from the present, hope, a dream, freedom. It involves the belief that things can be different, better, there can be social justice in a place called utopia where hope dwells.“

Vor diesem Hintergrund ist zu fragen und zu untersuchen, wie der ethische und politische Charakter der performativen Sozialwissenschaft mit ihrer ästhetischen Ausrichtung verbunden ist. Wie sind Ästhetik und demokratische Politik miteinander artikuliert?

## Relationale Ästhetik und die Schaffung sozialer Begegnungen

Der britische Forscher Kip Jones (2017) hat vorgeschlagen, an die relationale Ästhetik von Nicolas Bourriaud (2002) anzuknüpfen, um die performative Sozialwissenschaft theoretisch zu fundieren. Sie würde es ermöglichen, deren fruchtbare Verknüpfungen von Kunst und Sozialwissenschaften zu erhellen, vor allem die Bildung von ästhetischen Gemeinschaften jenseits der Universität. Die performative Sozialwissenschaft stellt für ihn eine Verschmelzung von Kunst und Sozialwissenschaften dar. Künstlerische Methoden (z.B. Photographie, Film, Musik, Tanz, Poesie, Installationen oder Theateraufführungen) werden zur Generierung, Analyse und Verbreitung von ‚Daten‘ genutzt. Die ‚Ergebnisse‘ der Forschung sollen nicht nur ein akademisches, sondern ein größeres Publikum erreichen. Für Jones drückt sich das Performative in der kommunikativen Kraft der Forschung aus, die ein Publikum in ihren Bann zieht. Die von Bourriaud in Auseinandersetzung mit der Kunst der 1990er Jahre entwickelte relationale Ästhetik liefert Jones‘ Ansicht nach einen angemessenen theoretischen Rahmen, um die Bedeutung und Relevanz performativer Sozialwissenschaft in der Gegenwart verstehen zu können. Denn ihr Schwerpunkt liegt auf den Prozessen der Begegnung, der Partizipation, der Kollaboration und der Bildung von ästhetischen Beziehungen und Gemeinschaften.

Bourriauds sehr populär gewordener Ansatz fokussiert auf die sozialen Interaktionen, die durch den Umgang und die Rezeption von Kunst möglich werden. In der neoliberalen Gesellschaft des Spektakels und der Konkurrenz würden diese immer mehr durch Repräsentationen, Simulationen, Waren und Wettbewerb verdrängt. Dagegen könne ein Kunstwerk einen sozialen Zwischenraum schaffen (Bourriaud 2002, S. 14ff.). „At an exhibition (...) there is the possibility of an immediate discussion, in both senses of the term. I see and perceive, I comment, and I evolve in a unique space and time. Art is the place that produces a specific sociability“ (ebd., S. 16). Auf diese Weise sei relationale Ästhetik von einem demokratischen Ethos durchdrungen. Kunstereignisse, die in Realzeit ablaufen, bringen Interaktionen, gesellige Begegnungen und Formen kommunikativen Austausches hervor.

Mit Form bezeichnet Bourriaud dann das künstlerische Gefüge<sup>9</sup>, den Rahmen im Sinne Goffmans (1977), den Kunstschaffende hervorbringen können, um Beziehungen zu einem Publikum aufzubauen. Die Gegenwartskunst seit den 1990er Jahren ist vermehrt auf Partizipation und Teilhabe des Publikums angelegt, das Teil des künstlerischen Prozesses wird. In diesem Zwischenraum treffen sich Menschen und handeln z.B. die Bedeutungen einer Installation aus. Um vielfältige und komplexe soziale Wechselwirkungen zu ermöglichen, sollten Kunstwerke offen und dialogisch gestaltet sein. So können sie eine „co-existence“ des Publikums gewährleisten (Bourriaud 2002, S. 109). Jedes Kunstwerk schafft eine soziale Form und strukturiert so eine mögliche Welt. So würde ein Künstler der Gegenwart auch nicht zwangsläufig eine antagonistische Beziehung zur Gesellschaft einnehmen, wie es im Modernismus der Fall war (ebd.). Stattdessen gehe es in der Gegenwartskunst um Aushandlungen, Zusammenkünfte und Bindungen.

9 Für eine ausführlichere Darstellung des Ansatzes von Bourriaud vgl. Hudelist (2020, S. 94ff.).

Diesen letzteren Aspekt hebt auch Jones (2017) hervor, wenn er feststellt, dass es in der relationalen Ästhetik darum gehe, Menschen zusammenzubringen und gemeinsam Bedeutungen zu schaffen. Die Formen sozialen Austausches verbinden Menschen miteinander und schaffen eine relationale Sphäre (Bourriaud 2002, S. 43), in der eine vorübergehende Gemeinschaft möglich wird. Schönheit liegt dann nicht in einem (autonomen) Kunstobjekt, sondern in den Prozessen der Beziehung und in der gemeinsamen Produktion von Bedeutungen, die von Kunstschaffenden initiiert werden. Diese Sozialisierung von Kunst, die diese in sozialen Kontexten und Interaktionen verankert, soll nach Jones (2017) auch die performative Sozialwissenschaft anleiten, in der die Zusammenarbeit mit den Forschungspartner\*innen zentral ist. In der relationalen Ästhetik gehe es wie in der performativen Sozialwissenschaft um die Generierung von Beziehungen und einen kommunikativen Austausch. Wenn performative Sozialwissenschaft dem Ansatz der relationalen Ästhetik folgt, rücken ethisch-politische Massstäbe in den Vordergrund, die mit ästhetischen Urteilen gleichgesetzt werden. Wenn ein Kunstwerk bzw. eine Performance soziale Interaktionen und zwischenmenschliche Beziehungen im Publikum herstellt, ist es ästhetisch gelungen und initiiert demokratische Prozesse.

Aber weder das Kunstwerk<sup>10</sup> noch die Performance sollten auf diese sozialen Prozesse reduziert werden. Sowohl Bourriaud als auch Jones übersehen dies. Zu kritisieren ist auch, dass Bourriaud auch die utopische Dimension der Kunst fast gänzlich verabschiedet: „(...) the role of artworks is no longer to form imaginary and utopian realities, but to actually be ways of living and models of action within the existing real, whatever the scale chosen by the artist“ (Bourriaud 2002, S. 13). Die für den Modernismus typische Autonomie der künstlerischen Form, die das Bestehende radikal transzendiert und sich an eine\*n einzelne\*n Betrachter\*in wendet, wird von ihm für obsolet erklärt. In der relationalen Ästhetik geht es um die Konstruktion von Situationen, in denen Kunstbegeisterte zusammenfinden, eine Gemeinschaft bilden und kollektiv Bedeutungen produzieren (vgl. Bishop 2004, S. 53f.). So könnten temporär Bindungen gelebt werden, die nicht von Kommerzialisierung oder medialer Simulation durchdrungen seien.

Der Ansatz der relationalen Ästhetik ist auf den ersten Blick durchaus hilfreich, weil er wie die performative Sozialwissenschaft Partizipation, soziale Interaktionen und die Demokratisierung von Kunst präferiert. Dennoch scheint er mir nicht geeignet zu sein, um einen überzeugenden Rahmen für ein tieferes Verständnis der performativen Sozialwissenschaft zu liefern. Es gelingt ihm keineswegs, deren gesellschaftskritische und utopische Dimensionen angemessen zu erfassen. Sowohl Conquergood als auch Denzin und andere Forscher\*innen heben diesen Aspekt ausdrücklich hervor. Sie lassen sich besser verstehen, wenn wir uns den Analysen der Ästhetik bei Jacques Rancière zuwenden.

## Ästhetische Praxis, Dissens und demokratische Politik

Rancière (2007, S. 57ff.) kritisiert die Auffassung vehement, dass Gegenwartskunst die Aufgabe habe, die in einer fragmentierten und individualisierten Gesellschaft verlorenen gegangenen Beziehungen zu kompensieren, indem sie Räume der Begegnung schaffe. Es sei nicht Aufgabe von Kunst, soziale Verwerfungen und Spaltungen zu lindern. Sie gehöre nicht zum Dienstleistungsgewerbe, das dem Publikum unterschiedliche Services anbietet. Der Künstler bzw. der Kurator solle das Publikum auch nicht wie ein Lehrer behandeln und von ihm bestimmte Formen der Partizipation erwarten, so z.B. dass er ausgestellte Kochutensilien nutzt, um mit anderen ein Gericht zuzubereiten, darüber zu sprechen und gemeinsam zu essen. Für

10 Vgl. hierzu die Kritik von Claire Bishop (2004) an der relationalen Ästhetik.

Rancière wird hier die politische Funktion von Kunst parodiert (Rancière 2007, S. 73). In einer Konsensgesellschaft plädiere die relationale Ästhetik dafür in den abgetrennten Räumen der Kunst, den sozialen Zusammenhalt wiederherzustellen. Dies sei jedoch allenfalls ein Ersatz von Politik (Rancière 2007, S. 73).

Für Rancière kann Kunst nur dann widerständig sein, wenn sie hegemoniale Definitionen der Wirklichkeit in Frage stellt. Das moderne Regime der Kunst zeichne sich gerade durch ein „dissensuell Sinnliches“ (Rancière 2008a, S. 14) aus. Kunst ist dann politisch, wenn sie die bestehende Ordnung des Konsenses erschüttert und Selbstverständlichkeiten der Wahrnehmung und des Denkens in Frage stellt. Der Dissens kann zu einer neuen Aufteilung des Sinnlichen führen, weil der Bereich des Sichtbaren und Sagbaren erweitert wird. Soziale Normen, Konstruktionen und Gewohnheiten, die die Wahrnehmung und Rahmung der gemeinsamen Welt bestimmen, werden transformiert. Im Dissens zum Bestehenden wird eine neue Ordnung sichtbar, die neue Formen der Subjektivierung möglich macht. So können Personen, die bisher in der öffentlichen Diskussion nicht zugelassen oder gehört wurden, in einer neuen Aufteilung des Sinnlichen zu Wort kommen. Kunst kann Gleichheit schaffen.

Rancière geht vom Prinzip aktiver Gleichheit aus, wie Todd May (2008) feststellt. Die Benachteiligten fordern ihre Gleichheit ein, indem sie eine bestehende „polizeiliche Ordnung“ in Frage stellen. Wenn dies durch Kunst erfolgt, ist diese politisch. Neue Formen der Wahrnehmung und der Konstruktion sozialer Wirklichkeit können dazu führen, dass das eigene ‚In-der-Welt-sein‘ problematisiert und anders betrachtet wird. Eine politische Subjektivierung liegt dann vor, wenn versucht wird, zu intervenieren und sich zu verändern.

Rancière fordert, dass das Publikum den Künstler\*innen oder Kurator\*innen gegenüber als gleichberechtigt anerkannt wird.<sup>11</sup> „Die intellektuelle Emanzipation ist die Verifizierung der Gleichheit der Intelligenzen“ (Rancière 2008b, S. 20). So fordert er eine\*n emanzipierte\*n Betrachter\*in ein, die nicht nur wahrnimmt, sondern auch handelt, weil sie interpretiert, vergleicht und Verknüpfungen herstellt. „Wir müssen das Wissen anerkennen, das in Unwissenden am Werk ist und die Aktivität, die dem Zuschauer eigen ist. Jeder Zuschauer ist bereits Akteur seiner Geschichte, jeder Schauspieler, jeder Mann der Tat ist der Zuschauer derselben Geschichte“ (Rancière 2008b, S. 28). Rancière geht also davon aus, dass Betrachter\*innen Kunstwerke aktiv und produktiv vor dem Hintergrund ihrer eigenen Lebensgeschichte interpretieren.<sup>12</sup> Die Gemeinschaft, die sich ein Kunstwerk im ästhetischen Regime aneignet, wird, wie Davis (2014, S. 232) festhält, daher eine „dissensuelle Gemeinschaft“ sein, da die Werke neu und unterschiedlich interpretiert werden können.

„Es bedarf der Zuschauer, die die Rolle aktiver Interpreten spielen, die ihre eigene Übersetzung ausarbeiten, um sich die ‚Geschichte‘ anzueignen und daraus ihre eigene Geschichte zu machen. Eine emanzipierte Gemeinschaft ist eine Gemeinschaft von Erzählern und Übersetzern.“ (Rancière 2008b, S. 33)

Diese kurze Darstellung von Rancières Analyse des Zusammenhangs von Kunst und demokratischer Politik macht deutlich, dass sein Ansatz geeigneter als der von Bourriaud ist, um die Bedeutung und Funktion performativer Sozialwissenschaft in der Gegenwart zu reflektieren und politisch zu kontextualisieren. In der performativen Sozialwissenschaft wird das von Rancière eingeforderte Prinzip der Gleichheit verwirklicht, weil gerade die gesellschaftlich Ausgeschlossenen und Stigmatisierten, die sich an den Rändern aufhaltenden Gruppen, die Benachteiligten und Unterdrückten in Performances ihre Wirklichkeiten darstellen können. In Autoethnographien wird auf unterschiedliche Weise gegen die Kontrollgesellschaft nach 9/11, gegen die autoritären Strukturen des Neoliberalismus, gegen rassistische oder se-

11 Zum Verhältnis von Gleichheit und qualitativer Forschung vgl. Winter (2017b).

12 Für eine ähnliche Konzeption des Zuschauers\*Zuschauerin von Film und Fernsehen vgl. Winter (2010).

xuelle Diskriminierung Einspruch erhoben und so ein Dissens erzielt. Es sind im Sinne von Conquergood (2013) Performances als kulturelle Kämpfe, in denen die bestehende Aufteilung des Sinnlichen erschüttert wird und aktiv Gleichheit in Anspruch genommen wird.

## Verfremdung und Transzendenz

An letzter Stelle möchte ich zur Vertiefung des Zusammenhangs von Ästhetik und Politik auf die Konzeption von Ästhetik bei Herbert Marcuse eingehen, der wie Rancière Gesellschaftskritik und Utopie eng miteinander verknüpft. Zentral für Marcuses Kunstverständnis ist der vom russischen Formalismus übernommene Begriff der Verfremdung, der habitualisierte Wahrnehmungs- und Interpretationsweisen aufbrechen sowie überwinden soll. In der Folge soll die Welt auf eine neue Weise gesehen und erlebt werden, die vorher verstellt war. „Der künstlerische Prozess ist die ‚Befreiung des Gegenstandes vom Automatismus der Wahrnehmung‘, der das, was Gegenstände sind und sein können, verzerrt und einschränkt“ (Marcuse 2000, S. 77). Dadurch, dass die Grenzen des *common sense* deutlich werden, kommt es zu einer ästhetischen Sensibilisierung, die durch Phantasie und Anamnese eine andere als die bestehende, von instrumenteller Vernunft, technologischer Rationalität und Kontrolle geprägte Welt imaginativ vorstellbar macht (Reitz 2000). Deshalb ist die ästhetische Dimension für Marcuse potentiell politisch (Leonard 2022). In seinem letzten Text zur Kunst hebt er hervor, wie zentral die ästhetische Form für das politische Potential der Kunst ist, nämlich „als Qualität der ästhetischen Form, die den gesellschaftlichen Verhältnissen gegenüber weitgehend autonom ist. Die Kunst protestiert gegen diese Verhältnisse, indem sie sie transzendiert. In dieser Transzendenz bricht sie mit dem herrschenden Bewusstsein, revolutioniert sie die Erfahrung“ (Marcuse 1977, S. 7).

Wie Rancière stellt Marcuse die politische Dimension von Kunst heraus. Auch sein Ansatz macht deutlich, wie wichtig die ästhetische Dimension der performativen Sozialwissenschaft ist. Sie soll nicht Sozialtherapie wie die relationale Ästhetik sein, sondern Widerstand und Dissens zum Bestehenden artikulieren. So schreibt Norman Denzin (2018, S. 28):

„(...) a radical performative discourse revolves around specific acts of resistance and activism, performances where persons pit their bodies on the line, staged reenactments which incite resistance. These acts are public interventions. That is performance is used subversively, as a strategy for awakening critical consciousness and moving persons to take human, democratic actions in the face of injustice, efforts that serve social justice.“

## 4 Schlussbetrachtung

Günter Mey (2023) hat in seinem Beitrag gezeigt, dass die performative Sozialwissenschaft ein Plädoyer für ein anderes Wissenschaftsverständnis darstellt. Dieser wichtigen Feststellung bin ich gefolgt und habe zunächst Unterschiede zur rekonstruktiven Sozialwissenschaft herausgearbeitet, indem ich Diltheys Begriff des Erlebnisses als Ausgangspunkt der performativen Sozialwissenschaft bestimmt habe. Dann habe ich mich hauptsächlich auf paradigmatische Studien von Conquergood, der eng an Turner anknüpft, und Denzin gestützt, um die Merkmale dieser Forschungsrichtung genauer bestimmen zu können. Vor allem die Relevanz der ästhetischen Dimension habe ich aufgezeigt, mit der ethische und politische Interventionen verbunden sind. Im Anschluss an Jones habe ich die relationale Ästhetik diskutiert, die aber meiner Ansicht nach für ein tieferes Verständnis der performativen Sozialwissen-

schaft und ihrer politischen Perspektive nicht geeignet ist. Jacques Rancières Überlegungen zum Verhältnis von Ästhetik und demokratischer Politik sowie die von Herbert Marcuse zur Kunst ermöglichen jedoch, die politische Bedeutung der performativen Sozialwissenschaft und ihrer Ästhetik in der Gegenwart besser zu verstehen und ihre gesellschaftliche Relevanz deutlich zu machen.

Die performative Sozialwissenschaft soll die bestehenden und etablierten Formen von Sozialwissenschaft nicht ersetzen, sondern ergänzen. Sie soll den Erlebnissen von Subjekten eine wissenschaftliche Bühne verschaffen. Sie soll ein größeres Publikum erreichen, den Dialog zwischen Wissenschaft und Gesellschaft vertiefen, gesellschaftliche Pathologien kritisieren und durch das Artikulieren von Möglichkeiten, kulturellen und sozialen Wandel herbeiführen. Wie Mary und Ken Gergen (2012, S. 54) schreiben: „It is science with an artistic face, art with a scientific flavor“. Angesichts von Krieg, militärischer Aufrüstung, wachsender sozialer Ungleichheit und Armut sollte auch im deutschen Sprachraum ein Ansatz wie die performative Sozialwissenschaft willkommen sein, der das Leiden in und an der Gesellschaft zur Aufführung bringt und die Hoffnung auf Besserung nicht aufgegeben hat.

## Literatur

- Alexander, B.K. (2005): Performance Ethnography: The Reenacting and Inciting of Culture. In: Denzin, N.K./Lincoln, Y.S. (Hrsg.): The Sage Handbook of Qualitative Research. 3. Auflage Thousand Oaks, S. 411–442.
- Bakhtin, M. (1986) Speech Genres. Austin.
- Bergmann, J. (1985): Flüchtigkeit und methodische Fixierung sozialer Wirklichkeit. Aufzeichnungen als Daten der interpretativen Soziologie. In: Bonss, W./Hartmann, H. (Hrsg.): Entzauberte Wissenschaft – Zur Realität und Geltung soziologischer Forschung. Göttingen, S. 299–320.
- Bishop, C. (2004): Antagonism and Relational Aesthetics. In: October, H. 110, S. 51–79. <https://doi.org/10.1162/0162287042379810>
- Bourriaud, N. (2002): Relational Aesthetics. Dijon.
- Clifford, J. (1988): The Predicament of Culture. Cambridge. <https://doi.org/10.4159/9780674503724>
- Clifford, J./Marcus, G. (Hrsg.) (1986): Writing Culture: The Poetics and Politics of Ethnography. Berkeley. <https://doi.org/10.1525/9780520946286>
- Conquergood, D. (2002): Performance studies. Interventions and radical research. In: The Drama Review, Jg. 46, H. 1, S. 145–156. <https://doi.org/10.1162/105420402320980550>
- Conquergood, D. (2006) [1991]: Rethinking Ethnography: Towards a Critical Cultural Politics. in: Madison Soyini, D./Hamera, J. (Hrsg.): The Sage Handbook of Performance Studies. Thousand Oaks, S. 351–366. <https://doi.org/10.4135/9781412976145.n20>
- Conquergood, D. (2013): Cultural Struggles. Performance, Ethnography, Praxis. Ann Arbor. <https://doi.org/10.3998/mpub.4845471>
- Davis, O. (2014): Jacques Rancière. Wien.
- De Certeau, M. (1988): Kunst des Handelns. Berlin.
- Denzin, N.K. (2003): Performance Ethnography. Critical Pedagogy and the Politics of Culture. Thousand Oaks. <https://doi.org/10.4135/9781412985390>
- Denzin, N.K. (2006): The Politics and Ethics of Performance Ethnography. In: Madison Soyini, D./Hamera, J. (Hrsg.): The Sage Handbook of Performance Studies. Thousand Oaks, S. 325–337.
- Denzin, N.K. (2010): The Qualitative Manifesto. A Call to Arms. Walnut Creek.
- Denzin, N.K. (2018): Performance Autoethnography. Critical Pedagogy and the Politics of Culture. London/New York. <https://doi.org/10.4324/9781315159270>
- Denzin, N.K./Lincoln, Y.S. (2005a): Introduction: The Discipline and Practice of Qualitative Research. In: Denzin, N. K./Lincoln, Y. S. (Hrsg.): The Sage Handbook of Qualitative Research. 3. Auflage Thousand Oaks, S. 1–32.

- Denzin, N.K./Lincoln, Y.S. (Hrsg.) (2005b): *The Sage Handbook of Qualitative Research*. 3. Auflage Thousand Oaks.
- Denzin, N.K./Lincoln, Y.S. (Hrsg.) (2018a): *The Sage Handbook of Qualitative Research*. 5. Auflage Thousand Oaks.
- Denzin, N.K./Lincoln Y.S. (2018b): Introduction: The Discipline and Practice vof Qualitative Research. In: Denzin, N.K./Lincoln, Y.S. (Hrsg.): *The Sage Handbook of Qualitative Research*. 5. Auflage Thousand Oaks, S. 1–26.
- Denzin, N.K./Salvo, J. (Hrsg.) (2020): *Performance as Resistance*. Gorham.
- Dilthey, W. (1970) [1910]: *Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften*. Frankfurt a.M.
- Dilthey, W. (1978): *Die geistige Welt*. In: G. Misch (Hrsg.): *Gesammelte Schriften Band VI*. Stuttgart.
- Dilthey, W. (1982): *Grundlegung der Wissenschaften vom Menschen, der Gesellschaft und der Geschichte*. In: Jobach, H./Rodi, F. (Hrsg.): *Gesammelte Schriften Band XIX*. Stuttgart.
- Fabian, J. (1983): *Time and the Other: How Anthropology Makes its Object*. New York.
- Finley, S. (2018): *Critical Arts-Based Inquiry: Performances of Resistance Politics*. In: Denzin, N. K./Lincoln, Y.S. (Hrsg.): *The Sage Handbook of Qualitative Research*. 5. Auflage Thousand Oaks, S. 561–576.
- Freire, P. (1998): *Pedagogy of Freedom: Ethics, Democracy, and Civic Courage*. Boulder.
- Geertz, C. (1988): *Works and Lives: The Anthropologist as Author*. Palo Alto.
- Gergen, M./Gergen, K. (2012): *Playing with Purpose. Adventures in Performative Social Science*. Walnut Creek.
- Giroux, H.A. (2000): *Impure Acts. The Practical Politics of Cultural Studies*. New York.
- Goffman, E. (1977): *Rahmen-Analyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt a.M.
- Holfelder, U./Schönberger, K. (2018): *Ethnografisches und künstlerisches Forschen – von der Ko-operation zur Ko-Produktion*. In: Holfelder, U./Schönberger, K./Hengartner, T./Schenker, C. (Hrsg.): *Kunst und Ethnografie – zwischen Ko-operation und Ko-Produktion? Anziehung, Abstoßung, Verwicklung: Epistemische und methodologische Perspektiven*. Zürich, S. 7–20.
- Hudelist, A. (2020): *Im Gefüge der Kunst. Affektive Performativität als kreative Praktik*. Bielefeld. <https://doi.org/10.1515/9783839453254>
- Jackson, M. (1989): *Paths Toward a Clearing. Radical Empiricism and Ethnographic Inquiry*. Bloomington.
- Johnson, C.W./Parry, D.C. (Hrsg.) (2015): *Fostering Social Justice through Qualitative Inquiry*. Walnut Creek. <https://doi.org/10.4324/9781315428253>
- Johnson, E.P. (2013): Introduction: „Opening and Interpreting Lives“. In: Conquergood, D. (Hrsg.): *Cultural Struggles. Performance, Ethnography, Praxis*. Ann Arbor, S. 1–14.
- Jones, K. (2017): *Performative Social Science*. In: Matthes, J. (Hrsg.): *International Encyclopedia of Communication Research Methods*. Hoboken. <https://doi.org/10.1002/9781118901731.iecrm0183>
- Jung, M. (1996): *Dilthey*. Hamburg.
- Kincheloe, J.L./McLaren, P. (2005): *Rethinking Critical Theory and Qualitative Research*. In: Denzin, N.K./Lincoln, Y.S. (Hrsg.): *The Sage Handbook of Qualitative Research*. 3. Auflage Thousand Oaks, S. 303–342.
- Lash, S. (2018): *Experience. New Foundations for the Human Sciences*. Cambridge.
- Leonard, C. (2022): *Uncommon Sense. Aesthetics after Marcuse*. Cambridge. <https://doi.org/10.7551/mitpress/14590.001.0001>
- Madison Soyini, D. (2005): *Critical Ethnography. Method, Ethics, and Performance*. Thousand Oaks. <https://doi.org/10.4135/9781452233826>
- Madison Soyini, D./Hamera, J. (Hrsg.) (2006): *The Sage Handbook of Performance Studies*. Thousand Oaks. <https://doi.org/10.4135/9781412976145>
- Makkreel, R.A. (1991): *Dilthey. Philosoph der Geisteswissenschaften*. Frankfurt a.M.
- Marcuse, H. (1977): *Die Permanenz der Kunst. Wider eine bestimmte marxistische Ästhetik*. München/Wien.
- Marcuse, H. (2000) [1967]: *Kunst in der eindimensionalen Gesellschaft*. In: Marcuse, H. (Hrsg.): *Nachgelassene Schriften Band 2: Kunst und Befreiung*. Lüneburg, S. 71–86. <https://doi.org/10.28937/978-3-86674-887-3>

- May, T. (2008): *The Political Thought of Jacques Rancière. Creating Equality*. Edinburgh. <https://doi.org/10.3366/edinburgh/9780748635320.001.0001>
- Mey, G. (2020a): Performative Sozialwissenschaft. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Handbuch qualitative Forschung in der Psychologie*. Band 2: Designs und Verfahren. 2. Auflage Wiesbaden, S. 201–225. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-26887-9\\_29](https://doi.org/10.1007/978-3-658-26887-9_29)
- Mey, G. (Hrsg.) (2020b): Performative Sozialwissenschaft. In: *Journal für Psychologie*, 28. Jg., H. 1, S. 3–155. <https://doi.org/10.30820/0942-2285-2020-1-3>
- Mey, G. (2023): Wissenschaft und Kunst im Dialog? Zum Verhältnis von performativer Sozialwissenschaft und qualitativer Forschung. In: *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 24. J., H. 1, S. 73–89.
- McLaren, P. (2005): *Rage & Hope. Interviews with Peter McLaren on War, Imperialism, and Critical Pedagogy*. New York.
- Rancière, J. (2007): *Das Unbehagen in der Ästhetik*. Wien.
- Rancière, J. (2008a): *Ist Kunst widerständig?* Berlin.
- Rancière, J. (2008b): *Der emanzipierte Zuschauer*. Wien.
- Reitz, C. (2000): *Art, Alienation, and the Humanities. A Critical Engagement with Herbert Marcuse*. Albany.
- Rosaldo, R. (1989): *Culture and Truth: The Remaking of Social Analysis*. Boston.
- Soeffner, H.-G. (1999): Verstehende Soziologie und sozialwissenschaftliche Hermeneutik. Die Rekonstruktion der gesellschaftlichen Konstruktion der Wirklichkeit. In: Hitzler, R./Reichert, J./Schroer, N. (Hrsg.): *Hermeneutische Wissenssoziologie. Standpunkte zur Theorie der Interpretation*. Konstanz, S. 39–50.
- Spry, T. (2018): Autoethnography and the Other: Performative Embodiment and a Bid for Utopia. In: Denzin, N.K./Lincoln, Y.S. (Hrsg.): *The Sage Handbook of Qualitative Research*. 5. Auflage Thousand Oaks, S. 627–649.
- Trinh, T.M. (1989): *Woman, Native, Other. Writing, Postcoloniality and Feminism*. Bloomington.
- Turner, V.W. (1985): *On the Edge of the Bush. Anthropology as Experience*. Tucson.
- Turner, V.W. (1986): Dewey, Dilthey, and Drama: An Essay in the Anthropology of Experience. In: Turner, V.W./Bruner, E.M. (Hrsg.): *The Anthropology of Experience*. Mit einem Nachwort von Clifford Geertz. Urbana/Chicago, S. 33–44.
- Waldenfels, B. (2000): *Das leibliche Selbst. Vorlesungen zur Phänomenologie des Leibes*. Frankfurt a.M.
- Winter, R. (2010): *Der produktive Zuschauer. Medienaneignung als kultureller und ästhetischer Prozess*. 2. Auflage Köln.
- Winter, R. (2014): Ein Plädoyer für kritische Perspektiven in der qualitativen Forschung. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Analysen und Diskussionen*. Wiesbaden, S. 117–132. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-05538-7\\_7](https://doi.org/10.1007/978-3-658-05538-7_7)
- Winter, R. (2017a): *Die Kunst des Eigensinns. Cultural Studies als Kritik der Macht*. 2. Auflage Weilerswist.
- Winter, R. (2017b): The idea of equality and qualitative inquiry. In: *Qualitative Inquiry*, 23 Jg., H. 1, S. 34–45. <https://doi.org/10.1177/1077800416657105>
- Winter, R./Niederer, E. (Hrsg.) (2008): *Ethnographie, Kino und Interpretation – die performative Wende der Sozialwissenschaften*. Der Norman K. Denzin-Reader. Bielefeld. <https://doi.org/10.1515/9783839409039>

# Performative Sozialforschung als Sinnes-Arrangement

*Katharina Miko-Schefzig*

**Zusammenfassung:** Der Artikel konzeptualisiert „Sinnes-Arrangements“ als zentrale Kategorie performativer Sozialwissenschaft. Dabei wird argumentiert, dass es in der performativen Datenproduktion, -analyse und -darstellung ein zentrales Anliegen ist, die logozentrische Wissenschaftspraxis um vielfältige Sinne zu erweitern. Diese Perspektive immunisiert auch gegen das Argument, dass die performative Wissenschaft weder den Standards der Künste noch der Wissenschaft entspricht. In einem weiteren Schritt wird der Frage nachgegangen, inwieweit es einer Institutionalisierung auf dem Wege der universitären Lehre bedarf. Dazu wird das Beispiel einer Lehrveranstaltung zum sozialwissenschaftlichen Film herangezogen.

**Schlagwörter:** Sinnes-Arrangement, Performativität, sozialwissenschaftlicher Film, performative Sozialwissenschaft, Butler

## Performative research as Sense Arrangements

**Abstract:** The article conceptualises „sense arrangements“ as a central category of performative social science. In doing so, it argues that a central concern in performative data production, analysis and representation is to extend logocentric scientific practice to include multiple senses. This perspective also immunises against the argument that performative science does not meet the standards of either the arts or science. In a further step, the question is explored to what extent institutionalisation is required by university-level. For this purpose, the example of a course on social science film is used.

**Keywords:** Sense-arrangements, performativity, social science film, performative research, Butler

## 1 Einleitung: Eine Kartografie der performativen Sozialforschung

Als ich zur Debatte und zur Antwort auf Günter Meys (2023) Aufschlag über performative Sozialwissenschaft eingeladen wurde, fiel mir als erstes eine Geschichte aus der Frühzeit meiner Beschäftigung mit dem sozialwissenschaftlichen Film ein (Miko 2013; Miko-Schefzig 2022), welche die Basis meiner Auseinandersetzung mit der Verfilmung soziologischer Analyse darstellt. Dabei gab es am Institut für Soziologie der Universität Wien mit Eva Flicker bereits eine etablierte Film- und Mediensoziologie (Flicker 1998) und eine Reihe von Wissenschaftler:innen (etwa Kolb 2008) beschäftigte sich mit dem, was man später visuelle Soziologie nennen sollte. Roswitha Breckner kam dann ebenfalls an das Institut für Soziologie und setzte mit der Bildanalyse (Breckner 2012) gemeinsam mit Eva Flicker ab 2006 einen

ganzen Schwerpunkt des Instituts. Ich selbst begann um 2007 eine Lehrveranstaltung anzubieten, die Ethnografie zunächst als Basis mit der Möglichkeit der Verwendung von Film zum Inhalt hatte, die in der Methodenlehre verortet war und die sich zuletzt zu einer Lehrveranstaltung gezielt über den sozialwissenschaftlichen Film innerhalb der visuellen Soziologie entwickelte. Zusammenfassend gab es am Institut für Soziologie ein ideales Labor, um sich mit der Rolle von Film in der Soziologie zu beschäftigen.

In dieser Frühzeit meiner Beschäftigung mit soziologischer Filmproduktion wurde ich in anderen Kontexten immer wieder gefragt, ob es eigentlich zusammengehe, „Soziologin zu sein“ und „Filme zu machen“. Abseits der Irritation, die eine solche Frage auslöst, ist es gewinnbringend, sich analytisch mit ihren Implikationen zu beschäftigen. Die Frage drückt aus, dass ein spezifischer wissenschaftlicher *Ausdruck*, in meinem Falle der Film, nicht in die Grenzen des Faches passt. Diese Frage ernst zu nehmen und sie analytisch zu betrachten, um sie mit Fragen der performativen Sozialwissenschaft zu verbinden, ist der Bogen, den dieser Artikel zu spannen versucht.

Ich selbst habe mich bei der Beschäftigung mit Film in der Soziologie und für die Soziologie vornehmlich in der qualitativen Methodenlehre verortet. Dabei gab es zwei Referenzpunkte: Wissenssoziologie und hermeneutische Analyse auf der einen Seite und Ethnografie auf der anderen. Die Verortung in der Ethnografie ist folgelogisch, da der ethnografische Film eine bereits hundertjährige Geschichte (Flaherty 1922) und die Kultur- und Sozialanthropologie eine ungefähr ebenso lange wissenschaftliche Debatte dazu hinter sich hatte. Dieser Tatsache geschuldet waren dann auch die Texte für die Literaturliste der Seminare: Zunächst nahm ich Anleihen bei anthropologischen Texten, die viele Debatten, die später die Soziologie erreichen sollten, bereits ab den 1970er Jahren beinhalteten, etwa Film und Krise der Repräsentation (MacDougall 1995), was Mey (2023) nun als einen wesentlichen Punkt für die performative Sozialforschung markiert. Bei der Konzeptualisierung, wie denn ein Bild soziologisch zu begreifen sei, waren Anleihen in der (hermeneutischen) visuellen Wissenssoziologie zu nehmen, allen voran die Seh- und Schnitttechniken (Soeffner/Raab 2004). In den letzten fünf Jahren gab es wiederum eine Ausdifferenzierung in den Sozialwissenschaften, die teilweise von überraschender Seite kam, etwa von der Organisationsforschung mit einer regen sozialwissenschaftlichen Filmproduktion (Linstead 2018; Taggart 2016).

Für meine Arbeit wurde die performative Sozialforschung erst spät, in den Debatten im deutschsprachigen Kontext rund um Günter Mey zum Referenzpunkt (Mey 2018; Miko-Schefzig 2020). Dies ist vielleicht insofern überraschend, als ich bei der von mir weiterentwickelten Vignettenmethode (Miko-Schefzig 2022) ganz explizit auf Theorien des Performativen zurückgreife. Bei der Vignettenmethode geht es mir aber um die Anwendung eines ganz konkreten Performativitätsbegriffs (Butler 1990, 1993) auf die methodische Praxis (Miko-Schefzig 2022). In der von Mey eingeschlagenen Tradition ist das *Performative* dem *Performance*-Begriff im künstlerischen Sinne ähnlich. Auch können in der von Norman Denzin und seinem Team jährlich veranstalteten Tagung ICQI<sup>1</sup> überraschende Panels gefunden werden, etwa „Sing your results“ oder „Dance the theory“. Was (nur beim oder ab dem ersten Besuch, je nach Position) irritiert, ist in der Tradition dieses Verständnisses von Performanz (Denzin 2001) folgelogisch. Es wird m.E. weiter zu klären sein, worum es sich eigentlich handelt, wenn solche Ausdrucksformen wissenschaftlich genutzt werden, daher sei es jeder oder jedem angeraten, diese Tagung zumindest einmal zu besuchen. Trifft man Kolleg:innen aus dem deutschsprachigen Raum, raunt man sich gegenseitig zu, dass dies „bei uns“ niemals möglich sei. Darauf verweist Mey (2023, S. 83f.) ebenfalls, wenn er anmerkt,

„[o]b und inwieweit sich auch in der deutschsprachigen Landschaft, in der qualitative Forschungen z.T. anderen Forschungskonventionen, Rahmenbedingungen und Epistemologien folgen (dazu

1 <https://icqi.org/>

Bethmann/Niermann 2015), sich eine künstlerisch(-orientiert)e Sozialwissenschaft überhaupt aus der Peripherie ins Zentrum verschieben könnte, muss offen bleiben“.

Was braucht es also, damit „das“ bei „uns“ auch denkbar wird? Mir scheinen dabei drei Schritte wesentlich: Zuallererst das von Günter Mey (und anderen, etwa Schreier 2017) gestartete Kartografieren der performativen Sozialforschung fortzusetzen, um die Ebenen der Datenproduktion, der Datenanalyse und der (künstlerischen) Datendarstellung konzeptuell zu verfeinern bzw. nach „ansatzspezifischen“ Kriterien zu präzisieren“ (Mey 2023, S. 82). In einem zweiten Schritt gehört weiter ausgelotet, welcher Performativitätsbegriff verwendet wird oder was das Performative an der performativen Forschung ist. Dabei fällt eines sehr augenscheinlich auf, nämlich dass zwischen Performance und Performativität nur sehr vage unterschieden wird. Man kann sich dabei Barad (2003) anschließen, wenn sie provokant festhält: „Indeed, *performativity* has become a ubiquitous term in literary studies, theater studies, and the nascent interdisciplinary area of performance studies, prompting the question as to whether all performances are performative“ (S. 807f.). In einem dritten Schritt schließlich gilt es, das eigene Tun methodologisch und theoretisch herzuleiten. Ich werde das im Folgenden weiter ausführen. Ich möchte aber hier schon meine Befürchtung vorwegnehmen, dass eine performative Sozialforschung, die ausschließlich mit Forschungskommunikation und/oder *Third Mission* argumentiert, innerhalb der Disziplinen auf schwachen Beinen steht.

In seinem Aufschlag zur Debatte stellt Mey (2023) die wesentlichen Hauptachsen zukünftiger und bereits bestehender Debatten zur performativen Sozialforschung vor, wie ich sie unvollständig und natürlich verkürzend in Abbildung 1 zusammengefasst habe. Ich habe dabei v.a. jene Punkte aufgenommen, die sich in Dichotomien darstellen lassen, um die Abgrenzung zur gängigen qualitativen Forschung sichtbar zu machen. Mehrere der angeführten Achsen scheinen mir zentral für die Frage, ob sich performative Sozialforschung langfristig etablieren und einen eigenständigen Wirkungskreis entwickeln kann. Das wird sich auch an Institutionalisierungsprozessen und der Etablierung eines eigenen Kanons ablesen lassen. Dafür braucht es die Schärfung von Konzepten und Begriffen.

Performative Sozialforschung	Qualitative Sozialforschung
Gütekriterien der performativen Sozialforschung sind noch nicht formuliert	Gütekriterien der qualitativen Sozialforschung sind formuliert
Kunst	Wissenschaft
Nicht karriereorientiert	Karriereorientiert
Postmoderne qualitative Forschung / neues Paradigma? An qualitative Forschung angedockt?	Traditionelle qualitative Forschung / etabliertes Paradigma
Ereignishaftigkeit/Prozessualität	Repräsentation
Veränderte Schreibpraxis sowie nichtsprachliche Darstellungsvarianten – in Form von Musik, Tanz oder bildender Kunst und (audio-)visuellen Präsentationen	Schriftliche Ergebnisdarstellung
Polyphone, multiperspektivische Ko-Konstruktionen als Antwort auf die Krise der Repräsentation	Basis der Krise der Repräsentation
<i>Third Mission</i> , Kommunikation in Richtung Gesellschaft	<i>First Mission</i> , Kommunikation für ein wissenschaftliches Publikum

Tab. 1: Hauptachsen zukünftiger und bereits bestehender Debatten zur performativen Sozialforschung

Die schematisch und natürlich künstlich produzierte Dichotomie in der Tabelle erinnert an aktuelle Debatten in der Soziologie (Schmitz et al. 2020), wie sie im Zuge der Gründung der *Akademie für Soziologie* in Deutschland mit dem Gegenpart *Deutsche Gesellschaft für Soziologie* (DGS) geführt wurden. Zentral handelt es sich dabei um „den Charakter und die Auf-

gaben des Fachs“ (ebd., S. 240). Thomas Scheffer (2017) hat dabei darauf hingewiesen, dass es v.a. um die gegenseitige Abwertung, keine Soziologie zu betreiben, gehe. Charmant ist der Vergleich mit dieser Debatte gerade deshalb, weil das Pendel für die performative Sozialwissenschaft in die andere Richtung ausschlägt: Wirft die *Akademie für Soziologie* der DGS empirische Praxis abseits analytisch-empirischer Soziologie vor (gelabelt als „Esser-Hirschauer-Debatte“), so merkt in diesem Kontext nun die anerkannte (also in Gesellschaften, Sektionen und Journals institutionalisierte) qualitative Forschung an, dass „die Präsentation [einer performativen Sozialforschung, Anm. der Autorin] gelungen sei[] (das Publikum wurde „erreicht“), aber die dahinterliegende Forschung möglicherweise weniger angemessen – etwa mit Blick auf die Geltungsbegründung qualitativer Forschung – umgesetzt [wurde]“ (Mey 2023, S. 80). Auch scheinen performative und qualitative Forschung andere Wissensformen zu produzieren, die eventuell inkompatibel seien. Diese zwei Wissensformen können als konzeptuell und diskursiv oder prä-konzeptuell und nichtdiskursiv beschrieben werden (Mey 2023; siehe auch Schreier 2017).

## 2 Institutionalisation und Kanonisierung außerhalb sozialwissenschaftlicher Debatten?

Die Frage, ob performative Sozialwissenschaft eine ähnliche Institutionalisierung und Kanonisierung erfahren wird, wie die qualitative Forschung im Laufe der letzten 25 Jahre und somit auch von der qualitativen Forschung zu unterscheiden ist, mag unterschiedlich beantwortet werden. Die in den verschiedenen Disziplinen sichtbare kontinuierliche Anbindung von performativen Ausdrucksformen an die qualitative Forschung lässt aus meiner Sicht augenblicklich eher den Schluss zu, dass es sich um eine radikale Abkehr von einem logozentrischen Wissenschaftsverständnis (Miko-Schefzig 2022) handelt. Ich habe den Eindruck, dass die Sprachdominanz in den Wissenschaften für alle Bereiche wissenschaftlicher Praxis an Bedeutung verliert. Dabei ist es ganz entscheidend, zwischen Datenproduktion, Datenanalyse und Datendarstellung zu unterscheiden. So sind die Debatten über qualitative Analysen von visuellen Daten dermaßen ausdifferenziert, dass man hier keinen Neuigkeitswert mehr konstatieren kann. Das ändert sich jedoch und birgt kontroverielle Debatten, wenn es um die Abkehr von den logozentrischen (d.h. gesprochenen und schriftlichen) Ausdrucksformen wissenschaftlicher Analyse geht, also um die Abkehr von der Gutenberg-Galaxie (Postman 1985).

### 2.1 Die Abkehr von einem logozentrischen Wissenschaftssystem

Allerdings sollte man m.E. vorsichtig sein, die Abkehr vom logozentrischen System nur systemexmanent zu argumentieren, also vor allem auf die angeführten Bereiche *Third Mission* (Henke/Pasternack/Schmid 2017) und Kommunikation von Ergebnissen zu fokussieren. Dass auf der einen Seite das Hereinholen einer breiten Öffentlichkeit eine bisher unterbeleuchtete, aber zentrale Zielsetzung akademischer Forschung sein kann und eventuell auch sein muss, hat die Corona-Pandemie (Buckenleib et al. 2023) gezeigt. Fehlendes Wissen, worin wissenschaftliche Arbeit besteht und in welchem sozialen Kontext Wissensproduktion erfolgt, sowie die unverständliche oder intransparente Übersetzung dieses Wissens, kann zu Phänomenen führen, die augenblicklich als Wissenschaftsskeptizismus diskutiert werden.

Auf der anderen Seite ist „Gesellschaftsrelevanz“ auch ein Einfallstor für rein anwendungsorientierte und allenfalls auch dem Zeitgeist, d.h. auch den neoliberalen Ideen von Universität (Hark/Hofbauer 2018) entsprechende Forschung, die weniger grundlagen- als lösungs- und beratungsorientiert sein soll. Dabei möchte ich jedoch weder sagen, dass sich akademische Forschung strikt einem dieser Pole zuordnen lässt, noch dass sich diese Pole eindeutig in nur *gut* und nur *schlecht* einordnen lassen. Ich bin aber zurückhaltend, wenn es darum geht, „einen breiteren Verwertungszusammenhang (Öffentlichkeit)“ (Mey 2023, S. 77) als wesentliches Kriterium der performativen Sozialforschung zu erachten.

Um im Feld des sozialwissenschaftlichen Films zu bleiben und dieses Argument hier auszuführen: Es ist ein legitimes Argument zu sagen, dass eine breite gesellschaftliche Gruppe über die Verfilmung eines soziologischen Projektes erreicht werden könne und dass breite Wissenschaftskommunikation hier auch für die Sozialwissenschaften erreicht werde. Es stellt sich dann aber auch die Frage, welche Rolle Wissenschaftler:innen in der Produktion (damit meine ich von der Datenerhebung über die Analysearbeit bis hin zum Endprodukt) solcher Filme (und anderer Kunstrichtungen) einnehmen. Auch ist es richtig festzustellen, dass die audiovisuelle Kommunikation mehrere Sinnesebenen anspricht, im Sinne von „corporeal experiences“ (Riach/Warren 2015). Aus diesen Argumenten ergibt sich aber keine innerwissenschaftliche Notwendigkeit der Ausweitung von akademischer Arbeit jenseits logozentristischer Wissensproduktion. Auch halte ich das Argument, dass dies ja gerne in Kooperation mit Künstler:innen und Medienleuten durchgeführt werden könne, ohne es als eigene Wissenschaftspraxis zu benennen (performative Sozialwissenschaft), für plausibel.

Obwohl ich also das Argument der *Third Mission* durchaus für berechtigt halte, tendiere ich zur Argumentation, dass performative Wissenschaft eine soziologisch (oder andere disziplinar) methodische Einbettung und/oder Begründung benötigt, um nachhaltig etabliert und institutionalisiert zu werden. In meinem Verständnis von performativer Sozialforschung verfolge ich daher eine Verwurzelung in methodischen und methodologischen Begründungen, ähnlich dem Gedanken von Rainer Diaz-Bone und Guy Schwegler (2021), die „das sozialwissenschaftliche Konzept der Performativität heranziehen, um kenntlich zu machen, dass sich Performativität nicht auf Praxisformen des künstlerischen Vollzugs beschränken muss, sondern sich ‚methodologische Verwandtschaften‘ zwischen Sozialforschung und künstlerischen Praktiken ausmachen lassen“ (Mey 2023, S. 83; siehe auch Diaz-Bone/Schwegler 2023). Ich möchte dies für den sozialwissenschaftlichen Film kurz nachzeichnen:

Durch die in der Folge des *Visual Turn* sich etablierende visuelle Soziologie wurden sowohl die soziologische Konzeption von Bildern als auch die daran anschließenden Analysemöglichkeiten ausdifferenziert (Breckner 2012; Knoblauch et al. 2008). Auch das Bewegtbild wurde mit seiner es vom Einzelbild unterscheidenden Sequenzialität und Synchronität weiter konzeptualisiert. Bald erschienen Analysevorschlage, aber auch -tools für das Bewegtbild (Tuma 2018). Parallel (und natürlich auch als Ursache für jene Debatte) wurde eine zunehmende visuelle Vergesellschaftung (Rose 2014) mit weiteren Fragestellungen diagnostiziert, etwa rund um eine gänzlich neue kommunikative Strukturierung der Gesellschaft durch eine zunehmende Visualisierung (Schnettler/Baer 2013). Dazu kamen auch Beiträge zur Mediatisierung (Krotz 2001; Hepp 2014), über die Beschaffenheit visueller Diskurse (Traue 2013) u.. Visuelle Vergesellschaftung bezieht sich daher auf die beobachtbare Tendenz, dass alltägliche Praktiken von Visualität durchdrungen sind, sei es die Verwendung von Emoticons, um die eigenen Gefühle anzuzeigen, oder die Allgegenwart von Smartphones, die mit Bearbeitungssoftware für Filmschnitt ausgestattet sind (in einer Qualität, die noch vor zehn Jahren ausschließlich professionellen Filmemacher:innen zu Verfügung stand). Kommunikative Handlungen sind und werden zunehmend dominant visuell bzw. visuell mediatisiert. Dem Befund einer visuellen Vergesellschaftung folgend ist es daher eine genuin soziologische Frage, wie sich diese Entwicklung mit der Dominanz sprachlicher Wissensproduk-

tion vereinbaren lässt. Welche Antwort auf diese Fragen auch gegeben wird, es sind Fragen mit soziologischer Relevanz, die das Performative in genuin soziologischen (oder anderen disziplinären) Debatten verorten bzw. von dort ihren Ausgang nehmen. Ich möchte hier auf keinen Fall einen Disziplinen-Purismus vertreten (ganz im Gegenteil werde ich weiter unten noch auf die gegenseitige Inspiration von Soziologie, Anthropologie und Filmemacher:innen zu sprechen kommen), sondern auf potenzielle Stolpersteine hinweisen, wenn die performative Sozialwissenschaft vornehmlich in ihrer Darstellungs- und Kommunikationsfunktion konzeptualisiert wird.

Performative Wissenschaft setzt an der Verkörperlichung (Thanem/Knights 2019) und Materialisierung (Barad 2003; Eisewicht 2016; Froschauer/Lueger 2020) soziologischer Datenproduktion, Datenanalyse und Ausdrucksformen an. Macht man aus einem soziologischen Problem oder einer Analyse einen Film, eine Ausstellung oder ein Musikstück, löst man soziologische Praxis und Kommunikation aus dem rein logozentrischen Gefüge. Nicht dass dies völlig neu wäre. Materialanalyse wie die Artefaktanalyse (Froschauer/Lueger 2020) oder die Körperlichkeit der ethnografischen Teilhabe an Lebenswelten sind Teil soziologischen Tuns und teils entgegen der Reklamation durch verschiedene *Turns* nicht neu, sondern im Fach, jedenfalls in der interpretativen Theorie, bereits angesetzt und grundgelegt (Keller 2019).

Dort, wo performative Wissenschaft tatsächlich ein neues Feld markiert, ist die Darstellung wissenschaftlicher Analysen bzw. das Ansinnen, die SINNESlosigkeit (Miko-Schefzig 2020; Riach/Warren 2015) *im* wissenschaftlichen Diskurs und *in der* Theoriebildung zu adressieren. Die Diagnose einer zunehmenden visuellen Vergesellschaftung (Rose 2014) bedarf einer verstärkten, dieser Breite entsprechenden, methodologischen Reaktion auf Seiten der wissenschaftlichen Produktion.

Ich plädiere also dafür, in soziologischen Analysen nicht nur mittels künstlerischer Aufbereitungen zu argumentieren, sondern soziologische Analysen auch bereits aus der jeweils gewählten und zur Forschungsfrage passenden künstlerischen Ausdrucksform heraus zu produzieren und theoretisieren. Performative Wissenschaft, die audiovisuell agiert, behauptet also, *elusive knowledges* (Toraldó/Islam/Gianluigi 2018) in der soziologischen Forschung nicht nur analytisch fassbar machen zu wollen (wie oben am Beispiel der Ethnografie oder der Artefakte beschrieben), sondern solches Wissen auch selbst zu produzieren und zu behaupten, dass es der Darstellung und Erfassung einer sozialen, d.h. multi-modalen (Höllerer/Jancsary/Grafstrom 2018) Wirklichkeit näherkommt.

Die visuelle Wissenssoziologie hat nicht nur Analysemöglichkeiten für Bildmaterial ausdifferenziert, sondern auch ausgeführt, dass Schneiden der menschlichen Wahrnehmung und Rezeption immanent und somit *sui generis* der Wissenschaft (und auch jeglicher Lebenswelt) nicht fremd, sondern konstitutiv ist (Soeffner/Raab 2004).

„Wir nehmen die Welt um uns herum nicht als ‚solche‘ wahr, sondern ‚schneiden‘ sie im Sehen für uns zurecht – nach Perspektive, Standpunkt, Interesse, Sehgewohnheiten und Erinnerungsbildern, die in die gegenwärtige Wahrnehmung eingelagert sind. Unsere Wahrnehmung formt die ‚Welt um uns herum‘ zu einer ‚Welt für uns‘, die mit Schnittmustern unseres Sehens überzogen und als ein Zusammenhang ausgestattet ist, der allen Details Ort und Sinn kraft unseres positionierenden, deutenden und erinnernden Sehens gibt“ (Soeffner/Raab 2004, S. 266).

In seinem Buch *Visuelle Wissenssoziologie* verfeinert Raab (2008) nicht nur den Begriff der Sehtechniken, sondern entwickelt auch den damit verbundenen Begriff der Schnitttechniken. Er zeigt am Beispiel von semiprofessionellen Videofilmer:innen (z.B. Amateurvereinen), wie sich deren Sehtechniken auch in ihren Schnitttechniken widerspiegeln und als Grundlage für die Entstehung sozialer Normen dienen. Zusammengefasst heißt das, dass visuelle Aus-

druckssysteme kulturell geprägt sind, die uns einerseits etwas über Sozialität *erzählen* und andererseits dafür genützt werden können, um *Sozialität zu zeigen*.

Ich möchte das an einem Aspekt veranschaulichen, den ich gemeinsam mit meinen Kollegen Mark Learmonth und Robert McMurray (Miko-Schefzig/Learmonth/McMurray 2022) aufgegriffen habe. Wir beziehen uns hier auf Mohns (2021) Anwendung von Streecks (2017) Begriffspaaren *looking vs. seeing* sowie *pointing vs. showing*. Wenn einer soziologischen Fragestellung gefolgt wird und diese audiovisuell analysiert und kommuniziert wird, beginnen sozialwissenschaftliche Filmemacher:innen damit, die Kamera auf ein bestimmtes Phänomen von Interesse zu richten (*pointing*). Als Sozialwissenschaftler:innen schauen (*looking*) wir durch die Kamera, sind aber noch nicht in der Lage, das Relevante oder gar die Lösung für ein bestimmtes empirisches Problem zu *sehen* (*seeing*). Wenn der Prozess funktioniert, sehen die Betrachter:innen (etwa Kolleg:innen) am Ende etwas, das sie vorher nicht gesehen haben. Wichtig ist, dass wir diese Dinge aufgrund der Kamera und der Art und Weise, wie sie auf bestimmte visuelle Aspekte des Forschungsfeldes zeigt, sehen. Mit anderen Worten: Visuelle Forschung ist in der Lage, der wissenschaftlichen Gemeinschaft etwas zu *zeigen* (*showing*), das über das geschriebene Wissen hinausgeht, und folgt damit einer anderen Epistemologie.

## 2.2 Sinnes-Arrangements – Zentrales Merkmal performativer Forschung

Diese Argumentation zeigt, dass es sich bei filmischen Ausdrucksgestalten von soziologischen Analysen um weit mehr als nur audiovisuelle Produkte handelt. Hier geht es um ein *Sinnes-Arrangement*, das soziale Phänomene analytisch fassbarer macht, als es ein Journal-Artikel leisten kann. Der Terminus Sinnes-Arrangements ist in Referenz zu dem Konzept „Artefaktarrangement“ (Lueger & Froschauer 2020) entstanden. Wood und Brown (2011, S. 521) weisen auf das Potenzial analytischer Erkenntnisse durch Affekte hin, werden die kommunikativen *Wirkungen* solcher Erkenntnisse in den Vordergrund gestellt. Ziel sei also: „to create a filmic affect, one in which the film is an experience of its own right“. Zwei gewinnbringende Anschlüsse ermöglichen die Konzeptualisierung von performativer Sozialforschung als auf Forschung basierende Herstellung von Sinnes-Arrangements: die Immunisierung gegen das Argument, weder Kunst noch Wissenschaft zu betreiben, und die Anschlussfähigkeit an Performativitätsbegriffe abseits eines reinen Performance-Gedankens. Ich stimme Knoblauch (2014) zu, dass die Gefahr besteht, weder den wissenschaftlichen noch den künstlerischen Standards zu entsprechen. Performative Sozialwissenschaft nicht zwischen diesen Polen zu verorten, sondern künstlerische Mittel einzubeziehen, wo sie Sinnes-Arrangements für soziologische Erkenntnisse unterstützen, verschiebt den Fokus der Zielsetzung performativer Forschung jedoch ganz wesentlich. Gleichzeitig stärkt dieses Verständnis von performativer Sozialwissenschaft die Zielsetzung ein rein logozentrisches Wissenschaftsverständnis zu verlassen, indem es diskursives und nichtdiskursives Wissen verbindet und somit erreicht, was Mey (2023, S. 83) in Referenz auf Knoblauch andeutet, wenn es „bei der Reflexion über die Darstellung von Wissenschaft nicht nur um Repräsentationen geht, sondern auch um Wissensformen und Praktiken, auf die sich Repräsentationen beziehen“.

Dies führt direkt zu der Frage des jeweils verwendeten Performativitätsbegriffs. Für die Vignettenmethode (2022) beziehe ich mich auf Judith Butler (1990, 1993): Performativität meint hier eine sich wiederholende (sprachliche) Handlung, die eine produktive und generative Wirkung auf die soziale und symbolische Realität entfaltet. Für Butler ist z.B. Geschlecht kein ontologischer Status, sondern ein Ergebnis der diskursiven Produktion und ihrer Itera-

bilität, denn sie theoretisiert Performativität nicht nur als sprachlichen Akt, sondern auch als materielle, körperliche Praxis. Für diesen Kontext möchte ich nur das körperliche *Enactment* von sozialen Konstellationen aufgreifen, das ich als Basis für die Herstellung für Sinnes-Arrangements erachte. Die Verwendung von Arrangements aus verschiedenen Elementen (etwa Materialitäten, Sozialgefügen, situativen Konstellationen) ermöglicht es, sinnliche Erfahrungen zu machen, aufgrund derer Affekte ausgelöst werden können. Wenn Mey (2023) von performativer Sozialwissenschaft spricht, in der die „Ereignishaftigkeit/Prozessualität sowie die Performativität sozialer Praxis als ein eigenes, an künstlerischen Verfahren orientiertes Forschungsparadigma“ (S. 74) herausgebildet wird, dann möchte ich diese Sichtweise um das Erlebnis- und Erfahrungspotenzial von Sinnes-Arrangements ergänzen.

In meiner Arbeit mit Film habe ich ein solches Arrangement im Filmelement „Re-staging a life event“ beschrieben (Miko-Schefzig et al. 2022), als ich die Protagonist:innen meiner filmischen Arbeit zu Erfahrungen von sexueller Identität vor 1968 zu wichtigen Ereignissen in ihrem Leben zurückgehen ließ und diesen Prozess filmisch begleitete. Hassard et al. (2018, S. 1411) plädieren für „a more nuanced sense of affect and embodiment in video-based research“, indem sie in Anlehnung an Goffman (1959) zwischen „the dramaturgical, the phenomenological, the semiotic and the narrative body“ unterscheiden. Für unsere Diskussion über Film als performative Methode ist das Konzept des dramaturgischen Körpers hilfreich. Der dramaturgische Körper ist kein passiver Körper, der in einem sozialwissenschaftlichen Film beobachtet werden kann, er ist „embedded in social practices“. So gesehen kann die Kamera, die bei der Produktion eines sozialwissenschaftlichen Films eingesetzt wird, eine wesentliche Rolle bei der sozialwissenschaftlichen Arbeit spielen. Als Gerlind, die ehemalige Freundin meiner Protagonistin Hedi, ihr die einfache Frage stellte, ob die Scheidung von ihrem Ehemann die richtige Lebensentscheidung gewesen war, spürte Hedi, wie schwierig und beängstigend diese (bereits vergangene) Zeit war – obwohl sich die Scheidung für sie als richtige Entscheidung erwiesen hatte. Wir kamen zu dem Schluss, dass es sich bei dem Geschehen um eine Neuinszenierung der Situation handelte, in der Hedi sich für die Scheidung entschied – eine Entscheidung, die damals stark kritisiert wurde, wenn sie von Frauen getroffen wurde<sup>2</sup>. Sie durchlebte und bearbeitete (als dramaturgischer Körper im Sinne von Hassard et al. 2018) dieses Ereignis für die Kamera und für das anwesende Filmteam. Wie Sandercock und Attili (2012, S. 164) schlussfolgern, produziert der Akt des Filmemachens theoretisch gesehen nicht nur ein visuelles Produkt, „but also the space in which this interaction can take place“. Zusammenfassend lässt sich sagen, dass die Neuinszenierung eines Lebensereignisses im Film nicht nur bedeutet, mit einem bestimmten Protagonisten an einen bestimmten Ort zurückzukehren. Es ist ein „actively presenting“ des Körpers (der durch seine Interaktion mit der Kamera zu einem dramaturgischen Körper wird: Die Kamera entlockt und verstärkt das allgemeine Prinzip des dramaturgischen Körpers) und seiner Geschichte in einem bestimmten Kontext. Die Neuinszenierung bringt nichtdiskursives und prä-konzeptuelles Körper- und Affektwissen (Wie fühlte ich mich damals? Wie fühle ich mich heute?) an die Oberfläche, etwas, das nicht erfragt oder ethnografisch beobachtet werden kann, sondern das entstanden ist, *weil* wir die Situation und den Raum eben nicht im ‚klassischen‘ Sinne von Datenerhebung, sondern als Ko-Konstruktion und Datenproduktion durch das Filmen (im Sinne von Sandercock/Attili 2012) so herstellten, dass sich einige Perspektiven veränderten (oder hinzukamen) und gewisse Emotionen an die Oberfläche drangen oder – im konkreten Filmbeispiel von Hedi –geklärt wurden. In diesem Sinne wird Film zu akademischer Forschung, „if it is capable of [...] enacting meaning through gesture, body language and other sensory information rather than being an indexical sign pointing at what goes on in front of the camera“ (Wood/Perttu/Laurent 2018, S. 830).

2 <https://www.youtube.com/watch?v=QpAtE3AVBWM>

### 3 Ein Syllabus als didaktischer und konzeptueller Leitfaden

Die von Mey (2023) konstatierte Ausdifferenzierung der qualitativen Forschung in den letzten 20 Jahren ging mit einer Institutionalisierung in den Methodencurricula unterschiedlicher Studienrichtungen einher. Ich möchte nun die Diskussion der methodologischen Verankerung performativer Sozialwissenschaft mit deren Implementierung in die universitäre Lehre verbinden. Denn die Frage nach der Zukunft performativer Sozialforschung entscheidet sich m.E. auch durch ihren Erfolg in der Implementierung in soziologische (und andere disziplinäre) Curricula. Dabei stellt sich die Frage, wie eine solche Implementierung aussehen könnte. In der Konzeption und Weiterentwicklung meiner Lehrveranstaltung zum sozialwissenschaftlichen Film blieb ein Baustein immer gleich: das gemeinsame Lehren einer Soziologin mit einem Filmemacher<sup>3</sup> *innerhalb* (sic!) eines soziologischen Curriculums. Der Gedanke, einen Filmemacher in die Lehrveranstaltung einzubeziehen, ergab sich weniger aus der Überlegung, jemanden dabei zu haben, der Lücken meines Wissens würde ausgleichen können, als vielmehr aus der Erwägung, welche didaktischen Angebote gemacht werden müssen, um Studierende zu *befähigen*, performative Sozialwissenschaft *auszuführen*. Wird dies nicht geleistet wird, besteht die Gefahr, dass performativ immer nur das umgesetzt wird, was zufällig im eigenen Repertoire vorhanden ist und somit eher der Begabung oder dem Interesse zugesprochen wird, nicht jedoch einer Ausbildung, die ähnlich wie die Methodenlehre dazu befähigt, unterschiedliche Wissensbestände und Mittel zu beherrschen und anzuwenden. Ich stimme Mey (2023, S. 79) zu, wenn er festhält, dass die „jeweiligen Gattungen, oder die je verfügbaren Ressourcen und Netzwerke für das (Nicht-)Zustandekommen von Kollaborationen ausschlaggebend“ sind.

In der filmischen Umsetzung sozialwissenschaftlicher Praxis war einer meiner Grundgedanken immer die Analogie zwischen gesprochener bzw. verschrifteter Sprache und Filmsprache. Eine Parallelität, die sich aus dieser angenehmen Analogie ergibt, ist, dass (i) Filmsprache verfügbar, verstehbar und sozialisiert ist und (ii) auch „gesprochen“ wird, d.h. man sie über dem Schnitt verwenden kann. Dies ist auch im wissenssoziologischen Sinne gemeint, also in der typisierten Sedimentierung von Wissen, das latent verfügbar (Froschauer/Lueger 2020) und anwendbar ist, und die Welt – in diesem Falle visuell – typisiert. Das visuelle Schreiben, der Schnitt also, ist erlernbar. Was als „tacit knowledge“ (Collins 2001) in der Rezeption von Filmen vorhanden ist, muss ins Explizite geholt werden, damit Studierende der Sozialwissenschaften performative Wissenschaft mit Filmen betreiben können. Ein Beispiel für ein solches „tacit knowledge“ ist etwa die Tatsache, dass wir darin sozialisiert sind zu verstehen, dass jemand von außen nach innen gegangen ist, wenn die Kamera einer Person auf dem Weg vom Auto zum Haus folgt, dann auf die Klinke geschnitten wird und die Person schließlich im Haus steht. Wir müssen der Person nicht ohne Schnitt mit der Kamera vom Auto bis in den Hauseingang folgen, um diese Erzählung verstehen zu können. Dies zu *verstehen* ist aber etwas anderes, als diese Sprache explizit zu „schreiben“, also anwenden zu können. In unserem Syllabus ging es also auch darum, Studierende zu befähigen, diese spezielle performative Ausdrucksweise in ihrem Kompetenzrepertoire verfügbar zu haben und das filmische Visualisieren als soziologische Analyse nutzen zu können.

Neben dem technischen und formalen Know-how ging es darum, die *erzähltechnischen Konsequenzen* von Schnitt zu besprechen, und dies sowohl in der historischen Genese als auch in der aktuellen Anwendung verständlich zu machen. Ich möchte dafür ein Beispiel geben. Die uns folgende oder vorausseilende, sich auch rascher als wir selbst bewegende Ka-

3 Raffael Frick, der Kameramann meines Films „Warme Gefühle“ (Miko/Frick 2012) ([https://www.geyrhalterfilm.com/warme\\_gefuehle](https://www.geyrhalterfilm.com/warme_gefuehle)) leitet das Seminar mit mir gemeinsam.

mera, ist heute ein selbstverständlicher Bestandteil unseres visuellen Wissensrepertoires. Dass die Kamera nicht statisch aus der Ferne beobachtet (wie es bis in die 1960er Jahre sein musste, weil sie technisch zu groß war und Ton und Bild nicht voneinander getrennt aufgenommen werden konnten), ist allgemein visuell ansozialisiert (auch wenn man dafür nicht explizit wissen muss, dass sich dies auf eine technische Errungenschaft zurückführen lässt). Anders war das eben in den frühen 1960er Jahren. Der Wahlerfolg des damaligen Senators John F. Kennedy (1961) ist historisch durchaus vergleichbar mit jenem Barack Obamas in dessen Nutzung von Social Media (2008). Dies lässt sich sehr gut anhand eines Videos aus dem Wahlkampf des damaligen Noch-Senators veranschaulichen<sup>4</sup>: Zum ersten Mal erlaubte es die Technik, Ton und Bild zusammen aufzuzeichnen, was wiederum die Schaffung von viel bewegteren ästhetischen Bildern ermöglichte. Unter dem Gesichtspunkt der visuellen Technologien des Jahres 2022 und der Enkulturation bestimmter Betrachtungsweisen ist das Kennedy-Video nicht besonders auffällig, doch war die Ästhetik der bewegten Kamera zu seiner Zeit noch nicht bekannt. Der Wahlerfolg Kennedys wurde zum Teil dem Einsatz der Technologie und den Attributen zugeschrieben, die deren Ästhetik vermittelte: dynamisch, bewegend, sympathisch, populär.

Dieses Beispiel zeigt etwas Grundsätzliches. Visuelles Wissen und visuelle Darstellung sind eingebettet in Gesellschaft. Über Mediatisierung (Hepp 2014) lässt sich schwerlich sprechen, wenn man visuelle Entwicklungen nicht einbezieht. Über visuelle Diskursanalyse lässt sich kaum reden, bzw. diese lässt sich nur schwierig analytisch bewerten und sozialtheoretisch konzeptualisieren, wenn man das Sprachsystem, über das man spricht, nicht verstehen kann. Auf Basis von Raabs Analyse von Seh- und Schnitttechniken (2008) geht der sozialwissenschaftliche Film einen Schritt weiter. Es geht um eine visuelle Sozialisierung, die soziologisch nutzbar ist – auch und gerade für eine performative Sozialwissenschaft. Unter Bezugnahme auf Schütz (1932) kann man von visuellem Alltagswissen sprechen, das nun auch analytisch genützt wird. Es ist Paul Eisewicht bezüglich der Analyse von Bildern und Artefakten zuzustimmen, wenn er festhält, dass es um „ein Verstehen durch bildliche und anderweitig materialisierte Verhaltensspuren [geht]. Dieses Verstehen wird dann oftmals wieder in (wissenschafts-)sprachlich formulierte Ergebnisse übersetzt. Es geht also weniger darum, der Sprache zu ‚entkommen‘, als vielmehr darum, andere signifikante Symbole als Sprache bzw. Versprachlichtes zu berücksichtigen und deren Bedeutung für die „gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit“ (Berger/Luckmann 1969) zu erforschen“ (Eisewicht 2016, S. 115f.). In der Produktion sozialwissenschaftlicher Filme geht es jedoch zusätzlich um diesen einen Schritt mehr: dem Entkommen aus der Sprache. Es geht darum, visuelle Vergesellschaftung konsequent weiterzudenken und deren Potenzial für wissenschaftliche Wissensproduktion und -darstellung auszuloten.

## 4 Arbeit an Sinnes-Arrangements – Filme in der Lehr- und Aufführungspraxis

Ich möchte nun an einigen Beispielen das epistemologische Potenzial von Filmproduktionen im sozialwissenschaftlichen Kontext beleuchten. Dabei möchte ich nicht mit einem Film aus unserer Lehrveranstaltung beginnen, sondern mit Bina Elisabeth Mohns Film „Standby“ (Mohn/Amann 2006) im Rahmen der von ihr entwickelten Kamera-Ethnographie (Mohn 2022). Ihrem Konzept der *Blickschneisen* (Mohn 2013) folgend versucht sie, über die Ka-

4 <https://youtu.be/wLkT7z0C5Bc>

mera etwas sichtbar zu machen, das soziologisch schwer fassbar ist: das Nicht-Dran-Sein in seiner Rolle für das Funktionieren von Frontalunterricht. Mohn folgt daher den *Konsequenzen* des Nicht-Dran-Seins (etwa fast schlafend im Unterricht sitzend) und macht diese für den Kontext, den Schulunterricht greifbar. Sie analysiert und kommuniziert diese Folgen nicht im logozentrischen System, sondern erzählt sie uns mittels Film bzw. filmischem Schnitt. Dabei macht sie sich eine Technik-Metapher zu eigen: den Stand-by-Modus. Dieser dient als Analogie zur physischen Ausdrucksweise von Müdigkeit, etwa in die Ferne starren, das erst durch die Berührung einer Person unterbrochen wird.

Eine Studierendengruppe aus dem Jahr 2019<sup>5</sup> hatte ein ähnliches Anliegen. Sie folgte der Praxis des Studierens. Hintergrund war die Erfahrung einiger Gruppenmitglieder, gerade bildungsfernen Eltern schwerlich eine Antwort auf die Fragen geben zu können, was man eigentlich *tut* (sic!), wenn man studiert. Daraus entstand der Film, der zunächst *Practices of studying* heißen sollte. Im filmischen Schnitt, der nicht rein technisch zu verstehen ist, sondern auch als Analysemöglichkeit (Miko-Schefzig 2022), legten die Studierenden aber einen speziellen Aspekt der Praxis, nämlich Geräusche frei, und folgten damit der Tradition der „Sensory ethnography“ (Pink 2015). Der Film hieß dann schlussendlich auch „Noises of studying“<sup>6</sup>. Es ist an dieser Stelle wichtig festzuhalten, dass die Studierenden keine Vorab-Erfahrungen hatten, sondern die Herstellung von Film (Kameraführung, Schnitt u.Ä.) im Seminar lernten.

Materialität und Stadt standen in einem weiteren Film aus unserer Lehrveranstaltung im Vordergrund, der sich mit einem in Wien gänzlich neu entstehenden Stadtteil, der Seestadt Aspern, beschäftigt. Dieser Film versuchte, die Verbindung von Geometrie, Stadt und soziale Aneignung auszuloten. Der Stadtteil hat dabei schon ein oftmals im Falle von neugebauten „Satellitenstädten“ adressiertes Problem: leere Erdgeschosszonen (Miko-Schefzig/Stadler-Vida/Neureiter 2012). Eine städtische Struktur bzw. deren Fehlen, die meist darauf verweist, dass die Belegung des öffentlichen Raums scheitert oder scheitern könnte. Die Gruppe musste sich also dem Sozialen unter Abwesenheit des Sozialen nähern. Dabei kam sie einem Phänomen auf die Spur, das zu verfolgen filmisch gewinnbringend schien. Die soziale Nutzung wurde über das Artefakt der Bodenmarkierung (Froschauer/Lueger 2020) geleitet bzw. genauer: sie hätte darüber geleitet werden sollen. Die fehlenden Menschen machten daraus ein architektonisches Erlebnis, das gerade durch diese Absenz den sozialen Aspekt der Materialität sichtbar machte<sup>7</sup>. Ähnlich ging eine weitere Gruppe vor, die sich mit städtischer Infrastruktur beschäftigte. Dabei sollte das Verhältnis von Natur-Stadt-Sozialität untersucht werden. Der empirische Fokus lag dabei auf bereits verlassener Infrastruktur und deren Orientierungs- und Sozialfunktion<sup>8</sup>. Wir hören die Stadt und über den Film erhalten wir etwas, was Riach und Warren (2015) „corporeal experiences“ nennen. Ich folge den Autorinnen, wenn sie zusammenfassen: „We accept that to *write* about corporeal porosity is to ultimately limit it to a textual reduction that only offers a glimpse of the embodied processes at play, echoing broader methodological debates surrounding the politics of representation when researching sensual life“ (S. 30).

Schließlich möchte ich auf einen erst jüngst in der Lehrveranstaltung hergestellten Film zu sprechen kommen. Eine Gruppe hat ihren Film über die *Partykultur nach Corona* im Hochformat gedreht, weil sie sich an die Instagram-Ästhetik anlehnen wollte. In diesem Film kommt etwas Spezielles zum Tragen: Die Sehtechniken der Studierenden spiegeln auch ihre

5 Die hier besprochenen Filme finden sich auf dem Youtube Kanal „Sozialwissenschaftlicher Film“, der auch abonniert werden kann. Ein jüngerer Film ist etwa „Studieren mit chronischen Krankheiten“: <https://youtu.be/8WV9irpu3g4>

6 <https://youtu.be/FJ2Iq9XPi9Y>

7 <https://youtu.be/49AQYYkGZaA>

8 <https://youtu.be/HmxCpDlmKRw>

Schnitttechniken wider und zeigen und vermitteln soziale Normen. Der Film hat auf der Leinwand im Seminarraum kaum funktioniert (vermutlich hätte er dies auch nicht in einem Kinosaal). Aber die Studierenden wollten dies auch gar nicht. Er war als Handyfilm gedacht und funktionierte nur als solcher wirklich gut, womit er ist ein schönes Beispiel dafür gibt, was ich ein Sinnes-Arrangement nenne: Das Video, die Technik des Handys, die Körperlichkeit des Am-Handy-Schauens bietet erst die Möglichkeit, *Blickschneisen* (Mohn 2013) in die soziale Welt zu werfen, für die Film als performative Sozialforschung gewählt wird<sup>9</sup>.

Zuletzt möchte ich noch auf den Rezeptionskontext performativer Sozialforschung zu sprechen kommen, den ich ebenfalls als Teil des Sinnes-Arrangements betrachte. In Abbildung 2 ist das Plakat zur Filmschau des soziologischen Films im Jahr 2013 in Wien zu sehen. In dieser zeigten wir Studierendenfilme sowie einem Film von Raffael Frick und mir, den wir für das österreichische Fernsehen ORF produziert hatten. Bina Elisabeth Mohn hielt einen Vortrag zu *Blickschneisen* und zeigte einen ihrer Filme. Die Pausen zwischen den Sessions wurden an der Kinobar verbracht. Nach jedem Film wurde über diesen diskutiert. In einer der Pausen hatte ich das Gegenerebnis zur Frage nach der Vereinbarkeit von „Soziologin sein“ und „Filme machen“. Eine Besucherin kam auf mich zu, um mir zu sagen, dass sie jetzt erst verstehe, wohin ich mit dem sozialwissenschaftlichen Film wolle. Wenngleich mich der Kommentar freute, war er genauso einer Analyse zu unterziehen wie jeder andere: Was und wieso wurde erst jetzt verstanden? Ich bin überzeugt davon, dass es um das Gesamtarrangement von Filmproduktion, das Sehen von Filmen, die Filme selbst, die von ihnen ausgehenden Affekte, die sozialwissenschaftliche Rahmung als Tagung, die Kinossessel, die Kinobar sowie die geführten Debatten, also die Mischung aus diskursiven und nichtdiskursiven Elementen, ging. Ähnliches gilt vermutlich für Ausstellungen und Musikproduktionen wie sie Günter Mey (2023) beschrieben hat. Auch meine erste Erfahrung auf Norman Denzins ICQI-Tagung 2017 passt in dieses Bild. In einem autoethnografischen Panel wurden literarische Essays über den Prozess der Diagnose mit Schizophrenie vorgelesen. In die Essays selbst wurde aber eine Beschäftigung mit dem Labelling-Approach (Becker 1973) eingeflochten. Am Ende des Panels weinte der Saal – ich eingeschlossen. Ich hatte etwas verstanden, gerade weil ich es nicht in einem Journal gelesen, sondern in einem Sinnes-Arrangement erlebt hatte.<sup>10</sup>

---

9 <https://youtu.be/JEXs73IWyzA>

10 Für dieses Beispiel passt vermutlich auch der Terminus *Performance*.

Visuelle soziologie



Kompetenzzentrum für empirische Forschungsmethoden

Institut für Soziologie der Universität Wien in Kooperation mit  
 Kompetenzzentrum für empirische Forschungsmethoden der Wirtschaftsuniversität Wien und  
 Graduiertenzentrum der Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien

Filmschau des soziologischen Films

aktualisiertes Programm

Schikaneder-Kino, Margaretenstraße 24, 1040 Wien  
 Freitag, 29.11.2013 - Start 16.00 Uhr, Ende 23.30 Uhr  
 Eintritt frei



16.00-16.15 Eröffnung  
 Begrüßung: Eva Flicker  
 Input zur Geschichte des soziologischen Films:  
 Katharina Miko & Raffael Frick

16.15-17.00 Vortrag  
 „Im Dickicht des Visuellen: Blickschneisen!“  
 Bina Elisabeth Mohn (Berlin)

19.30-21.30 Uhr – Film-session 2  
 Shaolintempel | Subjektives Unsicherheitsgefühl am Praterstern | Asyl im Kloster | Neuland | Lolitas - das Leben einer Jugendkultur | Berufspolitikerinnen  
 Responsenz: Katharina Miko, Raffael Frick, Eva Flicker.  
 Diskussion mit den FilmemacherInnen.

17.15-19.00 Uhr – Film-session 1  
 Graffiti Szene Wien | Blinden- und Sehbehinderungsförderungswerk | Contactimpro | Formationstanz | Randsteinkultur |  
 Responsenz: Bina E. Mohn, Katharina Miko, Raffael Frick.  
 Diskussion mit den FilmemacherInnen.

22.00-23.30 – Film-session 3  
 Warme Gefühle  
 (52 Minuten: Katharina Miko & Raffael Frick)

Organisation:  
 Katharina Miko, Raffael Frick, Eva Flicker



Abb. 1: Filmschau des soziologischen Films 2013

## 5 Conclusio

Ein Argument, das ich in diesem Artikel zentral setzen wollte, ist die Relevanz der sozialtheoretischen und methodologischen Verankerung von performativer Sozialwissenschaft. Die Argumente für *Third Mission* und die Erschließung von neuem Publikum sind plausibel und für filmische Umsetzungen sozialwissenschaftlicher Analyse sogar ideal – es ist schlichtweg spannend, Filme anzusehen. Aber eine Argumentation, die ausschließlich auf Wissenschaftskommunikation und *Third Mission* aufbaut, birgt die Gefahr, dass performative Sozialforschung zum Nebenprodukt eines neoliberalen Universitätsverständnisses wird, das anwendungsorientiert, gesellschaftsrelevant und auf aktuelle Probleme reagiert. An allen drei Aspekten ist nichts Prinzipielles auszusetzen, sie markieren aber eine Tendenz eines Wissenschaftsverständnisses, das Grundlagenforschung per se dem sogenannten „Elfenbeinturm“ zuordnet und damit zumindest potenziell eine Hierarchisierung vornimmt. Dagegen garantiert eine theoretische und methodische Disziplinenverankerung, welche die Nutzung performativer Methoden im Gegenstand selbst verankert, einen wissenschaftsimmanenten Nutzen performativer Forschung und macht sich somit gegen zu einfache Vereinnahmungen in Debatten um den Nutzen spezifischer Projekte immun. Der Nutzen ist hier oft im Drittmittelbereich verankert und somit ökonomisch konnotiert.

Mey (2023, S. 82f.) selbst spricht die Gefahr der Kommerzialisierung performativer Forschung an, wenn er ausführt:

„Je eindeutiger die Resultate übersetzt werden (ob als Broschüre oder YouTube- Erklärvideo) und je konventioneller die Realisierung an die jeweils gängige Rezeption angelegt ist sowie auf eine schnelle (verständliche/eindeutige) Konsumtion zielt, umso mehr wird der zentrale Anspruch der PSS auf Irritation, Perspektivierung und Einbezug verfehlt – und damit nicht zuletzt ihr subversives Moment“.

Er weist hier implizit auf einen Aspekt hin, den es für die performative Forschung noch weiter auszdifferenzieren gilt, nämlich die Frage, wie es um ihr Verhältnis zur alten Debatte um die Werturteilsfreiheit einerseits und politische Relevanz sozialwissenschaftlicher Forschung bzw. deren Einmischung in politische Belange andererseits bestellt ist (Baur et al. 2018; Traue 2023; Buckenleib et al. 2023)<sup>11</sup>. Gerade hier wird m.E. sichtbar wie zentral es ist darzulegen, auf welches Verständnis von Performanz man sich in der jeweiligen Umsetzung von performativer Sozialwissenschaft bezieht. In meiner Forschung in der österreichischen Schubhaft brachten wir Schubhäftlinge, Polizeibeamt:innen, Sozialarbeiter:innen und medizinisches Personal an einen Tisch, um Problemsituationen (in Form von Vignetten) zu besprechen. Mein Bezug auf Butler ermöglichte es, das Zusammenbringen einer heterogenen Gruppe als *Enactment* zu begreifen, welches die in der Empirie vorgefundenen Konstellationen und Machtverhältnisse sichtbar macht. Gleichzeitig ermöglichen solche Arrangements auch Widerstand oder – weniger politisch – sozialen Wandel: „It enacts what it seeks to show; and to resist“ (Butler 2014, S. 107). Das Arrangement innerhalb der Schubhaft stellte im konkreten Beispiel das Selbstverständnis beider Gruppen – der Inhaftierten und der Polizeibeamt:innen – als entweder „nur verletzlich“ oder „nur mächtig“ in Frage, indem es sie mit neuen Rollen und Aufgaben im Rahmen eines Forschungsprojekts konfrontierte. Die Anschlussstellen der Vignettenmethode an das Theater der Unterdrückten (Boal 1979), also an

11 Die Debatte um die Werturteilsfreiheit erlangt nicht nur für die performative Sozialwissenschaft, sondern generell in der qualitativen Forschung und interpretativen Theorie erneut größere Aufmerksamkeit. Traue (2023) etwa spricht von einem aktuellen dritten Werturteilsstreit. Es ist vermutlich auch kein Zufall, dass zwei Vorträge (Traue 2023 und Miko-Schefzig et al. 2022) im Plenum I des DGS Kongresses 2022 in Bielefeld das Thema zentral stellten.

eine Theaterform, die Rollenspiele, Selbsterfahrung und politischen Aktionismus miteinander verbindet, habe ich an anderer Stelle ausgeführt (Miko-Schefzig 2022). Mein Anliegen in diesem Kontext ist es nur, den klaren Bezug zwischen Performativitätsbegriff und methodischem Handeln darzustellen.

Abschließend möchte ich nochmals auf die Frage zurückkommen, ob performative Forschung im deutschsprachigen Raum überhaupt eine Chance auf Institutionalisierung hat. Viele Entwicklungen (*Third Mission* gehört hier dazu) fallen zusammen, weshalb ich diese Frage vorsichtig mit Ja beantworten möchte. Ich bin aber überzeugt, dass es eine Anschlussfähigkeit an eine bestehende Strukturierung des Feldes benötigt. Wie eine solche aussehen kann, habe ich in diesem Artikel skizziert.

## Literatur

- Barad, K. (2003): Posthumanist performativity: Toward an understanding of how matter comes to matter. In: *Journal of women in culture and society*, 28. Jg, H. 3, S. 801–831. <https://doi.org/10.1086/345321>
- Baur, N./Knoblauch, H./Akremi, L./Traue, B. (2018): Qualitativ – quantitativ – Interpretativ: Zum Verhältnis methodologischer Paradigmen in der empirischen Sozialforschung. In: Akremi, L./Baur, N./Knoblauch, H./Traue, B. (Hrsg.): *Handbuch Interpretativ forschen*. Weinheim/Basel, S. 246–284.
- Becker, H.S. (1973): *Außenseiter. Zur Soziologie abweichenden Verhaltens*. Frankfurt a.M.
- Berger, P. L./Luckmann, T. (1969): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*. Frankfurt a.M.
- Bethmann, S./Niermann, D. (2015): Crossing Boundaries in Qualitative Research – Entwurf einer empirischen Reflexivität der qualitativen Sozialforschung in Deutschland und den USA. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 16. Jg., H. 2, Art. 19. <https://doi.org/10.17169/fqs-16.2.2216>
- Boal, A. (1979): *Theater der Unterdrückten. Übungen und Spiele für Schauspieler und Nicht-Schauspieler*. Frankfurt a.M.
- Breckner, R. (2012): Bildwahrnehmung – Bildinterpretation. In: *Österreich Zeitschrift für Soziologie*, 37. Jg, H. 1, S. 143–164. <https://doi.org/10.1007/s11614-012-0026-6>
- Buckenleib, A./Pfadenhauer, M./Miko-Schefzig, K./Reiter, C. (2023, i.E.): Corpora non gratae. Zum komplizierten leiblichen Erleben des ungeimpften Körpers. In: Pofertl, A./Schröer, N./Hitzler, R./Klemm, M./Kreher, S. (Hrsg.): *Leib – Körper – Ethnographie. Erkundungen zum Leib-Sein und Körper-Haben*. Essen.
- Butler, J. (1990): *Gender trouble. Feminism and the subversion of identity*. New York.
- Butler, J. (1993): *Bodies that matter*. New York.
- Butler, J. (2014): Bodily vulnerability, coalitions, and street politics. *Differences in Common*. In: *Critical studies*, 37. Jg., H. 1, S. 97–119.
- Collins, H.M. (2001): What is tacit knowledge? In: Schatzki, T./Knorr-Cetina, K./Savigny, E.v. (Hrsg.): *The practice turn in contemporary theory*. London, S. 107–119.
- Denzin, N.K. (2001): The reflexive interview and a performative social science. In: *Qualitative research*, 1. Jg., H. 1, S. 23–46. <https://doi.org/10.1177/146879410100100102>
- Diaz-Bone, R./Schwegler, G. (2021): Performativität, Kunst und Wissenschaft. Soziologische Perspektiven auf die wechselseitige Beeinflussung von Wissenschaft und Kunst. In: Dietrich, M./Leser, I./Mruck, K./Ruppel, P.S./Schwentenius, A./Vock, R. (Hrsg.): *Begegnen, Bewegen und Synergien stiften. Transdisziplinäre Beiträge zu Kulturen, Performanzen und Methoden*. Wiesbaden, S. 137–153. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-33632-5\\_8](https://doi.org/10.1007/978-3-658-33632-5_8)
- Diaz-Bone, R./Schwegler, G. (2023): Performativität und epistemologischer Bruch. Zum ambivalenten Verhältnis von Sozialforschung und performativen Sozialwissenschaften. In: *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 24. Jg., H. 1, S. 124–138.

- Eisewicht, P. (2016): Die Sicht der Dinge. In: Burzan, N./Hitzler, R./Kirschner, H. (Hrsg.): *Materiale Analysen. Erlebniswelten. Methodenfragen in Projekten*. Wiesbaden. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-12614-8\\_7](https://doi.org/10.1007/978-3-658-12614-8_7)
- Flaherty, R.J. (1922): *Nanook of the North. A Story of Life and Love in the Actual Arctic*.
- Flicker, E. (1998): *Liebe und Sexualität als soziale Konstruktion: Spielfilmromanzen aus Hollywood*. Wiesbaden.
- Froschauer, U./Lueger, M. (2020): Artefaktanalyse. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-26887-9\\_54](https://doi.org/10.1007/978-3-658-26887-9_54)
- Goffman, E. (1959): *The presentation of self in everyday life*. New York: Anchor.
- Hassard, J./Burns, D./Hyde, P./Burns, J.-P. (2018): A Visual Turn for Organizational Ethnography: Embodying the Subject in Video-Based Research. In: *Organization Studies*, 39. Jg., H. 10, S. 14–24. <https://doi.org/10.1177/0170840617727782>
- Hark, S./Hofbauer, J. (2018) (Hrsg.): *Vermessene Räume, gespannte Beziehungen: unternehmerische Universitäten und Geschlechterdynamiken*. Berlin.
- Henke, J./Pasternack, P./Schmid, S. (2017): *Mission, die dritte: Die Vielfalt jenseits hochschulischer Forschung und Lehre: Konzept und Kommunikation der Third Mission*. Berlin.
- Hepp, A. (2014): *Mediatisierung | Medialisierung*. In: Schröter, J. (Hrsg.): *Handbuch Medienwissenschaft*. Stuttgart/Weimar, S. 191–196.
- Höllerer, M.A./Jancsary, D./Grafstrom, M. (2018): ‚A picture is worth a thousand words‘. Multimodal sensemaking of the global financial crisis. In: *Organization Studies*, 39. Jg., H. 5+6, S. 617–644. <https://doi.org/10.1177/0170840618765019>
- Keller, R. (2019): New Materialism? A View from Sociology of Knowledge. In: Kissmann, U./van Loon, J. (Hrsg.): *Discussing New Materialism*. Wiesbaden, S. 151–169.
- Knoblauch, H. (2014): Qualitative Methoden am Scheideweg. Jüngere Entwicklungen der interpretativen Sozialforschung. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Qualitative Forschung. Analysen und Diskussionen*. Wiesbaden, S. 71–85. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-05538-7\\_4](https://doi.org/10.1007/978-3-658-05538-7_4)
- Knoblauch, H./Baer, A./Laurier, E./Petschke, S./Schnettler, B. (2008): Visual Analysis. New Developments in the Interpretative Analysis of Video and Photography. *Forum Qualitative Sozialforschung*, 9. Jg., H. 3, Art. 14. <http://dx.doi.org/10.17169/fqs-9.3.1170>.
- Kolb, B. (2008): Involving, Sharing, Analysing – Potential of the Participatory Photo Interview. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 9. Jg., H. 3. <https://doi.org/10.17169/fqs-9.3.1155>
- Krotz, F. (2001): *Die Mediatisierung kommunikativen Handelns. Der Wandel von Alltag und sozialen Beziehungen, Kultur und Gesellschaft durch die Medien*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Linstead S. (2018): *Black Snow: The past lives on* [Film].
- MacDougall, D. (1995): Beyond the Observational Camera. In: Hockings, P. (Hrsg.): *Principles of Visual Anthropology*. Den Haag, S. 115–121. <https://doi.org/10.1515/9783110221138.115>
- Mey, G. (2018): Performative Sozialwissenschaft und psychologische Forschung. In: Mey, G./Mruck, K. (Hrsg.): *Handbuch qualitative Forschung in der Psychologie*. Wiesbaden, S. 1–25. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-18387-5\\_29-1](https://doi.org/10.1007/978-3-658-18387-5_29-1)
- Mey, G. (2023): Wissenschaft und Kunst im Dialog? Zum Verhältnis von performativer Sozialwissenschaft und qualitativer Forschung. In: *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, 24. Jg., H. 1, S. 73–89.
- Miko, K. (2013): Visuelles Nosing Around: Zur theoretischen Fundierung visualisierter Wissenschaftskommunikation. In: *Soziale Welt. Zeitschrift für sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis*, 64. Jg., H. 4, S. 153–170. <https://doi.org/10.5771/0038-6073-2013-1-2-153>
- Miko, K./Frick, R. (2012): *Warme Gefühle – vier Liebesgeschichten aus Österreich* [Film].
- Miko-Schefzig, K. (2020): Der sozialwissenschaftliche Film. In: *Journal für Psychologie*, 28. Jg., H. 1, S. 134–155.
- Miko-Schefzig, K. (2022): *Forschen mit Vignetten. Gruppen, Organisationen, Transformation*. Weinheim.
- Miko-Schefzig, K./Learmonth, M./McMurray, R. (2022): A different way of looking at things: the role of social science film in organization studies. In: *Organization*, 29. Jg., H. 4, S. 653–672.

- Miko-Schefzig, K./Pfadenhauer, M./Buckenleib A./Reiter, C. (2022): Soziologie der Polarisierung oder Polarisierung der Soziologie? Zur Wiederentdeckung einer alten soziologischen Debatte. Verhandlungsband des 41. Kongress der deutschen Gesellschaft für Soziologie, Universität Bielefeld.
- Miko-Schefzig, K./Stadler-Vida, M./Neureiter, P. (2012): Planen. Aber sicher! Physische und soziale Verunsicherungsphänomene. Wie kann die Stadtplanung ihnen begegnen? Stadt Wien.
- Mohn, B.E./Amann, K. (2006): Lernkörper. Kamera-Ethnographische Studien zum Schülerjob [Film]. Göttingen.
- Mohn, B.E. (2013): Differenzen zeigender Ethnographie: Blickschneisen und Schnittstellen der Kamera-Ethnographie. In: *Soziale Welt*, 64. Jg., H. 1+2, S. 171–189. <https://doi.org/10.5771/0038-6073-2013-1-2-171>
- Mohn, B.E. (2021): Kamera-Ethnographie. Schauen, Sehen und Wissen filmisch gestalten. In: Geimer, A./Heinze, C./Winter, R. (Hrsg.): *Handbuch Filmsoziologie*. Wiesbaden, S. 591–611.
- Mohn, B.E. (2022): „Zeigende Ethnographie – Kamera-Ethnographie“. In: Pofertl, A./Schröer, N. (Hrsg.): *Handbuch Soziologische Ethnographie*. Wiesbaden, S. 575–591.
- Pink, S. (2015): *Doing Sensory Ethnography*. London. <https://doi.org/10.4135/9781473917057>
- Postman, N. (1985): *Wir amüsieren uns zu Tode. Urteilskraft im Zeitalter der Unterhaltungsindustrie*. Frankfurt a.M.
- Raab, J. (2008): *Visuelle Wissenssoziologie. Theoretische Konzeption und materiale Analysen*, Konstanz.
- Riach, K./Warren, S. (2015): Smell organization: Bodies and corporeal porosity in office work. In: *Human Relations*, 68. Jg., H. 5, S. 789–809. <https://doi.org/10.1177/0018726714545387>
- Rose, G. (2014): On the relation between “Visual research methods” and contemporary visual culture. In: *The Sociological Review* 62(1), S. 24–46.
- Sandercocock, L./Attili, G. (2012): ‘Unsettling a Settler Society: Film, Phronesis and Collaborative Planning in Small-Town Canada’, In: Flyvbjerg, B./Landman, T./Schram, S. (Hrsg.): *Real Social Science. Applied Phronesis*. Cambridge, S. 137–166. <https://doi.org/10.1017/CBO9780511719912.010>
- Schmitz, A./Schmidt-Wellenburg, C./Witte, D./Keil, M. (2020): In welcher Gesellschaft forschen wir eigentlich? Struktur und Dynamik des Feldes der deutschen Soziologie. In: *Zeitschrift Für Theoretische Soziologie*, 8. Jg., H. 2, S. 245–280.
- Scheffer, T. (2017): Interview mit Prof. Dr. Thomas Scheffer – Für eine multiparadigmatische Soziologie in Forschung und Lehre. *Soziologieblog*. <https://soziologieblog.hypotheses.org/10920> (29. Mai 2019)
- Schnettler, B./Baer, A. (2013): Perspektiven einer visuellen soziologie: Schlaglichter und blinde Flecken einer aktuellen soziologischen Debatte. In: *Soziale Welt*, 64. Jg., H. 1–2, S. 7–15.
- Schreier, M. (2017): Kontexte qualitativer Sozialforschung: Arts-Based Research, Mixed Methods und Emergent Methods. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 18. Jg., H. 2, Art. 6.
- Schütz, A. (1932): *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt*. Wien.
- Soeffner, H.-G./Raab, R. (2004): Sehtechniken. Die Mediatisierung des Sehens: Schnitt und Montage als Ästhetisierungsmittel medialer Kommunikation, In: Soeffner, H.-G. (Hrsg.): *Auslegung des Alltags – der Alltag der Auslegung*. Frankfurt a.M., S. 254–284.
- Streeck, J. (2017): *Self-making man. A day of action, life and language*. New York. <https://doi.org/10.1017/9781139149341>
- Taggart J. (2016): *Life off grid* [Film].
- Thanem, T./Knights, D. (2019): *Embodied Research Methods*. London. <https://doi.org/10.4135/9781529716672>
- Toraldo, L.M./Islam, G./Gianluigi, M. (2018): Modes of knowing. Video research and the problem of elusive knowledges. In: *Organizational Research Methods*, 21. Jg., H. 2, S. 438–465. <https://doi.org/10.1177/1094428116657394>
- Traue, B. (2013): Visuelle Diskursanalyse. Ein programmatischer Vorschlag zur Untersuchung von Sicht- und Sagbarkeiten im Medienwandel. In: *Zeitschrift für Diskursforschung*, 1. Jg., H. 2, S. 117–136.
- Traue, B. (2022): Erkenntniskonstitutive Polarisierung. Wie die Soziologie das dilemmatische Verhältnis von Komplexität und Positionierung reflektiert. Verhandlungsband des 41. Kongress der deutschen Gesellschaft für Soziologie, Universität Bielefeld.

- Tuma, R. (2018): Video-Interaktionsanalyse. In: Moritz, C./Corsten, M. (Hrsg.): *Handbuch Qualitative Videoanalyse*. Wiesbaden, S. 423–444.
- Wood, M./Brown, S. (2011): ‘Lines of Flight: Everyday Resistance along England’s Backbone’. In: *Organization*, 18, Jg, H. 4, S. 517–539.
- Wood, M./Perttu, S./Laurent, M. (2018): Manifesto for filmmaking as organisational research. In: *Organization*, 25. Jg., H. 6, S. 825–835. <https://doi.org/10.1177/1350508417749886>

# Performativität und epistemologischer Bruch. Zum ambivalenten Verhältnis von Sozialforschung und performativen Sozialwissenschaften

*Rainer Diaz-Bone & Guy Schwegler*

**Zusammenfassung:** Der Beitrag untersucht einige grundlegende wissenschaftstheoretische sowie methodologische Konsequenzen, die sich aus dem Verhältnis von Sozialforschung und dem Ansatz der so genannten performativen Sozialwissenschaften ergeben. Ausgangspunkt für diese Ausführungen und auch deren Abschluss markiert die historische Epistemologie von Gaston Bachelard. Bachelard hat Gemeinsamkeiten von und Unterschiede zwischen Literatur und Wissenschaft analysiert. Im Zentrum stehen die Fragen nach der spezifischen Kreativität der Wissenschaften, die er mit dem Konzept des epistemologischen Bruchs ermöglicht sieht. Bachelards Epistemologie kann als die wissenschaftstheoretische Position des (Neo)Strukturalismus aufgefasst werden kann. Der Beitrag bezieht sich aber auch auf den (Neo)Pragmatismus, der wiederum eine andere Problematisierung der performativen Sozialwissenschaft zulässt. Die Kombination dieser beiden Megaparadigmen bietet sich an, da beide gerade auch mit ihren Methodologien in der qualitativen Sozialforschung einflussreich sind. Letztendlich geht es so um die Fragen nach einer unabhängigen Erkenntnispraxis der Wissenschaften einerseits und den Konsequenzen aus ihrer gesellschaftlichen Involviertheit andererseits.

**Schlagwörter:** Bachelard, epistemologisches Hindernis, Literatur, Phänomenotechnik, (Neo)Strukturalismus, (Neo)Pragmatismus

## **Performativity and epistemological break. On the ambivalent relationship between social research and performative social sciences**

**Abstract:** The article examines some fundamental consequences of the philosophy of science as well as of methodology, which result from the relationship between social research and the approach of the so-called performative social sciences. Starting point for these remarks and also their conclusion is the historical epistemology of Gaston Bachelard. Bachelard analyzed similarities of and differences between literature and science. At the center are questions about the specific creativity of the sciences, which he conceptualizes through an epistemological break. Bachelard's philosophy of science can be understood as the epistemological position of (neo)structuralism. However, the article also refers to (neo)pragmatism, which in turn allows for a different problematization of performative social science. The combination of these two mega-paradigms is presented as both are influential in qualitative social research, especially with their methodologies. Ultimately, the article highlights questions of an independent cognitive practice of science on the one hand and the consequences of its social involvement on the other hand.

**Keywords:** Bachelard, epistemological obstacle, literature, phenomenotechnique, (neo) structuralism, (neo)pragmatism

„Man kann nur das erforschen, wovon man vorher geträumt hat. Die Wissenschaft entwickelt sich viel eher auf der Grundlage einer Träumerei als auf der Grundlage eines Experimentes, und es bedarf sehr vieler Experimente, um die Nebel eines Traums aufzulösen.“ (Bachelard 1985, S. 31)

## 1 Einleitung

Mit dem Begriff „performative Sozialwissenschaften“ werden verschiedene Positionen und Ansätze bezeichnet, die sozialwissenschaftliche Inhalte oder sozialwissenschaftliche Forschungspraktiken mit künstlerischen Formen der Aufführung, der Präsentation oder allgemeiner mit Formen von Kunst und kollektiver Kunsterfahrung zu verbinden versuchen (Winter/Niederer 2008; Winter 2023; Denzin 2022; Mey 2020, 2023). Oftmals geht mit dieser Verbindung auch eine Partizipation von nicht-wissenschaftlichen Akteursgruppen (Kunstproduzierenden und anderen) und eine sozialkritische Intervention einher (Denzin/Giardina 2009; Gergen/Gergen 2012). Mit dem Stichwort „Performativität“ wird daher das Hineinwirken von Kunst in Wissenschaft verbunden, um anzufragen, welche Steigerungen der Vermittlung und Erfahrung von Wissenschaft durch künstlerisch-ästhetische Praxisformen möglich werden. Dies ist die übliche Ausweisung der „performativen Sozialforschung“ und die mit dem Kontext verknüpfte Theoretisierung.

Mit der Perspektive der Performativität kann allerdings auch die wechselseitigen Beziehungen zwischen Sozialforschung und künstlerischen Praxisformen konzeptuell gefasst werden, um dann nach den Konsequenzen der beiden Beziehungsrichtungen zu fragen.<sup>1</sup> Die Konsequenzen sind vielfältig: Sie betreffen einmal das Verständnis der Differenzierung von Sozialforschung und Kunst und damit die Frage der Begründung von Wissenschaftlichkeit selbst sowie das Selbstverständnis der sozialen Rolle von Sozialforschenden.<sup>2</sup> Weiter wird die Frage virulent, was sich aus der Performativitätsperspektive an Folgerungen für bzw. an Beurteilungsmöglichkeiten von ästhetischen Formen in der Sozialforschung ergibt. Denn künstlerische Produkte und die Kunstwelten sind nicht nur Untersuchungsgegenstand. Vielmehr bedient sich die Sozialforschung ihrerseits künstlerischer Formen, vergleicht sich kritisch hinsichtlich Innovation und „Einbildungskraft“ oder reflektiert die Sozialforschung auch über ihre epistemischen Werte als ästhetische Formen (Diaz-Bone/Horvath 2020).

Ergänzend zum Verhältnis von Wissenschaft und Kunst findet sich die Charakterisierung der performativen Sozialwissenschaft anhand von transwissenschaftlichen Kriterien wie der Partizipation und der Emanzipation von nichtwissenschaftlichen Akteursgruppen (Schreier 2017; Denzin 2022). Im Zentrum des Ansatzes steht dabei nicht nur eine engagierte und aktivistische Perspektive auf die Beeinflussung von Gesellschaft, sondern eine insgesamt wissenschaftskritische Perspektive auf das Verhältnis von Sozialforschung und Gesellschaft (Gergen 2015). Die Eigengesetzlichkeit der Sozialforschung, ihr Anspruch auf epistemologische sowie methodologische Vorrangstellung und ihre spezifische, weil bewusst eingerich-

1 Dieser Artikel knüpft an Beiträge zur Performativität sowie zur historischen Epistemologie als Grundlage der Foucaultschen Diskursanalyse an (Diaz-Bone 2007, 2011a, 2017, 2022; Diaz-Bone/Schwegler 2021). Anders als in den vorangehenden Beiträgen ist der Bezug hier aber der Artikel von Mey (2023) und die Frage einer wissenschaftstheoretischen Fundierung von performativer Sozialforschung.

2 Siehe für die Differenzierung verschiedener Rollenmodelle für die Sozialforschenden die Debatte um die sogenannte „public sociology“ bei Michael Burawoy (2005).

tete und kontrollierte Distanziertheit zum Untersuchungsgegenstand werden letztlich in Frage gestellt (Denzin 2022). Kurz gesagt, mit der performativen Sozialwissenschaft werden fundamentale wissenschaftstheoretische Überlegungen angesprochen und in die Diskussion um qualitative Sozialforschung getragen.

Hier wird eine wissenschaftszentrierte Perspektive eingenommen. Die Grundlage dafür stellen die entsprechenden Positionen des (Neo)Strukturalismus und des (Neo)Pragmatismus dar.<sup>3</sup> Bei ersterem sind dies wesentlich die Arbeiten von Gaston Bachelard und die durch ihn begründete historische Epistemologie. Mit dem Erscheinen der grundlegenden Arbeiten von Claude Lévi-Strauss seit den 1940er Jahren, und später mit den Arbeiten von Michel Foucault und Pierre Bourdieu (und anderen), reicht der (Neo)Strukturalismus weit in die Sozialwissenschaften hinein. Nach den Anfängen des klassischen US-amerikanischen Pragmatismus bei William James, Charles S. Peirce sowie John Dewey ist dieser insbesondere von Hilary Putnam und Richard Rorty als eigenständige Philosophietradition in den USA entwickelt worden. Seit den 1920er Jahren hat die soziologische Chicago School an den klassischen Pragmatismus angeknüpft. Diese ist ihrerseits immer wieder aktualisiert und entwickelt worden mit Arbeiten wie denen von Herbert Blumer, Erving Goffman, Howard S. Becker oder Norman Denzin. Seit einigen Jahrzehnten kann man nun auch von einem französischen (Neo)Pragmatismus sprechen, der repräsentiert wird durch Wissenschaftsbewegungen wie der Akteur-Netzwerk-Theorie oder der Soziologie der Konventionen (Diaz-Bone 2018). Hierbei zeigen sich durchaus auch wechselseitige Beeinflussungen der beiden Wissenschaftsbewegungen (Dosse 1999; Diaz-Bone 2011b, 2018).

(Neo)Strukturalismus und (Neo)Pragmatismus zählen zu den kontinuierlichsten und einflussreichsten Megaparadigmen im Feld soziologischer empirischer Großtraditionen. Obwohl sie zentrale Grundelemente und Grundhaltungen teilen, weisen sie hinsichtlich einiger fundamentaler Positionen ihrer Methodologie und Epistemologie auch Gegensätze auf. Worauf es hier ankommt ist, dass (Neo)Strukturalismus und (Neo)Pragmatismus einerseits die Theoretisierungen von Wissenschaft, Epistemologie sowie Methodologie und andererseits von Kunst und Kultur (sowie auch von deren Beziehungen untereinander) integrieren. Dies zeichnet die beiden Megaparadigmen für die Problematisierung der performativen Sozialwissenschaften spezifisch aus und lässt sie besonders relevant werden. Sie werden hier eingeführt und auf performative Sozialwissenschaft bezogen, um die methodologischen sowie epistemologischen Konsequenzen für qualitativ Forschende zu fokussieren. Als Beispiel dient im Folgenden immer wieder die Literatur. Obwohl sich auch weitere Möglichkeiten und Medien angeboten hätten (etwa Fotografie), zeigt sich einige Problematiken explizit und auch aktuell relevant gerade in der Literatur.

---

3 Die Schreibweise (Neo)Strukturalismus und (Neo)Pragmatismus wird verwendet, um diese beiden, insbesondere für die qualitative Sozialforschung einflussreichen Megaparadigmen zu bezeichnen. Die Verwendung des Präfixes „(Neo)“ soll dabei deutlich machen, dass beide seit ihren Anfängen immer wieder Entwicklungen sowie Neuerungen hervorgebracht und auf kritische Gegenpositionen reagiert haben. Siehe zum (Neo)Strukturalismus Frank (1983) sowie Dosse (1996, 1997), zum klassischen philosophischen Pragmatismus siehe Nagl (1998) und Misak (2013), weiter zum klassischen soziologischen Pragmatismus Blumer (1984), Lindner (1997), Peneff (2018) und Chapoulie (2020). Zudem haben die beiden Paradigmen auch wechselseitige Beeinflussungen erfahren und man findet eine Reihe von aktuellen neopragmatischen Theoriesynthesen wie die Akteur-Netzwerk-Theorie, die Situationsanalyse, die Soziologie der Konventionen oder die relationale Soziologie, die sowohl Elemente des (Neo)Strukturalismus als auch Elemente des (Neo)Pragmatismus aneinander vermitteln (Dosse 1999; Diaz-Bone 2011b, 2018).

## 2 Die „avantgardistische“ Epistemologie des (Neo)Strukturalismus

Die wissenschaftshistorischen Arbeiten von Gaston Bachelard haben die metaphorische Struktur sowohl wissenschaftlicher Theorien als auch der Literatur aufgezeigt. Sein Ausgangsinteresse war aufzuzeigen, dass Wissenschaftsdynamik nicht im Sammeln von Befunden besteht. Der eigentliche wissenschaftliche Fortschritt repräsentiert vielmehr die systematische Reorganisation der wissenschaftlichen Denkweisen und ihrer zugehörigen, instrumentengestützten Praxis, so dass die Wissenschaft neue Gegenstände reflektiert generieren kann. Es sind die Publikationen Bachelards, die bereits einige Jahrzehnte vor Thomas Kuhns berühmter Studie „Die Struktur der wissenschaftlichen Revolutionen“ (Kuhn 1973) erscheinen und die die bruchhafte Reorganisation der Wissenschaften wissenschaftshistorisch untersuchen. Konkret sind das „Der neue wissenschaftliche Geist“ (Bachelard 1988), „Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes“ (Bachelard 1987a) und „Die Philosophie des Nein“ (Bachelard 1980).<sup>4</sup>

Bachelard zeigt auf, wie sich Wissenschaft als solche erst konstituieren kann. Einerseits muss sie sich von unmittelbaren Anschauungen, direkten Sinneserfahrungen und insgesamt dem Alltagsdenken systematisch („bruchhaft“) absetzen. Andererseits muss sie die Irrtümer, falschen Metaphern und Überzeugungen von vorauslaufenden Wissenschaftsformen erkennen und überwinden. Ein zentrales Konzept der Bachelardschen Wissenschaftsphilosophie, welches beide Monographien seit den 1930er Jahren ausarbeiten, ist der *epistemologische Bruch*. Der Bruch hat sowohl mit dem Alltagsdenken als auch mit Vorläufertheorien zu erfolgen. Von beiden muss sich die wissenschaftliche Praxis beständig abgrenzen: Um produktiv zu werden, muss die Wissenschaft eine „Avantgarde“ sein, die neue Erfahrungen und neue Phänomene methodisch und reflektiert generieren kann.

Während das Konzept des Bruchs eine breitere Rezeption erfahren hat (vgl. Whiteman/Dudley-Smith 2020), wird bislang wenig auf die durch Bachelard zeitgleich erfolgten Analysen der Literatur und der Struktur von poetischen Werken eingegangen. Die „Psychoanalyse des Feuers“ (Bachelard 1985) und die „Poetik des Raums“ (Bachelard 1987b) werden meistens nicht im Zusammenhang mit seinen wissenschaftsphilosophischen Arbeiten betrachtet (vgl. aber Smith 2016). Bachelard zeigt dort, dass sowohl Literatur als auch wissenschaftliche Theorien durch ihnen unterliegende, fundamentale Metaphern geprägt sind.<sup>5</sup> Der für Bachelard zentrale Begriff der *Einbildungskraft* ist in diesem Sinne wörtlich als Fähigkeit zu verstehen, das Wissen und die Erfahrung anhand von Metaphern als *Sinnbilder* zu organisieren, darüber neue Sinnbilder zu kreieren und in das Wissen sowie in die Erfahrung einzuführen (Bachelard 1985, 1987b). Es ist diese metaphorische Organisation der wissenschaftlichen Theorien und auch der Kunst, die sprachlicher Natur ist, welche das kollektive Denken, Erleben und Wahrnehmen prägt (Bachelard 1987a, 1987b).

In diesem Sinne sieht Bachelard die Aufgabe einer Wissenschaftsanalyse genauso wie die einer Kunstanalyse darin, die metaphorische Struktur des (wissenschaftlichen gleichermaßen wie des künstlerischen) Wissens freizulegen. Es sind die metaphorischen Denkweisen und ihre tiefere Organisation, die mit den Arbeiten Bachelards und der durch ihn begründeten historischen Epistemologie zum Gegenstand der Wissenschaftsphilosophie werden. Aus die-

4 Kuhns Buch ist im Englischen zuerst 1962 publiziert worden, während Bachelards Publikationen erstmals 1934, 1938 bzw. 1940 in Frankreich erschienen.

5 Eine Metapher findet sich etwa bei den Sozialwissenschaften und den Kriminalromanen gleichermaßen: nämlich die Vorstellung, dass hinter der alltäglich „naiven“ Realität noch eine „echtere“ Realität steckt (vgl. Boltanski 2013).

sem Grund ist bei Bachelard die Rede von der „Psychoanalyse“ des wissenschaftlichen Geistes und der objektiven Erkenntnis.<sup>6</sup> Diese Art der Wissenschaftsanalyse versucht auf der Ebene von Tiefenstrukturen des Wissens den Grund für wissenschaftliche Irrtümer zu finden. Letztere bilden einen Komplex, da Metaphern eben als wesentliche Teile der Tiefenstrukturen (neben grundlegenden Oppositionen) ihre spezifische systematische Organisation und eigene Realität haben. Diese Tiefenstrukturen betrachtet Bachelard als vorrangig gegenüber dem Zusammenhang der Sinneserfahrung (Bachelard 1985, S. 142).

Für die Analyse von Wissenschaft findet sich jedoch gegenüber der Kunstanalyse ein wichtiger Unterschied. Bachelard sieht in der metaphorischen Struktur zunächst ein „epistemologisches Hindernis“ für die wissenschaftliche Erkenntnis. In den 1938 zeitgleich erscheinenden Arbeiten „Psychoanalyse des Feuers“ und „Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes“ sind metaphorische Vorstellungen wie jene der Elektrizität und des Feuers als Substanzen zu überwinden:

Die Theorien über das Feuer sind epistemologische Hindernisse, die umso schwieriger zu überwinden sind, je deutlicher sie sich dem Psychologen darstellen. Etwas umständlicher gesagt, handelt es sich also um die Weiterführung der Psychoanalyse unter einem anderen Aspekt. Anstatt sich dem Dichter und dem Träumer zuzuwenden, richtet sich diese Psychoanalyse auf den Chemiker und Biologen der vergangenen Jahrhunderte. Aber sie deckt dabei eine Kontinuität von Denken und Träumen auf und stellt fest, daß in dieser Verbindung von Gedanke und Traum immer der Gedanke verunstaltet wird und unterliegt. Es ist also notwendig, den wissenschaftlichen Geist einer Psychoanalyse zu unterziehen, ihn zu einem diskursiven Denken zu zwingen, das der Träumerei Einhalt gebietet, sie auflöst oder untersagt, anstatt sie fortzusetzen. (Bachelard 1985, S. 79)

Die Position Bachelards, nach der die modernen Wissenschaften nicht auf sinnliche Alltagserfahrungen zurückgreifen können, bildet die wissenschaftstheoretische Grundlage und Grundhaltung des (Neo)Strukturalismus (Lepenies 1987; Bourdieu/Chamboredon/Passeron 1991). Die historische Epistemologie steht von Beginn an einer subjektzentrierten qualitativen Sozialforschung diametral entgegen, denn letztere betrachtet das subjektive Erleben und Verstehen sowie dessen lebensweltlichen Zusammenhang zugleich als Erkenntnisgrundlage und Untersuchungsgegenstand. Folglich setzt die (neo)strukturalistische Position auch den performativen Sozialwissenschaften Grenzen, da diese eine subjektive ästhetische Erfahrungen als genuin authentisch und hinsichtlich einer epistemologischen Fundierung als Alternative zur wissenschaftlichen Erfahrung denken. Für den (Neo)Strukturalismus sind es dagegen überindividuelle, vorbewusste Praxisformen und Tiefenstrukturen, die Erleben und Verstehen ermöglichen.

Die vorbewussten Praxisformen und Tiefenstrukturen können allerdings nicht nur untersucht, sondern auch einer kritischen und reflexiven Bereinigung unterzogen werden. Dies ist die Aufgabe, die Bachelard der Wissenschaftsgemeinschaft überantwortet, die sich distanzierend und durchaus polemisch der Inspektion irriger Metaphoriken und Denkformen widmet. Faktisch läuft diese Reflexivität bei Bachelard darauf hinaus, dass die Wissenschaftsgemeinschaft sich auch der Rationalität ihrer Sprache und der notwendigen Künstlichkeit ihrer selbst gewählten und so kontrollierten Metaphern bewusst werden muss. Sie entwickelt eine *Neosprache*, deren Begriffe und Konzepte von denjenigen der Alltagssprache systematisch verschieden sind: „Die Wissenschaftssprache ist prinzipiell eine Neosprache. Um in der Wissenschaftsgemeinschaft [cité scientifique] gehört zu werden, muss man die Wissenschafts-

6 Bachelards Verwendung des Konzepts von „Psychoanalyse“ ist dabei durchaus eigenständig. Denn für ihn unterliegt der Psyche keine externe Triebkraft wie der Sexualtrieb bei Freud. Stattdessen sieht Bachelard den Willen zur Intellektualität – die Einbildungskraft als Drang nach einem metaphorisch-bildhaften Verstehen – als fundamental an und erachtet die Verdrängung als wichtiges Prinzip in der Wissenschaft (Bachelard 1985, S. 19, 131, 143). Siehe dazu auch Smith (2016).

sprache wissenschaftlich sprechen, indem man die Begriffe der Alltagssprache in die Wissenschaftssprache übersetzt“ (Bachelard 1953, S. 216; Übersetzung RDB).

Eine entsprechende Bereinigung kann erfolgen, indem die Wissenschaftsgemeinschaft zeigt, dass sie die kollektive Einbildungskraft zur Rationalisierung der Denkstrukturen nutzt. Es sollen neue methodische und instrumentengestützte Erfahrungen und Phänomene ermöglicht werden, die Bachelard im gelingenden naturwissenschaftlichen Experiment beispielhaft realisiert sieht (Bachelard 1987a, 1988). Für diese Realisierung, die eine kontrollierte wissenschaftliche Konstruktion ist, hat er das Konzept der *Phänomenotechnik* eingeführt (Bachelard 1949, 1988; Rheinberger 2004; Diaz-Bone 2022). Darunter ist zu verstehen, dass die modernen empirischen Wissenschaften nicht einfach Phänomene vorfinden. Vielmehr müssen diese mit Hilfe von theorieinformaten Vorgehensweisen sowie theoriegesättigten Instrumenten kontrolliert hervorgebracht werden.<sup>7</sup> Erst die phänomenotechnische Realisierung neuer Erfahrungen und Phänomene bestätigt im Nachhinein die Fortschrittlichkeit der wissenschaftlichen Einbildungskraft und lässt rückblickend die vorlaufenden Irrtümer als solche einsichtig werden. Mit Konzepten wie *epistemologischer Bruch*, *Neosprache* und *Phänomenotechnik* erreicht die so projektierte Wissenschaft als künstliche Wissenschaftsgemeinschaft eine sozial kontrollierte und reflektierte Form.

Die von Bachelard erläuterte Form der Wissenschaft weist wiederum eine Verwandtschaft zu Kunst und Kultur auf. Diese experimentieren ebenso mit Formen, um neue ästhetische Erfahrungen bewusst zu ermöglichen – wenn sie entsprechend als kollektive Kunst, das heißt in Kunstwelten (Becker 2017), als normative Ordnung institutionalisiert werden und dort eine spezifische Form der Selbstreflexivität generieren. Die Ziele und inhaltlichen Programmatiken von Wissenschaft einerseits und Kunst andererseits mögen sich unterscheiden. Sie teilen aber das reflexive Bewusstsein ihrer zu erringenden und zu gestaltenden Freiheit. Eine Denkfigur wie der epistemologische Bruch fände sich dann ebenfalls in der Kunst in anderer Form wieder, nämlich als ästhetische Distanzierung von der Alltagsästhetik. Hier setzen die performativen Sozialwissenschaften mit Blick auf die Wissenschaften nun an. Aber die Frage ist, anhand welcher Kriterien Wissenschaft einerseits und performative Sozialwissenschaften andererseits ihre unterschiedlichen Performativitäten jeweils messen lassen wollen bzw. müssen.

Man kann einwenden, dass die Wissenschaftsphilosophie von Bachelard mit Bezug auf die Naturwissenschaften und insbesondere als Gegenprogramm zum bis heute einflussreichen (Neo)Positivismus entwickelt worden ist.<sup>8</sup> Aber es sind gerade die Arbeiten von Foucault und Bourdieu, die, wie diejenigen Bachelards (Diaz-Bone 2022), die systematische Reflexion auf Wissenschaftlichkeit mitsamt ihrer Methodologie und Epistemologie in Verbindung bringen mit der Analyse der Kunst – und konkret auch der Literatur. Dazu zählt beispielsweise die Diskursanalyse des Metaphernkomplexes der literarischen Schriften von Raymond Roussel (Foucault 1989) oder die Feldanalyse anhand des Romans „Die Erziehung des Herzens“ (Bourdieu 1992). In diesen Arbeiten ist der epistemologische Bruch nicht nur mit dem Alltagsdenken, sondern auch mit dem untersuchten ästhetischen Denken fundierend. Der Untersuchungsgegenstand wird systematisch neu als wissenschaftliches Objekt konstruiert. Die (neo)strukturalistischen Wissenschaftsanalysen entwickeln eine spezifische nicht-subjektzentrierte Interpretation von Wissenspraktiken, die Verstehen und Sinn auf Diskurse und Felder zurückführen, nicht auf die Intentionen und Interpretationen von Individuen

7 Bachelard trifft in der Phänomenotechnik keine zentrale Unterscheidung zwischen Theorie und Technik. Letztere entspricht lediglich einem „materialisierten“ Theorem (Bachelard 1949).

8 Der Positivismus hatte Theorie als transparente und logische Strukturen konzipiert, deren begriffliche Bestandteile sich direkt auf rein sinnliche Erfahrungen beziehen lassen sollen (Tiles 1984; Diaz-Bone/Schwegler 2021).

(Diaz-Bone 2008, 2013). Der (Neo)Strukturalismus ist insgesamt durch eine epistemologische und methodologische Differenzierung von Sozialforschung gegenüber Gesellschaft gekennzeichnet, die als „avantgardistisch“ bezeichnet werden kann.

### 3 Die „demokratisierte“ Epistemologie des (Neo)Pragmatismus

Im (Neo)Pragmatismus findet sich eine starke Gegenpositionen zur Vorstellung eines epistemologischen Bruchs als Ausgangspunkt für die Wissenschaften. Der (neo)pragmatische Ansatz geht von einer von Beginn an weniger starken Differenzierung zwischen Sozialforschung und Sozialforschenden einerseits sowie den von ihnen analysierten sozialen Welten und Interpretationspraktiken der Individuen andererseits aus. Auch und gerade die performativen Sozialwissenschaften engagieren sich für eine solche Entdifferenzierung. Man kann hier von einer „demokratisierten“ Epistemologie sprechen – im Gegensatz zur Bachelard'schen Position, die mit dem epistemologischen Bruch zum Alltagsdenken der Wissenschaftsgemeinschaft eine epistemologische Vorrangstellung zuspricht. Befördert wird diese „Demokratisierung“ durch die weitgehende Abwesenheit von Konzepten wie Tiefenstrukturen und kollektiven Vorbewussten sowie durch die Annahme der Ausstattung von Akteurinnen und Akteuren mit handlungspraktischer Agency (Blumer 2013). Das Alltagshandeln wird als komplexe, mit dem Theaterspielen korrespondierende Inszenierung analysiert (Goffman 1973). Insbesondere der französische (Neo)Pragmatismus erachtet die handelnden Personen als reflexiv kompetent, die Angemessenheit sozialer Koordinationslogiken zu beurteilen (Boltanski/Thévenot 2007; Boltanski 2010). Hinzu kommt, dass der (Neo)Pragmatismus – auch als Gegenposition zum (Neo)Positivismus – die Trennung von wissenschaftlichem Wissen und Werten in radikaler Weise in Frage stellt. Was Daten, also wissenschaftlich anerkannte „Fakten“ und ihre Bedeutung sind, was als relevante Forschung, was als gute Wissenschaft und was als Theorie gilt, hängt von epistemischen und sozio-kulturellen Werten ab (Putnam 1995, 2002; Diaz-Bone/Horvath 2020).

Sozialforschung ist für den (Neo)Pragmatismus immer auch gesellschaftliches Problemlösen. Ihre grundsätzliche Rechtfertigung ist darin zu sehen, dass sie Gesellschaft zu verbessern hilft – anstatt nur aus der wissenschaftlichen Distanz zu betrachten (Rorty 1993; Dewey 2002). Das direkte Involviertsein, die teilnehmende Forschung und der unmittelbare Kontakt mit den untersuchten Welten ist die wesentliche epistemologische Grundhaltung. Dies muss aus Sicht des (Neo)Strukturalismus naiv und letztlich epistemologisch inakzeptabel erscheinen. Aber es findet sich keine (neo)pragmatische Grundlage für ein dem epistemologischen Bruch korrespondierendes Konzept, da die Akteurinnen und Akteure im Grunde dieselben Kompetenzen wie die Forschenden aufweisen. Becker hat sich hier (der Bezug ist die Soziologie von Bourdieu) klar gegen die epistemologische Grundhaltung des (Neo)Strukturalismus gewandt:

Many social theories start with the premise that reality is hidden from ordinary mortals and that it takes a special competence, perhaps even a magical gift, to be able to see through these obstacles and discover The Truth. I have never believed that. To quote my mentor Hughes [...], he often said that sociologists did not know anything that nobody else knew. Whatever sociologists knew about social life, they had learned from someone who was part of and fully engaged in that area of life. (Becker in Becker/Pessin 2006, S. 285)

Eine der pointiertesten (neo)pragmatischen Positionen für eine performative Sozialforschung hat Norman Denzin entwickelt (Denzin 2003, 2007, 2008a, 2008b; Winter/Niederer 2008; Winter 2023). Unter dem Begriff performative Sozialforschung fordert er zuerst eine Umorientierung des Interviews (Denzin 2008a). Dieses soll nicht lediglich Informationen sammeln, sondern „Aufführungstexte“ produzieren (Denzin 2008a, S. 139). Obwohl Denzin diese Überlegungen anhand des Interviews einführt und Hinweise auf die Übertragung von künstlerischen Praktiken oftmals auf Aspekte des Theaters fokussieren, gehen seine Vorstellungen darüber hinaus und lassen sich auf die qualitative Sozialwissenschaft insgesamt übertragen. Besonders deutlich wird Denzins (neo)pragmatisches Anliegen in Bezug auf die angestrebte Wirkungsweise der Sozialwissenschaften: Die Darstellungen in „Aufführungen“ sollen wissenschaftliche Autorität in der Interpretation hinterfragen und sozial-marginalisierten Gruppen dabei helfen, sich artikulieren zu können. Dies wird als ein progressiv politisches Projekt verstanden, mit dem die „Herstellung einer radikal freien demokratischen Gesellschaft“ bewirkt werden soll (Winter/Niederer 2008, S. 284; vgl. Denzin 2007).

Die Wissenschaftstheorie des (Neo)Pragmatismus darf aber nicht gleichgesetzt werden mit einer unkritischen Haltung gegenüber der performativen Sozialwissenschaft. Eine solche, prominente Kritik formulierte Paul Atkinson mit Bezug auf die Autoethnographie (2013). Die Entwicklungen des autoethnografischen Forschungsansatzes allgemein und insbesondere des damit implizierten Schreibstils können der performativen Sozialforschung zugeordnet werden (vgl. Ploder 2021, S. 157; Mey 2023, S. 75f.). Atkinsons Kritik hebt darauf ab, dass Autoethnografie keine Verbesserung des simplen, positivistischen Verständnisses von Ethnografie erziele. Denn anstelle des unabhängigen Beobachters einer gegebenen Realität trete eben auf diese Weise keine multiperspektivische Darstellung, die eine sich im Werden befindenden Realität (Dewey 2002) abbilden würde. Vielmehr werde ein romantisches Konzept von „Subjekt“ präsentiert, um das sich die Texte drehen, und das eine ontologische Sicherheit anbiete: ein „sentimentaler Realismus“ (Atkinson 2013, S.28f.). Auch der (Neo) Pragmatismus kann daher als Quelle für wissenschaftstheoretische Grundpositionen dienen, um sich der performativen Sozialwissenschaft kritisch zuzuwenden.

Zudem macht die (neo)pragmatische Perspektive deutlich, dass die suggerierte Gegenüberstellung von Wissenschaft und Kunst nicht haltbar ist. Hierbei ist jedoch das Argument nicht mehr (nur) das der Tiefenstrukturen, die beide Bereiche gleichermaßen informieren (siehe oben). Vielmehr geht es um Situationen (oder „Umwelten“), in denen sich ähnliche Vorgehensweisen etablieren, etwa des Nachforschens oder des Darstellens. Das Paradebeispiel hierfür ist die Chicago School selbst und ihre Stadtethnografie. Denn in der ersten Hälfte des 20. Jahrhundert finden sich in Chicago die verschiedensten Netzwerke zwischen Personen aus Literatur und Journalismus einerseits und Wissenschaft andererseits (Capetti 1993; Lindner 2007). Ein anderes Beispiel sind die von Marcel Ortmann (2021) genannten „Literatureffekte“, über die er verdeutlicht, dass sich unabhängig von einer Felddifferenzierung unterschiedliche Überschneidungen von Literatur und Sozialwissenschaften in konkreten Werken und bei verschiedenen Personen herausheben lassen (vgl. Lepenies 1985). Eine a priori kritische Gegenüberstellung sowie Trennung von Wissenschaft und Kunst, die der performativen Sozialwissenschaft teilweise als (implizite) Ausgangslage eines eigenen Wissenschaftsverständnis dient, kann daher auch ganz anders betrachtet werden.

## 4 Performative Sozialwissenschaften oder Performativität der Sozialwissenschaften?

Die Ansätze der performativen Sozialwissenschaft repräsentieren nicht einfach nur Kritik an Wissenschaftsverständnissen, sondern werden von den Vertreterinnen und Vertretern als ein engagiertes Vorgehen angesehen. So stellt Kenneth Gergen fest, dass die verschiedensten Kontroversen um Objektivität und Wahrheit in der Wissenschaft zwar nicht aufgelöst wurden, aber in gewissen Übereinstimmungen mündeten; insbesondere in der qualitativer Sozialforschung herrsche daher ein „reflektives Paradigma“ vor (Gergen 2015, S. 289). Dabei werde aber eine bestimmte Grundhaltung nicht hinterfragt, die sich wie folgt zusammenfassen lässt: „[T]he vast share of these [qualitative] research practices carry with them a dualist premise, distinguishing between the world on the one side and the observer on the other“ (Gergen 2015, S. 290). Gergen hält dem entgegen, dass Wissenschaft eben nicht nur ein Spiegel der Welt sei, sondern „performativ“ im Sinne von John Austin (1972). Wissenschaftliche Beschreibungen von sozialem Handeln führen zu Veränderungen von eben diesem (vgl. Hacking 1999).

Gergens Vorschlag ist, Forschung bereits von Beginn an so zu imaginieren, dass sie auf Veränderungen abzielt: „Herein lies the essence of a future forming orientation to research“ (Gergen 2015, S. 294). Performative Sozialwissenschaft ist für ihn eine Möglichkeit, eine solche Zukunftsformung zu betreiben (Gergen 2015, S. 299). Seine Argumentation nimmt dabei (neo)strukturelle und (neo)pragmatische Elemente auf: Hinsichtlich des (Neo)Strukturalismus hält er fest, dass Wissenschaft mittels Tiefenstrukturen organisiert ist und verweist unter anderem auf Diskursanalysen, welche sich diesen Aspekten widmen (Gergen 2015, S. 296/298). Dabei weisen diese Analysen aber selbst wiederum Tiefenstrukturen auf, die wirkliche Veränderungen verhindern, wie etwa die eigene Rhetorik. Die performative Sozialwissenschaft ermögliche hier eine Reflexion der bisherigen Wissenschaftspraxis (Gergen 2015, S. 299). (Neo)Pragmatisch ist Gergens grundsätzliche Forderung nach dem Imaginieren von Zukünftigem und der Bewahrung solcher Imaginationen. Darüber hinaus verdeutlicht er, dass in der performativen Sozialwissenschaft die Diskussion um Werte in der Wissenschaft unumgänglich sei: „To responsibly address the question of ‘to what kind of future can I contribute,’ is to face complex questions of the good“ (Gergen 2015, S. 306).

Die Vorschläge von Gergen und anderen implizieren, dass das wissenschaftliche Wissen einer anders organisierten Vermittlung bedarf und dies von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern angeleitet werden soll (vgl. Gergen 2015, S. 305). Umgekehrt könnte dies bedeuten, dass Kunst nicht oder noch nicht ausreichend Wissenschaft vermittelt und Kunstschaffende nicht selbst Ergebnisse der Wissenschaft mit künstlerischen Mitteln präsentieren.<sup>9</sup> Gegenwärtig findet sich jedoch als empirisches Phänomen ein breiter Bereich in der Kunstproduktion, der bereits explizit auf wissenschaftliches Wissen Bezug nimmt. Insbesondere eine Vielzahl von Theorien aus den Sozialwissenschaften wirken performativ in verschiedenen Kunstwelten (Schwegler, i.E.). Anstatt das konkrete Vorgehen zu diskutieren, das als Neu-Orientierung der performativen Sozialwissenschaft vorgeschlagen wird, soll hier die Abwesenheit dieses zentralen, gegenwärtigen Phänomenbereichs problematisiert werden. Denn wissenschaftliches Wissen wird bereits ohne eine Neu-Organisation vermittelt und diese Vermittlung wird durch Künstlerinnen und Künstler angeleitet: Sie nutzen künstlerische Mittel, um wissenschaftliches Wissen zu verbreiten.

9 Von dieser Implikation wäre natürlich derjenige Bereich von Kunst ausgenommen, der Elemente einer „Arts-based Research“ (Chilton/Leavy 2022) oder „Artistic Research“ (Haarmann 2019) aufweist.

In solchen Kunstwelten (als sozialen Welten der Kunstproduktion, Becker 2018; Diaz-Bone 2010) lässt sich ein Spektrum von verschiedenen Weisen der Integration sozialwissenschaftlichen Wissens unterscheiden.<sup>10</sup> Für die Diskussion um performative Sozialwissenschaft mag es zuerst interessant sein, dieses Spektrum anhand der Art und Weise zu organisieren, wie explizit das sozialwissenschaftliche Wissen vermittelt werden soll. Auf der einen Seite finden sich dann abstraktere Formen wie Musik, bei denen Produzentinnen oder auch Kritiker zwar auf Konzepte verweisen, aber nicht unbedingt auf die Vermittlung von sozialwissenschaftlichem Wissen abzielen (Brennan 2019). Auf der anderen Seite des Spektrums wären dann Kunstproduktionen, die sozialwissenschaftliches Wissen expliziter einführen, erläutern und damit vermitteln. Ein Beispiel hierfür ist das Genre der Autosoziobiografie, in dem eine enge „Verzahnung“ sozialwissenschaftlichen Wissens mit literarischen Verfahren erfolgt (Blome/Lammers/Seidel 2022, S. 7; Ortman 2021, S. 447f.): Klassen- oder Geschlechterkonzepte werden von den Autorinnen und Autoren rezipiert, in die Werke integriert und anhand eigener, „authentischer“ Erfahrungen vermittelt (Reutner 2020, S. 104). In beiden Bereichen des Spektrums wird daher performative Sozialforschung betrieben – und zwar in der Kunstproduktion selbst.

Vor diesem Hintergrund lässt sich die Vermischung von Wissenschaft und Kunst neu befragen. In Bezug auf Autosozio biografien muss festgehalten werden, dass „Rückkehr nach Reims“ (2016) des Soziologen Didier Eribon als besonders einflussreich für das Genre gilt (Blome/Lammers/Seidel 2022, S. 1).<sup>11</sup> Das Buch scheint aber nicht (hauptsächlich) sozialwissenschaftliches Wissen auf künstlerische Weise zu vermitteln, wie das die performative Sozialwissenschaft anstreben würde. Vielmehr inspiriert und verändert dieses Wissen die Formen in der Kunstproduktion: den Wechsel einer sozialen Klasse „zu narrativieren und eine Sprache dafür zu entwickeln, die diesen Mechanismen Rechnung trägt, ist eine der Herausforderungen“ (Blome/Lammers/Seidel 2022, S. 11) für die Schreibenden von Autosozio biografien. Performativität impliziert daher vor allem auch Änderungen der Produktionsprozesse und deren Resultate. Was daher zu problematisieren ist, ist nicht nur ein neuer Vollzug der performativen Sozialwissenschaft. Es muss auch eine Realisierung des sozialwissenschaftlichen Wissens in der Kunst betrachtet werden. Dies würde einer der Wissenschaft nicht bewussten oder nicht von ihr organisierten Phänomenotechnik entsprechen: eine Art und Weise, wie wissenschaftliche Theorie die empirischen Phänomene hervorbringt.

Damit rückt die Frage nach der Performativität der Sozialwissenschaft ins Zentrum des Interesses (Callon 1998; Diaz-Bone/Schwegler 2021): Wie verändert sich Kunstproduktion durch das sozialwissenschaftliche Wissen? Ein Modell, das diese Veränderungen systematisiert, unterscheidet drei Bereiche (Schwegler i.E.): (1) Neue normative Prinzipien und Ziele der Kunstproduktion werden durch sozialwissenschaftliche Konzepte angeleitet und gerechtfertigt. (2) Durch Bezüge zu wissenschaftlichem Wissen werden Praktiken der Produktion (aber auch der Rezeption, Distribution, ...) angepasst und als innovativ herausgestellt. (3) Mittels konzeptioneller Überlegungen aus den Sozialwissenschaften lassen sich jene Realitätsvorstellungen neu bestimmen, die Kunst anleiten. Dieser Perspektivierung von Performativität ist eigen, dass sie den sozialwissenschaftlichen Konzepten einen vorausschreitenden Charakter zuschreibt. Die Sozialwissenschaften geben Aspekte für die Kunstproduktion vor, deren Realisierung dann auch analysieren können. Die entsprechenden Effekte sind nicht

10 Beispiele für solche Welten, in denen die Theorien der Sozialwissenschaften verwendet werden, finden sich (wie bereits angeführt) in der Literatur (siehe auch Boyer 2001), der Musik (Geisthövel 2009; Schwegler i.E.), der bildenden Kunst (Schmidt-Wulffen 2016), dem Tanz (Manning/Ross/Schneider 2020; Schwegler i.E.) und dem Design (Seitz 2017; Schwegler i.E.), aber auch in vielen weiteren Welten außerhalb der Kunst (vgl. Gergen 2015, S. 304f; Schwegler i.E.).

11 Und Eribons Buch selbst war wiederum inspiriert von der „Selbstobjektivierung“ Bourdieus (2002; vgl. Reuter 2020, S. 103).

nur als den Individuen bewusste Prozesse aufzufassen, sondern auch als überindividuelle Phänomene.

Aus dieser Performativität folgen weitere Konsequenzen für ein qualitatives Vorgehen. Es gilt den Umgang mit nicht nur in allgemeinen, sondern auch in spezifischen (sozialwissenschaftlichen) Theorien kompetenten Akteursgruppen zu reflektieren (Schwegler 2021). Zum einen hat dies Konsequenzen für die Interpretation, also das Analysieren der Empirie und Kodieren der Daten. Die Herausforderung besteht nicht mehr nur im Abgeben von Deutungshoheit (die implizit durch theoretisches Wissen markiert wird). Vielmehr muss eine theoretische Kollaboration in gemeinsamen Interpretationen mit den entsprechenden Personen angestrebt werden (Schaefer/Bär/Mitglieder des Forschungsprojektes ElFE 2019) und eigene Deutungshoheiten müssen neu entwickelt werden. Zum anderen muss in Bezug auf die Vermittlung von wissenschaftlichem Wissen anerkannt werden, dass dieses Wissens bereits diffundiert. Anstatt nach künstlerischen Vermittlungsformen zu suchen, gilt es die bisherigen Vermittlungsprozesse neu zu reflektieren. Zentral hierfür ist die Wertfrage: Welche (positive) Valorisierung wird womöglich durch die Forschungsergebnisse für die handelnde Personen im Allgemeinen und die Kunstschaffenden im Spezifischen realisierbar (vgl. Haynes/Nowak 2021)? Dies zu reflektieren kann das tatsächlich stattfindende Diffundieren von wissenschaftlichem Wissen verständlicher machen. Die methodologische Beachtung solcher nicht-intendierter Effekte ergänzt dann die Überlegungen einer performativen Sozialwissenschaft.

## 5 Ausblick – der Bruch als Ausgangspunkt

Die hier herangezogenen und zuletzt in der Performativität der Sozialwissenschaft zugespitzten Konzeptualisierungen aus den beiden Megaparadigmen (Neo)Strukturalismus und (Neo)Pragmatismus können als einflussreich für die performative Sozialforschung angesehen werden. Allerdings stehen sie in gewisser Weise in Opposition, was den Zusammenhang von wissenschaftlicher Erfahrung und nicht-wissenschaftlicher Erfahrung angeht. Eben diese Opposition ist in dem Beitrag auf die performative Sozialforschung bezogen worden, um deren Virulenz dort zu verdeutlichen. Denn einerseits stellt die performative Sozialforschung in Aussicht, anhand anderer (nämlich künstlerisch-ästhetischer) Erfahrungen, die wissenschaftliche Erfahrung zu erweitern, zu bereichern und zu demokratisieren. Hier steht die performative Sozialforschung dem (Neo)Pragmatismus näher. Sie riskiert aber damit, ihr Anliegen zu verfehlen, da sie entweder die Nähe zur Alltagserfahrung sucht oder den Verlust von wissenschaftlicher Reflexivität, Instrumentalität und Konstruiertheit in Kauf nimmt. Andererseits scheinen gerade künstlerisch-ästhetische Strategien der Entfremdung und Distanzierung von der Alltagserfahrung und von (bislang etablierten Formen der) Wissenschaftlichkeit dem (Neo)Strukturalismus nahe zu stehen. Allerdings ist hierbei bislang nicht erkennbar, wie diese Strategien so ausgerichtet sein können, dass sie das strategische Interesse des Konzepts des epistemologischen Bruchs im Bereich der performativen Sozialforschung auch fortsetzen bzw. spiegeln.

Das Konzept des Bruchs kann eine spezifische Grundlage für Kriterien liefern, mit denen performative Sozialwissenschaft sich bewerten lässt (ohne dass hier auf konkrete Kriterien eingegangen wird).<sup>12</sup> Die Vorstellung eines Bruchs mit Bisherigem als ein produktives Moment für die Wissenschaft ist grundsätzlich der Diskussion um performative Sozialwissen-

12 Siehe aber für die Diskussion einer methodologischen Strategie in der Diskursforschung Diaz-Bone (2017, 2022).

schaften nicht fremd (Denzin 2008b, S. 170). Dies mit Bachelard zu imaginieren bedeutet aber nochmals etwas Spezifischeres: Der Bruch ist als *Bedingung* für Neues, Innovation und damit für wissenschaftliche wie künstlerische Kreativität anzusehen und muss *kontrolliert* herbeigeführt sowie reflektiert werden. Die simple Vermischung von Wissenschaft und künstlerischen Praktiken ist daher nicht einfach als ein sich selbst vollziehender Prozess zu betrachten. Vielmehr gilt es diese Vermischung als Experiment zu nutzen, als bewusste Phänomenotechnik, die eine wissenschaftliche Kreativität antreibt.

Die Vorstellung vom epistemologischen Bruch darf dabei nicht als vollständige und essentialistische Differenzierung zwischen Wissenschaft und außerwissenschaftlichen Bereichen aufgefasst werden. Ziel ist es, das Konzept der Wechselwirkungen zwischen beiden Sphären ernst zu nehmen und daraus resultierende Konsequenzen zu formulieren. Das Verhältnis zwischen Wissenschaft und Nicht-Wissenschaft zeichnet sich in einem historischen Prozess ab (Bachelard 1988). Daher sind die beiden Bereiche auch nicht komplett losgelöst voneinander, sondern sie befinden sich in einem diskontinuierlichen Wechselspiel: Konzept des epistemologischen Bruchs beschreibt einen Wissenschaftsprozess, in dem Widerstände und Gegensätze aufeinander reagieren und so Um- und Abbrüche schaffen. Eine durch den epistemologischen Bruch ermöglichte Wissenschaftskultur ist lediglich ein empirischer Zwischenstand und damit kein a priori (vgl. Diaz-Bone 2007). Die an die performativen Sozialwissenschaften auch mit Mey (2023, S. 79) zu adressierende Frage ist nun *wie* und *mit welchem zu erreichendem Effekt* dort die Performativität *konkret* implementiert, reflektiert und kontrolliert wird. Was also wäre eine Entsprechung zum epistemologischen Bruch im Bereich der performativen Sozialwissenschaften? Diese Entsprechung müsste ermöglichen, dass der Bereich weiterhin als legitime Wissenschaft gelten kann, weil er ebenfalls den systematisch kontrollierten und erfahrungserweiternden Bruch mit Alltagswissen ermöglicht, der neues kollektives relevantes Wissen schafft, damit Wissenschaft valorisiert und nicht einfach Wissenschaft anders „vorführt“.

## Literatur

- Atkinson, P. (2013): Ethnographic writing, the avant-garde and a failure of nerve. In: International Review of Qualitative Research, 6. Jg., H. 1, S. 19–35. <https://doi.org/10.1525/irqr.2013.6.1.19>
- Austin, J. (1972): Zur Theorie der Sprechakte. Stuttgart.
- Bachelard, G. (1949): Le rationalisme appliqué. Paris.
- Bachelard, G. (1953): Le materialisme rationnel. Paris.
- Bachelard, G. (1980): Philosophie des Nein. Frankfurt a.M.
- Bachelard, G. (1985): Psychoanalyse des Feuers. München.
- Bachelard, G. (1987a): Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes. Frankfurt a.M.
- Bachelard, G. (1987b): Poetik des Raumes. Frankfurt a.M.
- Bachelard, G. (1988): Der neue wissenschaftliche Geist. Frankfurt a.M.
- Becker, H.S. (2017): Kunstwelten. Hamburg.
- Becker, H.S./Pessin, A. (2006): A dialogue on the ideas of "world" and "field". In: Sociological Forum, 21. Jg., H. 2, S. 275–286. <https://doi.org/10.1007/s11206-006-9018-2>
- Blome, E./Lammers, P./Seidel, S. (2022): Zur Poetik und Politik der Autoethnobiographie: Eine Einführung. In: Blome, E./Lammers, P./Seidel, S. (Hrsg.): Autoethnobiographie. Berlin/Heidelberg, S. 1–14. [https://doi.org/10.1007/978-3-662-64367-9\\_1](https://doi.org/10.1007/978-3-662-64367-9_1)
- Blumer, H. (2013): Symbolischer Interaktionismus. Berlin.
- Boltanski, L. (2010): Soziologie und Sozialkritik. Berlin.
- Boltanski, L. (2013): Rätsel und Komplotte. Kriminalliteratur, Paranoia, moderne Gesellschaft. Berlin.

- Boltanski, L./Thévenot, L. (2007): *Über die Rechtfertigung. Eine Soziologie der kritischen Urteilskraft.* Hamburg.
- Bourdieu, P. (1992): *Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes.* Frankfurt a.M.
- Bourdieu, P. (2002): *Ein soziologischer Selbstversuch.* Frankfurt a.M.
- Bourdieu, P./Chamboredon, J.-C./Passeron, J.-C. (1991): *Soziologie als Beruf.* Berlin. <https://doi.org/10.1515/9783110856477>
- Boyer, D. (2001): Foucault in the bush: The social life of post-structuralist theory in East Berlin's Prenzlauer Berg. In: *Ethnos*, 66. Jg., H. 2, S. 207–236. <https://doi.org/10.1080/00141840120070949>
- Brennan, E. (2019): Post-punk politics and British popular modernism. The reception of French theory within a "renegade tradition" of music journalism. In: *Palimpsestes*, 33. Jg., H. 1, S. 199–213. <https://doi.org/10.4000/palimpsestes.4649>
- Bulmer, M. (1984): *The Chicago School of Sociology.* Chicago.
- Burawoy, M. (2005): For public sociology. In: *American Sociological Review*, 70. Jg., H. 1, S. 4–28. <https://doi.org/10.1177/000312240507000102>
- Callon, M. (1998): Introduction. The embeddedness of economic markets in economics. In: Callon, M. (Hrsg.): *The laws of the markets.* Malden, S. 1–57. <https://doi.org/10.1111/j.1467-954X.1998.tb03468.x>
- Cappetti, C. (1993): *Writing Chicago. Modernism, ethnography, and the novel.* New York.
- Chilton, G./Leavy, P. (2022): Arts-based research practice: Merging social research and the creative arts. In: Leavy, P. (Hrsg.): *The Oxford handbook of qualitative research.* 2. Auflage Oxford, S. 601–632. <https://doi.org/10.1093/oxfordhb/9780190847388.013.27>
- Denzin, N. (2003): *Performance ethnography. The politics and pedagogies of culture.* London.
- Denzin, N. (2007): *Flags in the window: Dispatches from the American war zone.* New York.
- Denzin, N. (2008a): Das reflexive Interview und eine performative Sozialwissenschaft. In: Winter, R./Niederer, E. (Hrsg.): *Ethnographie, Kino und Interpretation.* Bielefeld, S. 169–202.
- Denzin, N. (2008b): Ein Plädoyer für die performative Dimension. In: Winter, R./Niederer, E. (Hrsg.): *Ethnographie, Kino und Interpretation.* Bielefeld, S. 169–202. <https://doi.org/10.1515/9783839409039-005>
- Denzin, N. (2022): Performance [auto] ethnography. A manifesto in the form of an abstract. In: Poferl, A./Schröer, N. (Hrsg.): *Handbuch Soziologische Ethnographie.* Wiesbaden, S. 447–462. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-26405-5\\_27](https://doi.org/10.1007/978-3-658-26405-5_27)
- Denzin, N./Giardina, M.D. (2009): Qualitative inquiry and social justice. Toward a politics of hope. In: *Qualitative inquiry and social justice: Toward a politics of hope.* Walnut Creek, S. 11–52.
- Dewey, J. (2002): *Logik. Die Theorie der Forschung.* Frankfurt a.M.
- Diaz-Bone, R. (2007): Die französische Epistemologie und ihre Revisionen. Zur Rekonstruktion des methodologischen Standortes der Foucaultschen Diskursanalyse. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 8. Jg., H. 2, Art. 24.
- Diaz-Bone, R. (2010): *Kulturwelt, Diskurs und Lebensstil. Eine diskurstheoretische Erweiterung der Bourdieuschen Distinktionstheorie.* 2. Auflage. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-91940-9>
- Diaz-Bone, R. (2011a): Die Performativität der qualitativen Sozialforschung. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 12. Jg., H. 3, Art. 22.
- Diaz-Bone, R. (2011b) (Hrsg.): *Soziologie der Konventionen. Grundlagen einer pragmatischen Anthropologie.* Frankfurt a.M.
- Diaz-Bone, R. (2017): Warum Performativität? Perspektiven für eine konventionalistische Methodologie der Foucaultschen Diskursanalyse. In: *Zeitschrift für Diskursforschung*, 5. Jg., H. 1, S. 32–49.
- Diaz-Bone, R. (2018): Neue Synthesen von Handlungs- und Strukturanalyse. In: Akremi, L./Baur, N./Knoblauch, H./Traue, B. (Hrsg.): *Handbuch Interpretativ forschen.* Weinheim, S. 535–559.
- Diaz-Bone, R. (2022): What difference does Foucault's discourse analysis make? Why discourse analysis needs to be based on the concepts of historical epistemology. In: *Zeitschrift für Diskursforschung*, 10. Jg., H. 2, S. 217–226.

- Diaz-Bone, R./Horvath, K. (2020): Konventionen, epistemische Werte und Kritik. Neopragmatische Perspektiven auf Sozialforschung. In: *Zeitschrift für qualitative Forschung*, 20. Jg., H. 2, S. 235–251. <https://doi.org/10.3224/zqf.v20i2.02>
- Diaz-Bone, R./Schwegler, G. (2021): Performativität, Kunst und Wissenschaft. Soziologische Perspektiven auf die wechselseitige Beeinflussung von Wissenschaft und Kunst. In: Dietrich, M./Leser, I./Mruck, K./Ruppel, P.S./Schwentenius, A./Vock, R. (Hrsg.): *Begegnen, Bewegen und Synergien stiften. Transdisziplinäre Beiträge zu Kulturen, Performanzen und Methoden*. Wiesbaden, S. 137–153. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-33632-5\\_8](https://doi.org/10.1007/978-3-658-33632-5_8)
- Dosse, F. (1996): *Geschichte des Strukturalismus. Band 1: Das Feld des Zeichens (1945–1966)*. Hamburg.
- Dosse, F. (1997): *Geschichte des Strukturalismus. Band 2: Die Zeichen der Zeit (1967–1991)*. Hamburg.
- Dosse, F. (1999): *The empire of meaning. The humanization of the social sciences*. Minneapolis.
- Eribon, D. (2016): *Rückkehr nach Reims*. Frankfurt a.M.
- Foucault, M. (1989): *Raymond Roussel*. Frankfurt a.M.
- Frank, M. (1983): *Was ist Neostrukturalismus?* Frankfurt a.M.
- Geisthövel, A. (2009): Böse reden, fröhlich leiden. Ästhetische Strategien der punkkaffinen Intelligenz um 1980. In: Elberfeld, J./Otto, M. (Hrsg.): *Das schöne Selbst*. Bielefeld, S. 367–400. <https://doi.org/10.1515/9783839411773-012>
- Gergen, K.J. (2015): From mirroring to world-making: Research as future forming. In: *Journal for the Theory of Social Behaviour*, Jg. 45, H. 3, S. 287–310. <https://doi.org/10.1111/jtsb.12075>
- Gergen, M.M./Gergen, K.J. (2012): *Playing with purpose: Adventures in performative social science*. Walnut Creek.
- Goffman, E. (1973): *Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag*. München.
- Haarmann, A. (2019): *Artistic Research. Eine epistemologische Ästhetik*. Bielefeld.
- Hacking, I. (1999): *Was heißt „Soziale Konstruktion“? Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften*. 2. Auflage Frankfurt a.M.
- Kuhn, T. (1973): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*. Frankfurt a.M.
- Lepenes, W. (1985): *Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft*. Frankfurt a.M.
- Lepenes, W. (1987): *Vergangenheit und Zukunft der Wissenschaftsgeschichte. Das Werk Gaston Bachelards*. In: Bachelard, G. (Hrsg.): *Die Bildung des wissenschaftlichen Geistes*. Frankfurt a.M., S. 7–34.
- Lindner, R. (2007): *Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage*. Frankfurt a.M.
- Manning, S./Ross, J./Schneider, R. (2020): Introduction. In: Manning, S./Ross, J./Schneider, R. (Hrsg.): *Futures of dance studies*. Madison. <https://doi.org/10.2307/j.ctvvh86kr>
- Mey, G. (Hrsg.) (2020): *Performative Sozialwissenschaft*. In: *Journal für Psychologie*, 28. Jg., H. 1., S. 3–14. <https://doi.org/10.30820/0942-2285-2020-1-3>
- Mey, G. (2023): *Wissenschaft und Kunst im Dialog? Zum Verhältnis von performativer Sozialwissenschaft und qualitativer Forschung*. In: *Zeitschrift für qualitative Forschung* 24. Jg., H. 1, S. 73–89.
- Misak, C. (2013): *The American pragmatists*. Oxford.
- Nagl, L. (1998): *Pragmatismus*. Frankfurt a.M.
- Ortmann, M. (2021): *Literatureffekte. Literarisierung und Ästhetisierung von soziologischem Schreiben*. In: *Soziologie*, 51. Jg., H. 4, S. 438–453.
- Peneff, J. (2018): *Howard S. Becker. Sociology and music in the Chicago School*. London. <https://doi.org/10.4324/9780429467752>
- Ploder, A. (2021): *Evokative Autoethnografie*. In: Dietrich, M./Leser, I./Mruck, K./Ruppel, P. S./Schwentenius, A./Vock, R. (Hrsg.): *Begegnen, Bewegen und Synergien stiften*. Wiesbaden, S. 155–172. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-33632-5\\_9](https://doi.org/10.1007/978-3-658-33632-5_9)
- Putnam, H. (1995): *Pragmatismus. Eine offene Frage*. Frankfurt a.M.
- Putnam, H. (2002): *The collapse of the fact/value dichotomy and other essays*. Cambridge.
- Reuter, J. (2020): *Literarische Selbstzeugnisse von Bildungsaufsteiger\*innen zwischen Autobiographie und Sozioanalyse*. In: Reuter, J./Gamper, M./Möller, C./Blome, F. (Hrsg.): *Vom Arbeiterkind zur Professur*. Bielefeld, S. 103–128. <https://doi.org/10.1515/9783839447789-004>

- Rheinberger, H.-J. (2004): Bachelard und der Begriff der „Phänomenotechnik“. In: Schalenberg, M./Walther, P. (Hrsg.): „... immer im Forschen bleiben“. Stuttgart, S. 297–310.
- Rorty, R. (1993): *Hoffnung statt Erkenntnis: Eine Einführung in die pragmatische Philosophie*. Wien.
- Schaefer, I./Bär, G./Mitglieder des Forschungsprojektes ElFe (2019): *Die Auswertung qualitativer Daten mit Peerforschenden: Ein Anwendungsbeispiel aus der partizipativen Gesundheitsforschung*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, Jg. 20, H. 3, Art. 6. <https://doi.org/10.17169/fqs-20.3.3350>
- Schmidt-Wulffen, S. (2016): *Strukturalismus und Poststrukturalismus in der bildenden Kunst*. In: Gaugle, E./Kastner, J. (Hrsg.): *Critical Studies*. Wiesbaden, S. 41–63. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-10412-2\\_4](https://doi.org/10.1007/978-3-658-10412-2_4)
- Schreier, M. (2017): *Kontexte qualitativer Sozialforschung: Arts-Based Research, Mixed Methods und Emergent Methods*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 18. Jg., H. 2, Art. 6.
- Schwegler, G. (2021): *Theorie-informierte Akteur\*innen als Herausforderung für qualitative Verfahren*. In: *Verhandlungen des 40. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 2020: Gesellschaft unter Spannung*. Berlin.
- Schwegler, G. (im Erscheinen): *Die Theorien in der Kulturproduktion. Aspekte der Performativität von Kultur- und Sozialwissenschaften*. Wiesbaden.
- Seitz, T. (2017): *Design Thinking und der neue Geist des Kapitalismus. Soziologische Betrachtungen einer Innovationskultur*. Bielefeld. <https://doi.org/10.1515/9783839439630>
- Smith, R.C. (2016): *Gaston Bachelard. Philosopher of science and imagination*. 2. Auflage New York.
- Tiles, M. (1984): *Bachelard. Science and objectivity*. Cambridge.
- Whiteman, N./Dudley-Smith, R. (2020): *Epistemological breaks in the methodology of social research: Rupture and the artifice of technique*. In: *Forum Qualitative Sozialforschung / Forum: Qualitative Social Research*, 21. Jg., H. 2, Art. 14. <https://doi.org/10.17169/fqs-21.2.3349>
- Winter, R./Niederer, E. (Hrsg.) (2008): *Ethnographie, Kino und Interpretation – die performative Wende der Sozialwissenschaften. Der Norman K. Denzin-Reader*. Bielefeld. <https://doi.org/10.1515/9783839409039>
- Winter, R. (2023): *Erlebnis, Ethnographie und die Erlebnis des Dissens. Grundlagen performativer Sozialforschung*. In: *Zeitschrift für qualitative Forschung* 24. Jg., H. 1, S. 90–105.

# Instant Messaging meets Diary Studies: Employing WhatsApp in Audio Diary Research with Female Journalists in Burkina Faso

*Viviane Schönbächler*

**Abstract:** This paper discusses the challenges and opportunities of using instant messaging (IM) technologies for diary studies. The discussion shows that IM as well as diary methods are both highly adaptable and flexible tools for qualitative data collection. In combination, they allow for innovative designs that might overcome limitations of more widely used data collection methods. The paper presents in detail and reflects upon a mixed online and offline design of an audio diary method with ‘hard-to-reach’ research participants in Burkina Faso. It ends with discussing further methodological and ethical aspects such as reach, temporalities, media formats, conversation styles, confidentiality/anonymity, technical aspects, as well as interaction and power sharing between the researcher and participants in order to spark methodological reflections when designing an IM diary study.

**Keywords:** online data collection, diary studies, qualitative research, instant messaging (IM), journalism

## Tagebuchverfahren per Instant Messaging: WhatsApp-Forschung mit Journalistinnen in Burkina Faso

**Zusammenfassung:** In diesem Beitrag werden die Herausforderungen und Möglichkeiten von Instant-Messaging-Technologien (IM) für Tagebuchstudien diskutiert. Die Diskussion zeigt, dass sowohl IM als auch Tagebuchmethoden sehr anpassungsfähige und flexible Werkzeuge für die qualitative Forschung sind. In Kombination ermöglichen sie innovative Designs, die die Einschränkungen traditioneller Datenerhebungsmethoden überwinden können. Anhand eines konkreten Beispiels in Burkina Faso wird die Anwendung einer Audio-Tagebuch-Methode detailliert und kritisch reflektiert. Daraufhin werden weitere Aspekte wie Reichweite, Zeitlichkeit, Medienformate, Konversationsstile, Anonymität/Vertraulichkeit, technische Überlegungen, sowie Machtverteilung und Interaktionen zwischen Forscher:innen und Teilnehmenden diskutiert, um methodologische Überlegungen beim Design einer IM-Tagebuchstudie anzuregen.

**Schlüsselwörter:** Online-Datenerhebung, Tagebuchstudien, qualitative Forschung, Instant Messaging (IM), Journalismus

# 1 Introduction

The Covid-19 pandemic raised new challenges to field-based research around the globe. Online tools replaced, at least temporarily, face-to-face data collection instruments. However, online methods and remote tools for data collections are not new and have already been used prior to the outbreak of the pandemic in various fields and under different circumstances. The use of WhatsApp and other digital technologies for data collection is still novel<sup>1</sup> and needs more systematic and transparent discussion (Herron et al. 2019; Manji et al. 2021). This paper wants to contribute to systematising literature on instant messaging (IM) as tools for data collection in qualitative research, illustrated by a concrete experience that employs IM in an audio diary method under conditions of rising insecurity and the Covid-19 pandemic in Burkina Faso.

The paper provides an overview of current literature on qualitative diary studies and embeds the literature on digital data collection in this broader debate. In this sense, the paper examines how a relatively old method, the diary method<sup>2</sup>, used through comparatively new technologies, such as IM through smartphones, poses challenges and offers opportunities for qualitative research when access to the field is constrained.

The paper draws from the experience of integrating IM as part of the methodology to study how female journalists in proximity radio stations<sup>3</sup> contribute to conflict transformation processes in Burkina Faso. The approach presented is relevant for current discussions in several ways: firstly, the approach was developed in consequence of the drastic deteriorations in the security situation that impeded access to most of the radio stations in the sample adding onto the challenges regarding health risks and travel restrictions posed by the Covid-19 pandemic; secondly, the research participants reside in ‘hard-to-reach’<sup>4</sup> areas and enjoy only limited mobility due to security concerns, Covid-19 constraints, but also due to family care responsibilities; thirdly, the area under study provides restricted information and communication technology (ICT) infrastructures as it is located outside the capital city where internet connection and even mobile phone coverage are unreliable. Thus, this paper contributes to closing the literature gap on mobile IM tools used in qualitative data collection with ‘hard-to-reach’ participants (Herron et al. 2019, P. 1006; Twis et al. 2020, P. 41) and under challenging infrastructural, social, health and security-related conditions.

The underlying assumption of the paper presumes that technologies are not neutral but influence the data collection process as well as the data itself. In its final chapter, the paper calls for a methodologically driven reflection when designing and conducting diary studies using IM technologies. Through reviewing relevant literature, eight overarching themes are proposed to guide such methodological reflection, namely reach, temporalities, empowering participants, multimedia, conversation style, involvement of the researcher, anonymity and confidentiality, as well as technical and infrastructural implications.

---

1 In between submission and publication of the present article, new research on WhatsApp use for qualitative research has been published. See for instance Humphries et al. (2022), Mavhandu-Mudzusi et al. (2022) and Mwanda (2022).

2 Diaries have been used as research methods since the 1930s, but social scientists have been using them increasingly only for the past 40 years (Kunz 2018, P. 69).

3 Based on the French *radio de proximité* that refers to a geographical, cultural or socio-professional closeness to its audience (Ba 2003, §2).

4 The term ‘hard-to-reach’ is used with single quotation mark to highlight the complicated use of the term. As Douedari et al. (2021) argue. “The very categories of ‘lack of access’ and ‘hard-to-reach’ have arisen from the domination of the ‘foreign gaze’ in humanitarian studies” (P. 1)

## 2 Diary Research Methods: Towards Digital Multimedia Diaries

In her book on diary-based research methods, Kunz (2018) contributes to the literature on diary research in German language, acknowledging that most literature is available in English (Kunz 2018, P. 12). Even though the term ‘diary’ might seem self-explanatory in English, it is much less the case in other languages such as German, and particularly in French<sup>5</sup> (Kunz 2018, P. 21). Kunz also highlights the challenges of defining what diary research means due to the diversity of approaches (2018, P. 35). For the purpose of this paper, I will use Nežlek’s definition, who defines “a diary study to be a study in which participants provide data on a regular basis over an extended period of time” (2020, P. 2).

Diaries can come in many different forms and are highly flexible tools for both quantitative and qualitative data collection. The main aim of diary methods is to gain access to everyday practices in their habitual environment (Bartlett/Milligan 2015, P. 16; Bolger/Davis/Rafaeli 2003, P. 580). The benefits of diary studies are particularly relevant when researching phenomena that are difficult to observe from the outside (‘hard-to-reach’), intimate or sensitive topics (eg. Sex), routines that are automatic or difficult to recall, and phenomena that need observation over a longer period (Hislop et al. 2005; Kunz 2018, P. 70–72). Diary studies can be conducted with unsolicited<sup>6</sup>, usually personally kept diaries, or solicited diaries, that are kept by research participants on demand of the researcher (Alaszewski 2006). This paper focuses on the solicited type of diaries which must be understood as responses to a certain research topic and not necessarily as the participants’ own pressing concerns (Meth 2017, P. 95).

Research using solicited diary methods can be found in many disciplines, amongst others in geography and mobility studies (Fitt 2018; McGuinness 2009), in media consumption research and ICT use (Lanerolle/Schoon/Walton 2020; Kaufmann/Peil 2020; Palen/Salzman 2002), in psychology (Bolger/Davis/Rafaeli 2003; Crozier/Cassell 2016; Grossmann et al. 2021; Nežlek 2020; Ohly et al. 2010), in education studies (Kanter 2020; Fischer/Bosse 2013; Káplár-Kodácsy/Dorner 2020) and in gender, queer and sexuality studies (Gibson et al. 2013; Harvey 2011; Kenten 2010; Meth 2017).

Key aspects of diaries are their flexibility and adaptability (Herron et al. 2019). In this regard, diary methods can be designed in many ways using structured or unstructured designs, prompts, and multimedia formats (see Bolger/Davis/Rafaeli 2003; Hyers 2018; Fitt 2018; Kaufmann/Peil 2020; Kunz 2018; Meth 2017). Particularly **qualitative diary methods** allow for rich, context specific information about the daily routines and practices (Fitt 2018, P. 657). Feminist scholars argue in favour of making more use of diary methods (Bijoux/Myers 2006; Curran et al. 2015; Gibson et al. 2013; Heimtun 2007; Herron et al. 2019; Meth 2019; Morrison 2012; Seibold/Richard/Simons 1994; Spowart/Nairn 2014) as the method allows for eliciting more emotional, embodied, relational, and complex accounts (Filep et al. 2018, P. 457; Bijoux/Myers 2006, P. 48). Key aspects for feminist research that can be supported by diary studies are inclusion, reduction of power imbalance and ethical concerns (Heimtun 2007).

The main challenge is that diary methods demand a high level of commitment on behalf of research participants because they might be time-intensive, need training sessions or technical competences, and therefore necessitate a high level of motivation among research par-

---

5 I used the term ‘*journal de bord*’ rather than ‘*journal intime*’.

6 Charlotte Kenten refers to Facebook accounts and blogs as kinds of unsolicited diaries (2010, P. 2).

ticipants to limit dropouts, attrition, and missing data (Bolger/Davis/Rafaëli 2003, P. 591; Kaufmann/Peil 2020, P. 4).

The possible effects of diary keeping remain under-researched (see Bolger/Davis/Rafaëli 2003, P. 592; Cao/Henderson 2020). Authors highlight the empowering opportunities of diaries, allowing the research participants a greater deal of control over the data collection process (Bartlett/Milligan 2015, P. 72–73; Meth 2019). In feminist research, the diary method is sometimes presumed to have a cathartic or therapeutic effect (Crozier/Cassell 2016, P. 410; Herron et al. 2019, P. 1005; Meth 2019, P. 296, 298; Morrison 2012, P. 73; Seibold/Richard/Simons 1994, P. 396–397; Williamson et al. 2015, P. 23). At the same time, engaging in self-reflective practices such as diary keeping might lead to anxiety as research participants may become aware of their marginalized position (Bartlett/Milligan 2015, P. 76, 79; Herron et al. 2019, P. 1011; Meth 2017, P. 98–99) and in some cases to the re-experiencing of trauma or distress (Spowart/Nairn 2014, P. 335). Bartlett and Milligan stress that effects of diary research are mostly unintended (2015, P. 76) and Williamson et al. (2015, P. 27) point out that diary keeping might even change the behaviour under study.

Due to these enabling and constraining factors, solicited diaries are often embedded in research designs that include multiple data collection methods, such as interviews, surveys or focus group discussions (see Kunz 2018, P. 66). The **interview-diary method** combines the diary method with pre- and/or post-diary-interviews to inform the diary design, or to probe inconsistencies, to add context data (Herron et al. 2019; Kenten 2010, § 8; Seibold/Richard/Simons 1994; Zimmerman/Wieder 1977), to assess the diary-keeping process (Cao/Henderson, 2020), to elicit further narratives (Gibson et al. 2013, P. 390) or to re-perform emotions (Spowart/Nairn 2014, P. 329).

Regarding the analysis of qualitative diary content, Filep et al. (2018) criticize that there is a lack of discussion and reflection. Meth (2019, P. 299–300) suggests that in some specific cases, participant validation might help to improve credibility of interpretations. At the end, it depends on the overall ontological and epistemological foundations of the research whether narrative analysis, discourse analysis, or any other approach to qualitative data analysis should be prioritized.

The choice of the **media technology** and the data format for a diary study needs careful consideration and should be informed by the research purpose, design and adapted to the needs of participants. Whether an audio diary, a hand-written, or an online image-based diary is appropriate depends on the research question, the participants' needs and capabilities, as well as data protection concerns. As Meth points out, paper-based written diaries might be better suited to protect privacy concerns when researching sensitive issues such as domestic violence (Meth 2017, P. 104), whereas audio diaries might be more suitable for research participants that are more confident in expressing themselves orally or find written diaries difficult due to illiteracy, age, or language skills (Bartlett/Milligan 2015, P. 22). Concerns about the impact different types of media have on the diary process and the data collected is crucial but remain under-researched (Carter/Mankoff 2005).

With increasing multimedia opportunities to collect data through digital technologies<sup>7</sup>, more research is needed to understand the methodological implications of different media types on the research process. Even though online and offline worlds cannot be separated anymore, access and interdependence between them remain key questions for qualitative research (see Schmidt-Lux/Wohlrab-Sahr 2020). When choosing the technology to be used for any **digital online-based** qualitative research method, an analysis of the infrastructure available and used by research participants is key. Offering research participants a choice between

7 See Douedari et al. (2021) for an overview of different internet call applications used for remote research in Syria.

different tools to conduct the diary study makes best use of the methods' inherent flexibility (Herron et al. 2019). This is of relevance when doing research in areas with weak ICT infrastructures.

Online and mobile methods, such as IM, allow research data to be collected *in-situ* and hence with more physical and temporal closeness to the phenomenon under study (Boase/Humphreys 2018, P. 155). They also offer possibilities to collect a greater amount and more complex data (Boase/Humphreys 2018, P. 155–157). Ethical considerations can guide the researcher which data should be considered 'research data' and what serves as a support to the research process. When we look at ethical guidelines for qualitative research, particularly at informed consent guidelines, it is stated that one should only collect as much data as needed to answer the research question.

In the next part, I will illustrate the use of IM technologies as part of my own diary study with female journalists in northern parts of Burkina Faso. I then conclude with several methodological considerations and implications to keep in mind when designing and using IM for qualitative audio diaries.

### 3 Case Report: Using WhatsApp in an Audio Diary Study in Burkina Faso

The audio diaries described in this article were embedded in a broader, multi-method research design to investigate how female journalists contribute to conflict transformation processes through their work in proximity radio stations in Burkina Faso. The focus here is on the interview-diary method combining online and offline tools to gain access to everyday work practices and identity formations of female journalists even in 'hard-to-reach' areas.

Health and security-related aspects have severely impacted my research design and choice of methods. At the time of data collection, in 2019 and 2020, the security situation deteriorated rapidly, and the Covid-19 pandemic emerged. Notably the former forced me to reassess my initial design, which was based on participant observation, and to adopt a more remote alternative. When access to the field is decreasing, the question comes up whether to change the research location or focus. I decided neither to change my questions nor locations, but to adapt the methods. Hagberg, when confronted with the same situation, claimed that conducting ethnographic research in areas affected by insecurity is "[...] a methodological necessity, and a personal commitment. But it is also a political statement" (Hagberg 2019, P. 20). Without ignoring the real threat that conducting research in unstable environments might pose to the research participants and the researcher, doing research in such conditions asks for a rigorous analysis and the use of a variety of methodological and conceptual tools (Hagberg 2019, P. 25–26). Audio diaries turned out to be a valid and valuable alternative for my intersectional research design (see Gibson et al. 2013).

Another contextual aspect to consider was related to ICT infrastructure. Even though general statistics of mobile phone penetration are rather high for Burkina Faso<sup>8</sup>, these numbers should be reconsidered when taking into account inequalities in access to smartphones and rural-urban divides in distribution of infrastructure<sup>9</sup>.

---

8 In 2019, Burkina Faso had a mobile phone penetration rate of over 100% (Statista 2021).

9 In 2017, internet usage in Burkina Faso was 16% (World Bank b). In 2019, only 18% of the population in Burkina Faso had access to electricity; in urban areas 64.6%, whereas in rural areas 4.74% (in 2014)

Based on these considerations, I opted to use a flexible set of data collection methods mixing online and offline tools to do justice to the difficult realities on the ground. The design of the interview-diary method contains an initial semi-structured interview with the participants prior to the one-week audio diary and followed by a second interview. I chose an audio format for the diaries because some participants would feel less comfortable in expressing themselves in written French and as journalists, they shared strong oral and oratory skills.

Based on an exchange about confidentiality and security-related aspects of data collection together with the research participants, we agreed on an individual basis on the most convenient and secure approach to adopt. The options for the interviews were either a physical meeting in Ouagadougou or a phone interview; for the diary, the options included the use of a personal recorder, a recorder provided by the researcher, or using WhatsApp.

These different options led to the following individualized data collection process as summarized in Table 1.

Tab.1: Overview of individualized data collection processes

Participant	Interview prior to diary	Audio Diary	Follow-up interview
1	Phone call	WhatsApp voice messages	Phone call
2	Phone call	WhatsApp voice messages	Phone call
3	Phone call	WhatsApp voice messages	Phone call
4	Phone call	WhatsApp voice messages	WhatsApp voice messages
5	Face-to-face in a garden restaurant	Recording device provided by researcher (dropped out)	–
6	Face-to-face at researcher's home	Recording device provided by researcher	Face-to-face at participant's home
7	Face-to-face at researcher's home	Participant's own recording device	Phone call

Source: own elaboration

Overall, the diary process took longer than expected (see also Gibson et al. 2013, P. 389) with an average of around 30 days to conduct pre-, post-interview and an average of 10 diary entries.

For the audio diary, participants based their choice to use a recording device or WhatsApp on their specific circumstances. Only one participant had her own personal recording device and opted to use it. The others shared their devices with colleagues, and hence, were not apt to protect their privacy. The two remaining options were: providing the participants with a recording device, or to use WhatsApp, highlighting that the data protection is partially out of my control. Despite these privacy concerns, four participants opted for WhatsApp and two only for the recording device. WhatsApp had the advantage that research participants were familiar with the application. Participants who used their personal smartphone did not encounter any difficulties in recording diary entries. Yet, two participants opting for the recording device encountered difficulties using the device despite a short introduction by the researcher in how to handle the device.

The main reasons for adopting the audio diary is the extent to which orality is part of the journalists' daily work, who might feel more comfortable expressing themselves in spoken language. Besides, the oral diary promises richer and more detailed qualitative data than written entries as discussed above. Yet, participants were not familiar with diary keeping and

---

(World Bank a). Gender remains an influencing factor in access to mobile phone and internet in sub-Saharan Africa where women are 37% less likely than men to use mobile internet (GSMA 2021).

were hesitant about what to say and how to start. Guidance was provided to elicit and inspire their initial reflection<sup>10</sup>. However, the rest of the process was left open for the participants to decide on what and how they wanted to report (see Herron et al. 2019; Worth 2009). The advantage with WhatsApp was that I was able to monitor the process and encourage participants to report even if they felt there was nothing new in their everyday, avoiding the option ‘nothing to report’ (see Palen/Salzman 2002).

Finally, I ended up with six completed interview-diaries and a total of 14 hours of audio material. All audio material was stored encrypted on a cloud server provided by the university. Interviews were recorded with my personal recording device and WhatsApp conversations were exported and later deleted on my personal phone. On average, a participant made 9,8 daily entries with an average length of 2 minutes 52 seconds<sup>11</sup>. The tool to conduct the diary did not have any influence on the length of the entries, as the longest average (04’45’’) and the shortest (01’22’’) were both using WhatsApp. There is also no significant difference in comparing the average length of diary entries by WhatsApp users (02’59’’) and those who used a recording device (02’31’’). The participants who talked the longest during the interviews had also the longest average diary entries and the participant with the shortest average of diary entries also talked the least during the interviews. This certainly unrepresentative data supports Williamson et al.’s (2015, P. 23) argument, that the length of diary entries might depend more on the person’s talkativeness or expressiveness, than on the type of technology used (see Cao/Henderson 2020 for more factors). In accordance with Worth (2009, § 3.4), I found transcribing voice messages (as in diary or IM interviews) easier than phone interviews because the sound quality was better and interactions clearly separated without interruptions. Therefore, the ease of transcription depends less on the diary method as such, but on the synchronicity of the technology used.

Even though I asked the participants to use voice-messages to report their diary entries, some participants also shared pictures and videos on WhatsApp. Even though the photos and videos were useful to contextualize diary entries, I could not use them as formal research data, because these sensitive data formats were not included in the informed consent.

WhatsApp proved also valuable to communicate difficulties and external factors affecting the diary process. Only two out of six diaries were conducted within one week time. The others took much longer because of health issues, week-long electricity blackouts, training residences, and many other events that interfered with a ‘normal week at work’. WhatsApp allowed me to monitor the process and allowed the participants to communicate about the process so that we could find alternatives in case of disruptions. This proved particularly helpful in volatile contexts<sup>12</sup>.

When it comes to the content, the diary method allowed for insights into the everyday life of the participating journalists, including their private life, emotions and their relationships with colleagues or superiors. As Kenten states: “It provides a space through which intersections between identities can be explored as well as more specific experiences, for example, focusing on emotions or a specific aspect of everyday life and spaces, such as work or family” (2010, § 41). The audio diary allowed research participants to express themselves through storytelling and singing, as these two excerpts illustrate:

---

10 Instructions included: finding a calm space to avoid interruption, mentioning date and time, giving a daily account of your workday over the period of one week. Prompting questions were linked to how their workday went, how they felt, what they were working on, with whom and how.

11 Transcribed verbatim an average diary entry contained 2’285 characters.

12 IM technology for diary keeping can therefore help to support research participants through more difficult and distressing times as mentioned by Williamson et al. (2015, P. 26) in the case of breastfeeding.

At the beginning of the radio drama, we sang, I sang (..) [...] the song began by saying : [she started to sing in *mooré*]. (diary, 2020, WhatsApp, translated by author)

My day started wonderfully. Because it is [weekday] the BIG [market] day/ when people leave their villages and cities to come to [our town], to buy animals, and at the same time, eh, to pass by the radio to bring their *communiqués*, and (..) again, good mornings and greetings. So, very early in the morning, you can hear the sound of trucks, the sound of animals, that shout left and right (.) people bring them to the big market to sell. So, VERY early in the morning, I went to the radio to help the secretary to write down the *communiqués*. (diary, 2020, WhatsApp, translated by author)

Even though my research was not explicitly asking about their private lives, many research participants shared insights into very private moments or feelings as the next two excerpts illustrate:

(laughing) I was bathing my daughter [...] she said that I should also add what I did for her (laughing). (diary, 2020, WhatsApp, translated by author)

I came home at 23:30 and slept around midnight. Yes. I woke up at 6 am to go back to the radio for the meeting [...] and do my show at 10 am. Finish at 11am. Go home. Do my household chores. Cooking, have a rest, so now I have the time to do the diary. [...] I am really tired, to combine work (incomprehensible) and domestic work, it is ex-haus-ting. But I like it. [...] I really do like working. (diary, 2020, recording device, translated by author)

However, it was difficult sometimes to recognize from the voice and tone if a person was sad or simply tired. It helped to ask about the circumstances of diary keeping in the post-diary interview in order to contextualise these entries. The combination of interview and diary method proved particularly relevant for the multi-level intersectional analysis<sup>13</sup>. Preliminary coding of the data shows that initial interviews, diary entries, and post-interviews each provide different insights related to the four intersectional levels: diary entries clearly generate more data on the individual level, whereas the pre-interview tended to focus more on the symbolic level and the post-interview on the structural level. The relational level on the other hand, seems more connected to the personality. Moreover, the diary offered insights into meaning making processes, particularly when related to controversial topics, as this journalist's reflection on her interactive radio show demonstrates:

[...] it is a reality in Africa, but I will wait for the reaction of people today at 5 pm. Oh yes! Everyone will give their point of view. It is true that a woman has no right [to do that], but some women do it [...] to fight to save/ to keep your man, to keep your *foyer*, what should you do? Sit back and do nothing? (.) and let it all perish? (.) that is the question! (diary, 2020, recording device, translated by author)

In the next part, I will discuss aspects from the literature that help reflecting on methodological implications when planning, designing, and conducting diary studies based on IM technologies. These aspects are illustrated by my experience described above.

---

13 Adapted from Winker & Degele (2009) I use four interdependent levels of analysis: personal, relational, symbolic, and structural level.

## 4 When Diary Studies meet Instant Messaging: Methodological and Ethical Reflections

Most literature discussing online research methods tend to structure their thoughts in advantages and limitations of online compared to more traditional face-to-face or phone methods. There are, however, many possibilities for using online methods in different research contexts; the advantage for one, might be a disadvantage for another. This paper argues for breaking with this dichotomic discussion and it offers instead the idea of structuring more thematically the possible challenges and opportunities that might occur when using online IM technologies for qualitative diary research.

Examining literature on diary methods and IM tools, I identified the following cross-cutting and intersecting themes:

Tab. 2: Overview of themes and aspects for methodological considerations

Themes	Aspects
Reach	Geography, security, intimacy, accessibility, research field, language
Temporalities	Immediacy, longitudinal and diachronic data, a/synchronicity, interruptions, filtered data
Empowering participants	Participatory co-creation, relational ethics, control, (self)reflection, positionality, open approaches, attrition
Multimedia	Creative self-expression, “beyond the confines of language”, research data, literacy
Conversation Style	Intimacy, sensitive topics, rapport, non-verbal communication, one-sided conversations
Involvement of the researcher	Monitoring, impact on data, support, ‘virtual’ presence
Anonymity/confidentiality	Commercial Apps, data protection, informed consent

Source: own elaboration

The main feature of IM is its great temporal, spatial and methodological flexibility (Kaufmann/Peil 2020, P. 10), which poses both opportunities and challenges in the process of data collection in qualitative research. In the following, the themes identified in table 2 are developed in more detail.

**Reach:** Increased reach thanks to online IM is one of the most cited advantages (Lannutti 2017). Online methods are described to increase access to ‘hard-to-reach’ participants, including participants from a small social group, professional groups with time restrictions, people from remote geographic areas, mobile populations, or areas inaccessible due to insecurity or cultural norms (see Dawson/Einion-Waller/Jones 2020; Käihkö 2020; Lannutti 2017, P. 240; Manji et al. 2021; Twis et al. 2020, P. 38). As it is the case for diary studies, flexibility in adapting online IM methods seems almost illimited given internet and electricity is provided. This, however, might exclude certain parts of the population, for instance elderly or economically disadvantages people who do not have access to smartphones or digital skills (Lannutti 2017, P. 247). A careful intersectional analysis of the infrastructure and needs of participants is crucial. Offering different choices, both analogous and digital, can make the research process more inclusive.

Apart from facilitating access to the ‘field’, online IM blurs the delimitations between the ‘field’, ‘desk’ and ‘home’ (Käihkö 2020, P. 85). These boundaries have become even more merged in times of Covid-19. Online and offline experiences can no longer be clearly

separated and are increasingly interconnected. WhatsApp for instance is used as research site, data collection and communication tool at the same time (Manji et al. 2021, P. 785).

Even though IM and other digital technologies increase access to previously inaccessible research participants, important barriers persist. In my research, even though IM facilitated reaching people in inaccessible areas, language remained a barrier to gain access to female journalists. Due to methodological concerns and lacking resources for translation, only French-speaking journalists took part in my research. Despite advancements in technological support for translating widely spoken languages, these AI-based technologies discriminate against less widely spoken languages (Doumbouya/Einstein/Piech 2021).

**Temporalities:** Data collection methods can be described as synchronous, semi-synchronous and asynchronous. Some scholars appoint particular methods to each of the temporalities (see Twis et al. 2020, P. 40). IM can have all these temporalities; though it is often semi-synchronous when the conversation is continuing without a necessary co-presence of the interlocutors<sup>14</sup>. Temporal aspects are highly relevant for diary studies, as they aim at gathering immediate and situated data, and at the same time, looking for longitudinal and diachronic data (Alaszewski 2006, P. 93; Herron et al. 2019, Monrouxe 2009). Moreover, the temporal flexibility allows for the data collection process to be adapted to the context and to the participants' needs. Particularly the choice at participants' hands to use the IM in a synchronous or asynchronous way allows them to navigate the pressure of immediacy (Crozier/Cassell 2016, P. 410–411; Heimtun 2007, P. 252). However, asynchronous IM conversation may lead to interrupted and stuttered conversations, which can be managed by defining rules of conduct in advance (see Lannutti 2017, P. 248). Distractions and interruptions are also possible in face-to-face interviews, but they may be less visible in remote methods (Lannutti 2017, P. 248–249). Another methodological implication of temporality is that the data is immediately available to the researcher (Kaufmann/Peil 2020, P. 2; Palen/Salzman 2002, P. 89), which may favour monitoring and adjustments of the data collection process. The advantages of using IM for diary and interviews in a semi-synchronous way in my own experience was that participants were able to answer whenever they felt comfortable to do so, which also improved the quality of sound and content. On the other hand, semi-synchronous communication takes much more time, effort, and patience from the part of the researcher, who has to bear the uncertainties of conversations that stretch over days and weeks, with the perpetual risk of breaking down.

**Empowering participants:** The flexibility of IM technologies can be used to give back control to research participants (see Kaufmann/Peil 2020, P. 10). In line with the relational ethics inherent in feminist diary studies, participants regain control and can adapt the method to their own needs and availabilities (Herron et al. 2019, P. 1006). Even though this might be difficult for the researcher (see Käihkö 2020, P. 81), the immediate access to the data through IM might compensate for some of the fears.

Moreover, the flexibility of IM encourages researchers to dare more open and unstructured ways of collecting data. For instance, Herron et al. demonstrate how regular contact between the researchers and participants can enhance the sensitivity and quality of data collected from digital diaries (Herron et al. 2019, P. 1008). Such an approach can reduce the probability of attrition which is one of the main challenges of diary studies (see chapter 1). Yet, as Palen and Salzman discussed, a too open, flexible, and unstructured approach might seem intimidating and overwhelming for research participants (Palen/Salzman 2002, P. 90–91).

---

14 Dawson et al. (2020) consider such talk on IM interfaces “continuous sporadic conversation” (“IM Interviews and case study” section).

Researchers need to find a balance between offering the research participants to take back control and not overburdening them. From my own experience, I found that at least in one case, the participant was glad to have the diary to express herself, but also to give a new sense to her daily activities. She said that my diary came to give her a task, to fill a bit her void<sup>15</sup> (post-diary-interview, 2020, phone). Nonetheless, the relationship between me and participants remains unequal, as the participants' frequent question whether I got all the information I needed from them reminded me.

**Multimedia:** Technological advances and the role of IM in everyday life allow to capture daily life easily through different media formats, such as text, geo data, time stamps, images, videos, sound recordings, documents, screenshots, etc. (Dawson/Einion-Waller/Jones 2020; Lannutti 2017, P. 237). The choice of the media format should always be informed by the research question, design, and the participants' needs. Sometimes text-based messages might be preferred over visual or audio data, because it grants better data protection and requires simple transcription or translation processes (Twis et al. 2020, P. 51). On the other hand, text messages tend to be shorter/ more concise (Dawson/Einion-Waller/Jones 2020; Twis et al. 2020, P. 48) and more likely to be edited than audio messages for example (Fitt 2018, P. 64). Voice messages on the other hand allow for richer and longer answers and are more inclusive to less-literate participants (Fitt 2018, P. 658). Moreover, Crozier and Cassell argue that audio diaries might be better suited to access meaning making processes (Crozier/Cassell 2016, P. 399).

As different instruments to capture data are integrated in the average smartphone, it facilitates access to multimedia data and offers multiple ways of self-expression (Kaufmann/Peil 2020, P. 2), but they also ask for specific technological and media-related competences (Kunz 2018, P. 131). Herron et al. encourage to make use of digital tools in diary studies to collect and provide multiple ways to engage with research participants and call for more research to explore the full potential of digital multimedia tools in qualitative research "beyond the confines of language" (Herron et al. 2019, P. 1012–1013). As mentioned in the case report above, research participants shared photos, videos, audio files with me, others engaged in storytelling and singing to provide a vivid picture of their experience.

**Conversational styles:** Technologies are not neutral and affect the way we communicate through them. Particularly IM applications that are used for daily private purposes, such as WhatsApp, implicitly promote a private, informal, and conversational style of communicating (Lannutti 2017, P. 238). Interestingly, participants using a recording device also engaged in a conversational style and for instance asking me for advice how to manage work and family<sup>16</sup> (diary, 2020, recording device). A recurrent critique of the informal conversation styles is that they won't allow for discussing sensitive topics. Nonetheless, as research has shown, online methods can be used on a variety of research topics, even sensitive ones, however, this needs careful consideration of the broader research design, data protection, and ethical questions (Barbosa/Milan 2019; Dawson/Einion-Waller/Jones 2020; Kaufmann/Peil 2020, P. 10; Lannutti 2017, P. 239–240). The question arises, if for some people rapport and trust in the researcher might be more important than anonymous promises of confidentiality: "more serious or intimate topics might necessitate either other measures to gain trust [...] or, contrastingly, call for establishing a professional distance" (Kaufmann/Peil 2020, P. 10). Both options are possible when developing a research design based on IM. Even though sensitive topics came up more often during interviews (face-to-face and phone) than in the dia-

15 Original in French: "je me dis que vous êtes venue me donner, une tâche pour combler un peu mon vide".

16 Original in French: "mais sachez très bien que joindre les deux le travail, la maison, c'est chaud hein? je me demande comment les autres font. aidez moi. [...] aidez moi avec des conseils. merci merci".

ries, the diaries served in some cases to discharge emotions after conflicts or experienced injustice, as in a case in which the participant wanted to disengage from her responsibilities after her co-worker bypassed her in order to embezzle money<sup>17</sup> (diary, 2020, WhatsApp).

**Involvement of the researcher:** This is a highly sensitive but crucial point. As we have seen above, IM allows for an immediate and often informal interaction between the researcher and participants. What are the implications of the involvement or absence of the researcher for the data produced? In an early experience using voice-mail technology for a diary study, Palen and Salzman argued that the involvement of the investigator is crucial for the success of a diary method (Palen/Salzman 2002, P. 88). Similarly, Herron et al. (2019) found that regular contact with the researcher rendered the diary entries richer over time. I would be more cautious about this argument, as it depends on the overall research methodology, ethical considerations, and personal values, how much interaction is wished for and, especially, how this interaction is considered in the process of data analysis. The main argument of Palen and Salzman was to keep motivation high and monitor the data collected. This, however, can be much easier through IM and may need less direct intervention of the researcher. As described in my case study above, I decided to limit my intervention in the diary process to a minimum, sometimes responding by encouraging words or emoticons. Nonetheless, WhatsApp diaries facilitated the monitoring of the process and an adjustment to the individual participant's situation, which proved crucial in conflict-settings. One of my research participants appreciated the closeness she felt between us thanks to her diary on WhatsApp. As her town went through difficult moments, she felt my 'virtual' presence as if I were just in the next accessible village<sup>18</sup> (post-diary interview, 2020, phone).

**Anonymity/confidentiality:** This leads us to the important and complex topic of confidentiality and anonymity. Even though these issues are not new to qualitative research (Boase/Humphreys 2018, P. 156), online tools demand special attention to certain issues. Manji et al. (2021, P. 775) found that most of health-related research using WhatsApp in sub-Saharan Africa lacked attention to research ethics despite the well-known privacy and data protection controversies around WhatsApp. Considering the lack of research on using WhatsApp as a data collection tool, the authors encourage researchers to systematically document and discuss how they used WhatsApp and how they considered ethical implications (Manji et al. 2021, P. 786).

Depending on the tool and technology used, it is possible to have anonymous participation (see Dawson/Einion-Waller/Jones 2020). Text-based IM favours greater confidentiality than audio messages, which can be less private as they can be overheard by others or voices of other persons can be captured in the recording (Williamson et al. 2015, P. 26). It is crucial, when using commercial technologies, to inform the research participants, that part of the control of data protection is out of the researcher's hands. To overcome these data protection challenges, some studies developed their own software for online data collection. However, this is not always possible because it demands a lot of financial resources, time, and competences (see Carter/Mankoff 2005; Kaufmann/Peil, 2020, P. 6; Twis et al. 2020). Besides, they might not be safe enough to limit the risk of state surveillance in some research contexts. In conflict settings with highly polarized standpoints and narratives, the anonymity of online methods could pose a disadvantage, leaving the researcher with less context information to critically assess and analyse answers and narratives provided by the research participants and

17 Original in French: "le technicien qui a bouffé les 40'000 francs là. je vais lui remettre TOUS la gestion là, qu'il m'a chargé là, avec lui (..) et c'est fini. je lui ai remercié pour sa compréhension et j'ai coupé [le téléphone]. j'étais calé. j'étais assise, un peu, découragée, bon".

18 Original in French: "on dirait même que tu étais à [dernier village accessible] pour m'appeler chaque jour".

the scholar may fall into the trap of legitimising simplistic narratives of the conflict (Käihkö 2020, P. 82).

In my own research I tried to discuss with each participant the specific aspects of confidentiality and privacy concerns when using either WhatsApp or a recording device. I also provided participants with mobile internet data to allow them to record the diary independently from their workplace to facilitate privacy. Nonetheless, some participants preferred to record the diary late at night in the radio station rather than at home where they had household chores and young children awaiting them<sup>19</sup>. A flexible approach is also key in order for the participants to adapt to the volatile and fast-changing surrounding. For instance, one of my research participants residing in a town heavily impacted by insecurity, explained that she was not able to record a voice message some nights due to gunshots being heard in the town increasing the fear of speaking aloud (diary, 2020, WhatsApp)<sup>20</sup>.

**Technical and infrastructural implications:** Finally, technology develops at a fast pace and offers many opportunities, yet, technologies are not free from failures, including breakdowns of devices, loss or theft of devices, lack of network coverage or electricity to recharge batteries, and internet censorship. Manji et al. (2021, P. 786) propose researchers to make use of automated processes of IM technologies where useful; for instance, using automated reminders or surveys to be sent and programmed automatically. More important for qualitative, non-standardised methods, the authors call to consider barriers to technology and infrastructures beyond simplified notions of access to internet/smartphone, but to include aspects related to accessing relevant information and support (Manji et al. 2021, P. 787).

As the discussions above demonstrate, there are many aspects to consider when employing IM in qualitative diary research. And most researchers agree that it can best tap its full potential when embedded in a multi-method research design (Gruber et al. 2021; Käihkö 2020; Kaufmann/Peil 2020).

## 5 Conclusion

This paper presents the audio diary method as a qualitative data collection tool using new technologies such as IM. The literature on diary method is rich and dispersed in many research fields. Qualitative diaries can make use of new technologies to overcome barriers to participation and render research more inclusive and participatory. The discussion shed light on the opportunities and challenges of adapting traditional data collection methods to new technological, but also health- and security-related, challenges. The adaptability and flexibility of using IM for diary studies opens up novel approaches in regard to reach, temporalities, media formats, interaction between participants and researcher, but it also needs careful consideration of its ethical and methodological implications. The novelty of using IM as data collection tools requests a deeper reflection and more systematic and detailed descriptions of such research processes, particularly related to research ethics. Embedding IM audio diaries into a multi-method research design facilitates the participation of ‘hard-to-reach’ populations and increases access to in-depth qualitative data on everyday practices. Particularly in feminist and intersectional research, the possibility of balancing out the power relations be-

19 Original in French: “j’ai choisi les heures que je suis un peu libre. desfois j’ai fais ça à la radio, desfois aussi c’est les 19 heures quand les enfants sont branchés à la télé pour (unverständlich) donc, je profite faire”.

20 Original in French: “les coups de feu ont commencé, eh, à, à faire du bruits dans la ville de [la localité] donc je pouvais pas envoyer de vocal”.

tween participants and researcher through these novel approaches provide new opportunities. As the example of doing research in Burkina Faso under conditions of security- and health-related constraints illustrates, the merging of online and offline methods can re-establish access to in-depth and rich qualitative data in remote areas. However, more research is needed to understand the impact of technologies on research data and process.

## References

- Alaszewski, A. (2006): *Using Diaries for Social Research*. London/Thousand Oaks/New Delhi. <https://doi.org/10.4135/9780857020215>
- Ba, A. (2003): Les radios de proximité en Afrique de l'Ouest. In: Cheval, J.-J. (Ed.): *Audiences, publics et pratiques radiophoniques: Actes du colloque organisé par le GRER le 30 novembre 2001 à la maison des sciences de l'homme d'Aquitaine*. Pessac, P. 115–127 [§1-51]. <https://doi.org/10.4000/books.msha.4993>
- Barbosa, S./Milan, S. (2019): Do Not Harm in Private Chat Apps: Ethical Issues for Research on and with WhatsApp. In: *Westminster Papers in Communication and Culture*, Vol. 14, No. 1, P. 49–65. <https://doi.org/10.16997/wpcc.313>
- Bartlett, R./Milligan, C. (2015): *What is Diary Method?* Bloomsbury. <https://doi.org/10.5040/9781472572578>
- Bijoux, D./Myers, J. (2006): Interviews, Solicited Diaries and Photography: 'New' Ways of Accessing Everyday Experiences of Place. In: *Graduate Journal of Asia-Pacific Studies*, Vol. 4, No. 1, P. 44–64.
- Boase, J./Humphreys, L. (2018): Mobile methods: Explorations, innovations, and reflections. In: *Mobile Media & Communication*, Vol. 6, No. 2, P. 153–162. <https://doi.org/10.1177/2050157918764215>
- Bolger, N./Davis, A./Rafaeli, E. (2003): Diary Methods: Capturing Life as it is Lived. In: *Annual Review of Psychology*, Vol. 54, No. 1, P. 579–616. <https://doi.org/10.1146/annurev.psych.54.101601.145030>
- Cao, X./Henderson, E.F. (2020): The interweaving of diaries and lives: diary-keeping behaviour in a diary-interview study of international students' employability management. In: *Qualitative Research*, Vol. 21, No. 6, P. 1–17. <https://doi.org/10.1177/1468794120920260>
- Carter, S./Mankoff, J. (2005): When Participants Do the Capturing. The Role of Media in Diary Studies. In: van der Veer, G. (Ed.): *Proceedings of the SIGCHI Conference on Human Factors in Computing Systems*. New York, P. 1–10. <https://doi.org/10.1145/1054972.1055098>
- Crozier, S.E./Cassell, C.M. (2016): Methodological considerations in the use of audio diaries in work psychology: Adding to the qualitative toolkit. In: *Journal of occupational and organizational psychology*, Vol. 89, No. 2, P. 396–419. <https://doi.org/10.1111/joop.12132>
- Curran, M.A./McDaniel, B.T./Pollitt, A.M./Totenhagen, C.J. (2015): Gender, Emotion Work, and Relationship Quality: A Daily Diary Study. In: *Sex Roles*, Vol. 73, No. 3+4, P. 157–173. <https://doi.org/10.1007/s11199-015-0495-8>
- Dawson, J./Einion-Waller, A./Jones, D. (2020): Instant messaging: a novel means of facilitating the participation of hard-to-reach groups in sensitive topic research. In: *Qualitative Research Journal*, Vol. 21, No. 2, P. 206–216. <https://doi.org/10.1108/QRJ-06-2020-0061>
- Douedari, Y./Alhaffar, M./Duclos, D./Al-Twaish, M./Jabbour, S./Howard, N. (2021): 'We need someone to deliver our voices': Reflections from conducting remote qualitative research in Syria. In: *Conflict and Health*, Vol. 15, Art. 28. <https://doi.org/10.1186/s13031-021-00361-w>
- Doumbouya, M./Einstein, L./Piech, C. (2021): Why AI Needs to Be Able to Understand All the World's Languages. The benefits of mobile technology are not accessible to most of the world's 700 million illiterate people. <https://www.scientificamerican.com/article/why-ai-needs-to-be-able-to-understand-all-the-worlds-languages/> (June 30<sup>th</sup> 2021)

- Filep, C.V./Turner, S./Eidse, N./Thompson-Fawcett, M./Fitzsimons, S. (2018): Advancing rigour in solicited diary research. In: *Qualitative Research*, Vol. 18, No. 4, P. 451–470. <https://doi.org/10.1177/1468794117728411>
- Fischer, D./Bosse, D. (2013): Das Tagebuch als Lern- und Forschungsinstrument. In: Boller, H./Friebertshäuser, B. (Ed.): *Handbuch qualitative Forschungsmethoden in der Erziehungswissenschaft*. Weinheim, P. 871–886.
- Fitt, H. (2018): Researching mobile practices: participant reflection and audio-recording in Repeat Question Diaries. In: *Qualitative Research*, Vol. 18, No. 6, P. 654–670. <https://doi.org/10.1177/1468794117743462>
- Gibson, B.E./Mistry, B./Smith, B./Yoshida, K.K./Abbott, D./Lindsay, S./Hamdani, Y. (2013): The Integrated Use of Audio Diaries, Photography, and Interviews in Research with Disabled Young Men. In: *International Journal of Qualitative Methods*, Vol. 12, No. 1, P. 382–402. <https://doi.org/10.1177/160940691301200118>
- Grossmann, I./Dorfman, A./Oakes, H./Santos, H.C./Vohs, K.D./Scholer, A.A. (2021): Training for Wisdom: The Distanced-Self-Reflection Diary Method. In: *Psychological science*, Vol. 32, No. 3, P. 381–394. <https://doi.org/10.1177/0956797620969170>
- Gruber, M./Eberl, J.M./Lind, F./Boomgaarden, H.G. (2021): Qualitative Interviews with Irregular Migrants in Times of COVID-19: Recourse to Remote Interview Techniques as a Possible Methodological Adjustment. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, Vol. 22, No. 1, Art. 7.
- GSMA (2021) The Mobile Gender Gap Report 2021. <https://www.gsma.com/r/wp-content/uploads/2021/06/The-Mobile-Gender-Gap-Report-2021.pdf> (July 1st 2021)
- Hagberg, S. (2019): Ethnography in/of the Red Zone: Challenges, Frustrations, and Engagements. In: *Mande Studies*, Vol. 21, No. 1, P. 13–31. <https://doi.org/10.2979/mande.21.1.03>
- Harvey, L. (2011): Intimate reflections: private diaries in qualitative research. In: *Qualitative Research*, Vol. 11, No. 6, P. 664–682. <https://doi.org/10.1177/1468794111415959>
- Heimtun, B. (2007): From principles to practices in feminist tourism research: A call for greater use of the survey method and the solicited diary. In: Ateljevic, I./Pritchard, A./Morgan, N. (Ed.): *The Critical Turn in Tourism Studies*. Amsterdam, P. 245–259. <https://doi.org/10.1016/B978-0-08-045098-8.50020-9>
- Herron, R./Dansereau, L./Wrathall, M./Funk, L./Spencer, D. (2019): Using a Flexible Diary Method Rigorously and Sensitive With Family Carers. In: *Qualitative health research*, Vol. 29, No. 7, P. 1004–1015. <https://doi.org/10.1177/1049732318816081>
- Hislop, J./Arber, S./Meadows, R./Venn, S. (2005): Narratives of the Night: The Use of Audio Diaries in Researching Sleep. In: *Sociological Research Online*, Vol. 10, No. 4, P. 13–25. <https://doi.org/10.5153/sro.1194>
- Humphries, N./Byrne, J.-P./Creese, J./McKee, L. (2022): ‘Today Was Probably One of the Most Challenging Workdays I’ve Ever Had’: Doing Remote Qualitative Research with Hospital Doctors During the COVID-19 Pandemic. In: *Qualitative Health Research*, Vol. 32, No. 10, P. 1557–1573. <https://doi.org/10.1177/10497323221106294>
- Hyers, L.L. (2018): *Diary Methods*. Oxford. <https://doi.org/10.1093/oso/9780190256692.001.0001>
- INSD (2020): Résultats Préliminaires. Cinquième Recensement Général de la Population et de l’Habitation du Burkina Faso. [https://www.insd.bf/contenu/documents\\_rgph5/RAPPORT\\_PRELIMINAIRE\\_RGPH\\_2019.pdf](https://www.insd.bf/contenu/documents_rgph5/RAPPORT_PRELIMINAIRE_RGPH_2019.pdf) (July 9<sup>th</sup> 2021)
- Käihkö, I. (2020): Conflict chatnography: Instant messaging apps, social media and conflict ethnography in Ukraine. In: *Ethnography*, Vol. 21, No. 1, P. 71–91. <https://doi.org/10.1177/1466138118781640>
- Kanter, H. (2020): Qualitative Online-Forschung. Methodische und methodologische Herausforderungen. In: *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, Vol. 21, No. 1, P. 121–138. <https://doi.org/10.3224/zqf.v21i1.08>
- Káplár-Kodácsy, K./Dorner, H. (2020): The use of audio diaries to support reflective mentoring practice in Hungarian teacher training. In: *International Journal of Mentoring and Coaching in Education*, Vol. 9, No. 3, P. 257–277. <https://doi.org/10.1108/IJMCE-05-2019-0061>
- Kaufmann, K./Peil, C. (2020): The mobile instant messaging interview (MIMI): Using WhatsApp to enhance self-reporting and explore media usage in situ. In: *Mobile Media & Communication*, Vol. 8, No. 2, P. 1–18. <https://doi.org/10.1177/2050157919852392>

- Kenten, C. (2010): Narrating Oneself: Reflections on the use of Solicited Diaries with Diary Interviews. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, Vol. 11, No. 2, P. 1–41.
- Kunz, A.M. (2018): Einführung in Diary-Verfahren. Theorie und Praxis in qualitativer Forschung. 1. Auflage Weinheim.
- Lamizana, B./Seogo, K.H./Tiemtoré, A./Soulama, I./Semdé, O./Ouangaoua, H./Belem, S./Ouedraogo, A./Tiemtoré, S. (2018): Etude des Radios du Burkina Faso. Typologies, Audiences et Perspectives. Ouagadougou.
- Lanerolle, I.d./Schoon, A./Walton, M. (2020): Researching Mobile Phones in the Everyday Life of the “Less Connected”: The Development of a New Diary Method. In: *African Journalism Studies*, Vol. 41, No. 4, P. 35–50. <https://doi.org/10.1080/23743670.2020.1813785>
- Lannutti, P.J. (2017): A Productive Chat. In: Braun, V./Clarke, V./Gray, D. (Ed.): *Collecting Qualitative Data*. Cambridge, P. 235–255. <https://doi.org/10.1017/9781107295094.012>
- Manji, K./Hanefeld, J./Vearey, J./Walls, H./Gruchy, T.d. (2021): Using WhatsApp messenger for health systems research: a scoping review of available literature. In: *Health policy and planning*, Vol. 36, No. 5, P. 774–789. <https://doi.org/10.1093/heapol/czab024>
- Mavhandu-Mudzusi, A. H./Moyo, I./Mthombeni, A./Ndou, A./Mamabolo, L./Ngwenya, T., Marebane, T./Netshapapame, T. (2022): WhatsApp as a Qualitative Data Collection Method in Descriptive Phenomenological Studies. In: *International Journal of Qualitative Methods*, Vol. 21, P. 1–9. <https://doi.org/10.1177/16094069221111124>
- McGuinness, M. (2009): Putting Themselves in the Picture: Using Reflective Diaries in the Teaching of Feminist Geography. In: *Journal of Geography in Higher Education*, Vol. 33, No. 1, P. 339–349. <https://doi.org/10.1080/03098260902742425>
- Meth, P. (2017): ‘Coughing Everything Out’. In: Braun, V./Clarke, V./Gray, D. (Ed.): *Collecting Qualitative Data*. Cambridge, P. 94–115. <https://doi.org/10.1017/9781107295094.006>
- Meth, P. (2019): Diaries, Handwritten, Online, Audio, or Video. In: Kobayashi, A. (Ed.): *International encyclopedia of human geography*. Amsterdam, P. 295–300. <https://doi.org/10.1016/B978-0-08-102295-5.10812-1>
- Monrouxe, L.V. (2009): Solicited audio diaries in longitudinal narrative research: a view from inside. In: *Qualitative Research*, Vol. 9, No. 1, P. 81–103. <https://doi.org/10.1177/1468794108098032>
- Morrison, C.-A. (2012): Solicited diaries and the everyday geographies of heterosexual love and home: reflections on methodological process and practice. In: *Area*, Vol. 44, No. 1, P. 68–75. <https://doi.org/10.1111/j.1475-4762.2011.01044.x>
- Mwanda, Z. (2022): Text, Voice-notes, and Emojis: Exploring the use of WhatsApp as a responsive research method for qualitative studies. In: *Critical Studies in Teaching and Learning*, Vol. 10, No. 1. <https://doi.org/10.14426/cristal.v10i1.423>
- Nezlek, J. (2020): Diary studies in social and personality psychology: An introduction with some recommendations and suggestions. In: *Social Psychological Bulletin*, Vol. 15, No. 2. <https://doi.org/10.32872/spb.2679>
- Ohly, S./Sonnentag, S./Niessen, C./Zapf, D. (2010): Diary Studies in Organizational Research. An Introduction and Some Practical Recommendations. In: *Journal of Personnel Psychology*, Vol. 9, No. 2, P. 79–93. <https://doi.org/10.1027/1866-5888/a000009>
- Palen, L./Salzman, M. (2002): Voice-mail diary studies for naturalistic data capture under mobile conditions. In: Churchill, E.F./McCarthy, J./Neuwirth, C./Rodden, T. (Ed.): *Proceedings of the 2002 ACM conference on Computer supported cooperative work – CSCW ‘02*. New York, P. 87–95. <https://doi.org/10.1145/587078.587092>
- Schmidt-Lux, T./Wohlrab-Sahr, M. (2020): Qualitative Online-Forschung. Methodische und methodologische Herausforderungen. In: *Zeitschrift für Qualitative Forschung*, Vol. 21, No. 1, P. 3–11. <https://doi.org/10.3224/zqf.v21i1.01>
- Seibold, C./Richards, L./Simon, D. (1994): Feminist method and qualitative research about midlife. In: *Journal of advanced nursing*, Vol. 19, No. 2, P. 394–402. <https://doi.org/10.1111/j.1365-2648.1994.tb01097.x>
- Spowart, L./Nairn, K. (2014): (Re)performing emotions in diary-interviews. In: *Qualitative Research*, Vol. 14, No. 3, P. 327–340. <https://doi.org/10.1177/1468794112473498>

- Statista (2021): Mobile subscription penetration Burkina Faso 2000-2019. <https://www.statista.com/statistics/501959/mobile-cellular-subscriptions-per-100-inhabitants-in-burkina-faso/> (December 2<sup>nd</sup> 2020)
- Twis, M.K./Miller, V.J./Cronley, C./Fields, N. (2020): Collecting qualitative data through mobile applications: A multiple case study report. In: *Journal of Technology in Human Services*, Vol. 38, No. 1, P. 38–53. <https://doi.org/10.1080/15228835.2019.1599766>
- Williamson, I./Leeming, D./Lyttle, S./Johnson, S. (2015): Evaluating the audio-diary method in qualitative research. In: *Qualitative Research Journal*, Vol. 15, No. 1, P. 20–34. <https://doi.org/10.1108/QRJ-04-2014-0014>
- Winker, G./Degele, N. (2009). *Intersektionalität: Zur Analyse sozialer Ungleichheiten*. Bielefeld. <https://doi.org/10.14361/9783839411490>
- World Bank (n.d. a): Access to electricity (% of population) – Burkina Faso. <https://data.worldbank.org/indicator/EG.ELC.ACCS.ZS?locations=BF> (July 9th 2021)
- World Bank (n.d. b): Individuals using the Internet (% of population) – Burkina Faso. <https://data.worldbank.org/indicator/IT.NET.USER.ZS?locations=BF> (July 9th 2021)
- Worth, N. (2009): Making Use of Audio Diaries in Research with Young People: Examining Narrative, Participation and Audience. In: *Sociological Research*, Vol. 14, No. 4, P. 77–87 (§1.1–5.1). <https://doi.org/10.5153/sro.1967>
- Zimmerman, D.H./Wieder, L.D. (1977): The Diary: Diary-Interview Method. In: *Urban Life*, Vol. 5, No. 4, P. 479–498. <https://doi.org/10.1177/089124167700500406>

# „Von unserer Sexualität geben wir nichts preis“. Kollektive Erfahrungen und Umgangsweisen mit Sexualität in Teams der Sozialen Arbeit

*Maximilian Schäfer, Marlene Kowalski & Alexandra Retkowski*

**Zusammenfassung:** In dem Beitrag werden ausgewählte Ergebnisse der BMBF-geförderten Studie „Kollektive Orientierungen in Bezug auf Sexualität, Nähe und Distanz (KOSeNDis)“ vorgestellt, in der aus qualitativ-rekonstruktiver Perspektive untersucht wurde, welche Erfahrungen Fachkräfte der Sozialen Arbeit in Bezug auf Sexualität in ihrem Arbeitsalltag machen und als Mitglieder eines professionellen Kollegiums kollektivieren. Sensibilisiert durch professions-, organisations- und sexualitätstheoretische Überlegungen bilden Gruppendiskussionsauszüge aus dem sozialpädagogischen Arbeitsbereich der Sexualberatung und der Heimerziehung den empirischen Gegenstand, der in Anlehnung an die Dokumentarische Methode analysiert wird. Die Rekonstruktionsbefunde zeigen, dass Sexualität im Arbeitsalltag dieser Teams bedeutsam und auch regelmäßig zum Thema wird, wobei insbesondere die Mitthematisierung der eigenen Sexualität die Fachkräfte wiederkehrend vor Herausforderungen stellt. Sexualität wird folglich als ein Thema deutlich, welches einerseits die eigenen beruflichen und persönlichen Grenzen von Fachkräften tangiert und potenziell verletzen kann sowie das andererseits gerade durch eine rationale und reflexive Auseinandersetzung wichtige professionelle Handlungsressourcen für Fachkräfte eröffnen würde.

**Schlagwörter:** Sexualität, sexualisierte Gewalt, Organisationen, Soziale Arbeit, Dokumentarische Methode

## „We do not reveal anything of our Sexuality“. Collective Experiences and Handling of Sexuality in Professional Social Work Teams

**Abstract:** In this paper, results of the study «Collective Handling with Sexuality, Closeness and Distance (KOSeNDis)» funded by BMBF, that has focused on collective experiences of professionals in different social work contexts from a qualitative perspective, will be presented and discussed. Based on sensitizing concepts of professions, organizations and sexuality, group discussions with professionals from two social work contexts (sexual counselling and residential care) will be analysed in consideration of the Documentary Method. The results of the reconstructions and the comparisons suggest that sexuality is an important topic in these contexts, however the involvement of their own sexuality implies special recurring challenges for the specialists. Here, sexuality is on the one hand reconstructed as a topic that potentially affects the professional and private line drawn by the social workers and thus has the potential to harm. On the other hand, a rational and reflexive analysis of sexuality is instructive for the professionalism of social workers.

**Keywords:** Sexuality, Sexual Violence, Organizations, Social Work, Documentary Method

# 1 Einleitung

Im Zuge der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit sexualisierter Gewalt an Kindern und Jugendlichen als hoch relevanter Bereich des Kinderschutzes ist die Bedeutsamkeit professioneller Handlungskompetenz für die Intervention und Aufarbeitung von Verdachtsfällen ebenso deutlich geworden wie für die Stärkung sexueller Selbstbestimmung junger Menschen als Bestandteil der Prävention sexualisierter Gewalt (vgl. Fegert/Wolff 2015; Retkowski/Treibel/Tuider 2018; Wazlawik et al. 2018).<sup>1</sup> In (sozial-)pädagogischen Arbeitszusammenhängen bedeutet professionelle Handlungsfähigkeit bezogen auf Sexualität einerseits, dass Fachkräfte von ihrem „Professionswissen“ (Dewe/Otto 2018, S. 1209) geleitet Strukturen und Situationen des Machtmissbrauchs und sexualisierter Gewalt erkennen sowie Schutzbefohlenen fall- und kontextangemessene Möglichkeitsräume der Thematisierung von Sexualität und dadurch auch Gelegenheit zur Offenlegung und Beratung eröffnen (vgl. Christmann 2020). Andererseits bedeutet professionelle Handlungsfähigkeit in diesem Kontext, Nähe und Distanz „auf kunstvolle Weise zu verschränken und miteinander zu vermitteln“ (Müller 2012, S. 145), den Umgang mit Grenzen achtsam und bewusst zu gestalten sowie Eigenanteile an möglichen Sexualisierungen und Grenzverletzungen in Arbeitszusammenhängen mit zu bedenken (vgl. Kowalski 2020). Professionelle Handlungskompetenz impliziert folglich die Grundorientierung, Sexualität als konstitutiven Bestandteil der Lebenswelt von Adressat\*innen sowie auch als tendenziell leicht ausblendbaren Bestandteil einer professionellen Tätigkeit bewusst anzuerkennen, denn angestrebte Dethematisierungen und Tabuisierungen von Sexualität können sexualisierte Übergriffe begünstigen sowie Schweige- und Geheimhaltungsmechanismen stützen (vgl. Helming/Mayer 2012). Insofern stellt eine sexualitätsbezogene Sprach-, Thematisierungs- und Reflexionsfähigkeit einen bedeutsamen Bestandteil eines professionellen Handlungsrepertoires für (sozial-)pädagogische Arbeitskontexte dar, etwa um die Entwicklung und Bildung von Adressat\*innen angemessen begleiten, sexualisierter Gewalt präventiv entgegenwirken, Verdachtsfällen nachgehen und sexualisierten Gewaltwiderfahrnissen begegnen zu können (vgl. Kowalski/Retkowski 2017).

Vor diesem Hintergrund interessierte sich die BMBF-geförderte Studie „Kollektive Orientierungen in Bezug auf Sexualität, Nähe und Distanz (KOSeNDiS)“ empirisch für die beruflichen Erfahrungen und Umgangsweisen mit Sexualität von Fachkräften der Sozialen Arbeit. Einerseits anknüpfend an die Befunde einer biografisch-narrativen Vorstudie, die große Handlungsunsicherheiten, Rückversicherungsbedürfnisse und interprofessionelle Beratungsbedarfe in (sozial-)pädagogischen Arbeitskontexten infolge von Sexualitätsthematisierungen ermittelte (vgl. Retkowski/Hess/Hildebrand 2015; Retkowski/Hess/Grosse 2016; Hess/Retkowski/Wehrhahn 2016), andererseits informiert durch die Erkenntnisse professionstheoretischer Arbeiten, die neben der akademischen Ausbildung insbesondere den kommunikativen Austausch mit anderen Fachkräften in professionellen Organisationen als bedeutsam für die Aufrechterhaltung und Weiterentwicklung von Professionalität ausmachen (vgl. Klatetzki 1993; Cloos et al. 2019; Henn 2020), untersuchte die Studie mittels Gruppendiskussionen die sexualitätsbezogenen Berufserfahrungen und Umgangsweisen in Teams der Sozialen Arbeit. Aus qualitativ-rekonstruktiver Perspektive wurde dabei danach gefragt, welche Erfahrungen Fachkräfte der Sozialen Arbeit in Bezug auf Sexualität im Arbeitsalltag machen, wie sie als Mitglieder professioneller Organisationen Sexualität thematisieren und welche Umgangs-

---

1 Für hilfreiche Hinweise, Anregungen und Diskussionen zu unterschiedlichen Aspekten dieses Beitrags sei den Teilnehmenden der Arbeitsgruppe „Sexualität und sexuelle Bildung als Themen der Sozialen Arbeit“ auf dem Bundeskongress Soziale Arbeit in Bielefeld und der Tagung „Professionsethik nach 2010“ in Kassel sowie den unbekanntenen Gutachter\*innen herzlich gedankt.

weisen mit Sexualität auf Teamebene in Bezug auf ihr berufliches Handeln realisiert und angestrebt werden.

Nachfolgend wird diese Studie vorgestellt, indem zunächst theoretische Sensibilisierungen skizziert sowie zugrundeliegende Begriffsverständnisse erläutert werden (2). Anschließend erfolgt die Beschreibung des methodischen Vorgehens sowie eine Darstellung ausgewählter Befunde (3), indem in diesem Beitrag erfahrungsgestützte Umgangsweisen mit thematisierten Bestandteilen der eigenen Sexualität in Teams der Sozialen Arbeit anhand von Materialauszügen aus zwei Gruppendiskussion einzelfallbezogen (3.1 u. 3.2) und vergleichend analysiert werden (3.3). Der Beitrag schließt mit einem Ausblick, in welchem die Rekonstruktionsbefunde diskutiert und entsprechende Implikationen für die Qualifizierung und Professionalisierung von Fachkräften der Sozialen Arbeit abgeleitet werden (4).

## 2 Professionelle Organisationen und Sexualität: Theoretische Sensibilisierungen

Eruiert man den Forschungsstand über Organisationen und Sexualität lässt sich bemerken, dass mit Organisationen und Sexualität zwei Sinnzusammenhänge aufgerufen werden, die bislang selten aufeinander bezogen wurden. So werden Organisationen, fassbar als kollektive Handlungszusammenhänge, die durch das koordinierte Handeln mehrerer Individuen entstehen und funktional auf das Erreichen spezifischer Ziele gerichtet sind (vgl. Klatetzki 2008), gemeinhin desexualisiert konzipiert und mit dem *Öffentlich-Beruflichen* sowie dem *Rationalen* verknüpft (vgl. Rastetter 1994; Lautmann 2002), während Sexualität ihren vorgesehenen Ort gesellschaftlich üblicherweise „in der Privatsphäre (...) zugeteilt“ (Rastetter 1994, S. 135) bekommt. Fasst man Sexualität mit Thorsten Benkel (2014, S. 422) als „körperlich-emotionale Interaktionsform, bei der es wesentlich um die Generierung von (eigenen und fremden) Lustempfindungen geht“, stellen Organisationen einen gesellschaftlichen Sinnzusammenhang dar, aus dem Sexualität als interaktive Praxis des *emotional fundierten Privaten* thematisch ausgeschlossen werden soll (vgl. Rastetter 1994). Gemäß Lautmann (2002, S. 472) liegt diesem organisationalen Umgang mit Sexualität das gesellschaftliche Orientierungsmuster zugrunde, dass „Sexuelles am Arbeitsplatz nichts zu suchen habe“.

Wenngleich sich sehr verschiedene Organisationstypen mit unterschiedlichen Zwecken und Logiken unterscheiden lassen (vgl. Apelt/Tacke 2012), kann dieser angestrebte Themenausschluss tendenziell auch für professionelle Organisationen der Sozialen Arbeit abseits spezifischer Angebote wie z.B. der Sexualberatung, Aidshilfen oder Hilfen im Bereich der Sexarbeit angenommen werden, auch wenn organisierte Angebote der Sozialen Arbeit im Vergleich zu anderen professionellen Organisationen üblicherweise nur schwach ausgeprägte Themenfilter für Lebensführungsprobleme von Menschen aufweisen (vgl. Galuske 2009). Folgt man etwa strukturtheoretischen Überlegungen der pädagogischen Professions- theorie, konstituieren sich Sozialbeziehungen in professionellen Organisationen durch eine sachlich-spezifische Beziehungslogik mit diversen Themenausschlüssen, während sich Sozialbeziehungen in Privatkontexten durch eine persönlich-diffuse Beziehungslogik auszeichnen, im Rahmen derer grundsätzlich alles thematisiert werden kann (vgl. Oevermann 1996) Als besondere Symbolisierung des Privaten respektive des Persönlich-Diffusen kann dies für Sexualität wiederum bedeuten, dass dieses Thema tendenziell leicht aus professionell-organisationalen Beziehungen ausgeschlossen werden kann, es sei denn, Sexualität kann als ein

sachlich-spezifisches Thema reflexiv eingeholt und damit rational und diskursiv behandelt werden.

Vor diesem Hintergrund untersuchte die Studie Erfahrungen und Umgangsweisen mit Sexualität in Teams der Sozialen Arbeit, wobei ein professionstheoretisch informiertes Interesse insbesondere daran bestand, die Praxis des kollegialen Austausches infolge von vorherigen Sexualitätsthematisierungen während der klient\*innenbezogenen Arbeit zu rekonstruieren, da die Bedeutsamkeit derartiger Zusammenkünfte bereits mehrfach als äußerst bedeutsam für die Aufrechterhaltung und Weiterentwicklung einer professionellen Handlungskompetenz ermittelt wurde (vgl. Klatetzki 1993; Cloos et al. 2019; Henn 2020). In heuristischer Absicht erfolgten dafür theoretische Sensibilisierungen durch Auseinandersetzungen mit praxeologischen Überlegungen zu professionellen Organisationen (vgl. Klatetzki 2003) sowie interaktionstheoretischen Konzeptionen von Sexualität (vgl. Simon/Gagnon 2000; Lautmann 2002; Simon/Gagnon 2003; Jackson/Scott 2011), wobei diese Zugänge für beide Sinnzusammenhänge insbesondere die Bedeutsamkeit der Herausbildung und Inkorporation von *Handlungsskripten* betonen.

Für professionelle Organisationen wurde die Bedeutsamkeit von Skripten bislang vor allem von Klatetzki (2003) herausgearbeitet. So wird betont, dass sich in professionellen Organisationen generell kollektiv geteilte „Drehbücher für das alltägliche Handeln in einer Organisation“ (Klatetzki 2003, S. 104) in der Form impliziter und nur bedingt explizit kommunizierbarer Wissensbestände und Handlungsroutrinen herausbilden würden. Da professionelle Organisationsmitglieder im Berufsalltag generell „gleich typische Erfahrungen“ (Klatetzki 2003, S. 99) machten, würden sich in diese folglich „kollektive Wissensschemata“ (Klatetzki 2003, S. 99) in der Form von professionell-organisationalen Skripten einschreiben, welche u.a. das kollektive Verstehen von Situationen, das Erkennen von Problemen und das Formulieren von angemessen erachteten Lösungsvorschlägen als „geskriptete Lösungswege“ (Klatetzki 2003, S. 107) ermöglichen. Zudem würden Skripte auch Wissensschemata über typische Szenen, Orte und Zeiten des Berufsalltags sowie über das typische „Wie, Warum und Womit des Handelns“ (Klatetzki 2003, S. 106) enthalten, wodurch sie dem professionell-organisationalen Handeln der Organisationsmitglieder Orientierungen für die alltägliche Reproduktion einer Organisation geben würden. Wenngleich es die Inhalte von professionell-organisationalen Skripten stets empirisch zu rekonstruieren gelte, könne allerdings ein durch Studien bereits vielfach belegter kollektiv geteilter Wissensbestand von Mitgliedern sozialer personenbezogener Dienstleistungsorganisationen darin gesehen werden, dass sich diese im Berufsalltag generell an der Reproduktion von zwei Handlungsebenen orientierten. So reproduzierten diese eine sog. *operative* sowie eine *symbolische Handlungsebene* (vgl. auch Meyer/Rowan 1977; Brunsson 1989). Während sich die hergestellte operative Handlungsebene durch ein fallbezogenes Handeln mit Klient\*innen „an der ‚Front‘“ (Klatetzki 2010, S. 17) auszeichne und das Kerngeschäft sozialer personenbezogener Dienstleistungsorganisationen darstelle, reproduzierten die Organisationsmitglieder zudem stets auch eine symbolische Handlungsebene, die dem interprofessionellen Austausch mit den anderen Organisationsmitgliedern ohne die Anwesenheit von Klient\*innen diene (vgl. Klatetzki 2003). Wird mit Klatetzki also davon ausgegangen, dass professionelle Organisationsmitglieder im Rahmen des Kerngeschäfts unzählige Erfahrungen auf der operativen Ebene ohne unmittelbare Anwesenheit von Kolleg\*innen machen, stellt sich folglich die Frage, welche Berufserfahrungen sie auf der symbolischen Ebene (nicht) teilen und im Rahmen eines Ebenentransfers explizit zum Teil eines *kollektiv geteilten Erfahrungsraumes* machen, um so möglicherweise auch erfahrungsgesättigt an der kollektiven Vermittlung, Aneignung oder Revision von professionell-organisationalen Skripten zur Vermeidung kollektiver Handlungsunsicherheiten und Stützung kollektiver Fachlichkeit zu arbeiten.

Neben diesem praxeologischen Organisationszugang wurde die Bedeutsamkeit von Skripten zudem bereits in den 1970er Jahren durch Studien von Gagnon und Simon (1973) für Sexualität herausgearbeitet, ehe ihre in der Sexualwissenschaft bereit rezipierte „sexual script theory“ (Wiedermann 2016, S. 7) in den Folgejahren fortentwickelt wurde und jüngst vornehmlich in interaktionstheoretischen Arbeiten über Sexualität herangezogen wird (vgl. Lautmann 2002; Lenz 2010; Jackson/Scott 2011). Dabei betont dieser „scripting approach“ (Simon/Gagnon 2003, S. 496), dass „nichts von sich aus sexuell“ (Jackson/Scott 2011, S. 110) sei, sondern dass einem Objekt, einer Person, einer Praktik oder einer Situation immer erst eine sexuelle Bedeutung zugeschrieben werden müsse, um etwas Sexuelles als Sinnzusammenhang hervorzubringen, was durch die inkorporierte Aneignung und Anwendung von „sexuellen Skripten“ (Simon/Gagnon 2000, S. 88) geschehe. Sexuelle Skripte werden dabei als „learned and incorporated“ (Wiedermann 2016, S. 7) sowie als „Erfahrungs- und Handlungsschemata“ (Lenz 2010, S. 240) betrachtet, welche sich in Personen im Zuge ihrer Auseinandersetzungen mit dem „allgemein zugänglichen Vorrat an kulturellem Wissen über Sexualität“ (Jackson/Scott 2011, S. 112), mit anderen Personen und mit sich selbst erfahrungsgestützt zu einem persönlichen Set sexueller Skripte einschreiben würden (vgl. Simon/Gagnon 2000). Die Anwendung eines sexuellen Skriptes lässt sich dementsprechend auch als Sexualisierung bezeichnen, indem einem Objekt, einer Person, einer Praktik oder einer Situation eine sexuelle Bedeutung zugewiesen wird (vgl. Lautmann 2011).

Infolge dieser theoretischen Sensibilisierungen interessierte sich die Studie dafür, welche sexualitätsbezogenen Erfahrungen Fachkräfte der Sozialen Arbeit im Arbeitsalltag teilen, wie sie mit Sexualitätsthematisierungen kollektiv umgehen und welche Orientierungsmuster in der Form von Skripten ihr professionell-organisationales Handeln anleiten, wenn Sexualität im Organisationsalltag thematisch wird.

### 3. Methodisches Vorgehen und empirische Befunde: Erfahrungen und Umgang mit Sexualität in Teams der Sozialen Arbeit

Für die Untersuchung der Fragestellung der Studie wurden im Förderzeitraum elf Gruppendiskussionen mit Teams aus unterschiedlichen Arbeitsfeldern der Sozialen Arbeit geführt. Die Gruppendiskussionen wurden mit Kolleg\*innen aus Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen, der Erziehungsberatung, der Sozialpädagogischen Familienhilfe, der Heimerziehung oder der Sexualberatung geführt. Die Auswahl deckte ein breites und differenziertes Spektrum an sozialpädagogischen Arbeitsbereichen, Teams, Fachkräften, Arbeitsweisen und Zielgruppen ab. So umfasste das Sample etwa vollstationär, halbstationär und ambulant ausgerichtete Einrichtungen, professionelle Organisationen mit Komm- und/oder Gehstruktur, mit klient\*innenbezogener Arbeit im Gemeinschaftsdienst, in Tandems oder alleine sowie mit Zielgruppen in unterschiedlichsten Lebenslagen und aller Lebensalter. Zudem wurde bei der Zusammenstellung des Studiensamples darauf geachtet, dass die befragten Teams im Hinblick auf Sexualität sowohl dem Typ der Spezialist\*innen als auch dem Typ der Generalist\*innen zuordenbar waren, d.h. es wurden Gruppendiskussionen mit Fachkräften durchgeführt, die grundsätzlich entweder primär für sexualitätsbezogene Themen oder primär für nahezu alle Themen und Probleme der alltäglichen Lebensführung zuständig waren. Abgesehen von diesen Auswahlkriterien wurde bei den Teams einerseits darauf geachtet, dass es sich stets um sog. „natürliche“ Gruppen handelte, d.h. Kolleg\*innen, die im

organisationalen Alltag auch unmittelbar miteinander arbeiteten. Andererseits war es ein Teilnahmekriterium, dass alle Fachkräfte auch selbst an der „front-line“ (Klatetzki 2010, S. 17) mit Klient\*innen arbeiteten und selbst keine Tätigkeit ausübten, welche einen Klient\*innenkontakt ausschloss. Für die Gesprächseinstiege wurde stets mit einer Fallvignette gearbeitet, ehe der Fortgang der Gruppendiskussionen durch eine\*n Projektmitarbeiter\*in mithilfe eines Leitfadens zurückhaltend moderiert wurde.

Die Analyse der Gruppendiskussionen erfolgte in Anlehnung an die Dokumentarische Methode, die als qualitativ-rekonstruktives Analyseverfahren metatheoretisch in der praxeologischen Wissenssoziologie zu verorten ist (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2008; Vogd 2009; Bohnsack 2014; Jansen et al. 2015). Während die Dokumentarische Methode ursprünglich im Kontext der Milieuforschung entwickelt wurde und im Anschluss an Mannheim bekanntlich nicht nur die Leitdifferenz zwischen einem kommunikativen, expliziten Wissen und einem konjunktiven, impliziten Wissen betont, sondern auch das konjunktive, implizite Wissen als das handlungsleitende und primär zu rekonstruierende Wissen beurteilt, weisen aktuelle Fortentwicklungen der Dokumentarischen Methode aus dem Kontext der Organisationsforschung darauf hin, dass gerade in Organisationen das „kommunikative Wissen einen spezifischen Eigenwert“ (Jansen et al. 2015, Abs. 9) aufweise und keineswegs als unbedeutende „Residualkategorie vor dem eigentlich zentralen konjunktiven Wissen“ (Henn 2019, S. 75) aufzufassen sei. Basierend auf der damit einhergehenden Annahme einer komplexen „Verschränkung von konjunktivem und kommunikativem Wissen“ (Jansen et al. 2015, Abs. 10) sowie den erläuterten professions- und skripttheoretischen Sensibilisierungen wurden in der Studie folglich sowohl die implizit angedeuteten als auch die explizit benannten Erfahrungen und Umgangsweisen der Fachkräfte im Hinblick auf Sexualität im Berufsalltag analysiert.

Nachfolgend wird untersucht, wie die Erfahrung von Fachkräften auf operativer Ebene, dass Bestandteile ihrer eigenen Sexualität durch Klient\*innen thematisiert wird, auf der symbolischen Ebene explizit kollektiviert wird und darüber Prozesse einer kollektiven Rückversicherung über das eigene professionelle Handeln erfolgen. Methodisch wird dafür zunächst auf den Auszug aus einer Gruppendiskussion mit sexualitätsbezogenen Spezialist\*innen aus dem Arbeitsbereich der Sexualberatung und anschließend auf einen Diskussionsauszug mit Generalist\*innen aus dem Arbeitsbereich der Heimerziehung zurückgegriffen.

### 3.1 „Ich habe das Bedürfnis danach schnurstracks zu dir zu gehen und dir das zu erzählen“ – Erfahrungen und Umgang mit Sexualität in der Sexualberatung

Der folgende Gesprächsauszug entstammt einer Gruppendiskussion mit vier Fachkräften aus einer Sexualberatungsstelle, zu deren beruflichem Kerngeschäft die Thematisierung und Bearbeitung des Sexuellen gehört, was bedeutet, dass die Fachkräfte infolge eines thematischen Ausschluss von Sexualität aus ihrem Berufsalltag den organisationalen Kernzweck der Organisation verfehlen würden. Dementsprechend geht aus vielen Gesprächspassagen nicht nur hervor, dass die Fachkräfte die kollektive Erfahrung teilen, verschiedene Aspekte des Sexuellen im Berufsalltag beständig auf der operativen Ebene zu thematisieren, sondern dass sie auch von anderen Organisationen wie Kindertageseinrichtungen oder Schulen als Sexualitätsexpert\*innen adressiert und damit beauftragt werden, Aspekte des Sexuellen in öffentlich-organisationalen Kontexten zu thematisieren. Wenngleich die Thematisierung von Sexualität im Arbeitsalltag für diese Fachkräfte somit einen Kernbestandteil ihres Berufshandelns darstellt, ergeben sich hierbei jedoch auch für diese sexualitätsbezogenen Spezialist\*in-

nen Herausforderungen, insbesondere wenn Bestandteile der eigenen Sexualität thematisiert werden, wie der folgende Wortwechsel zwischen zwei Sozialpädagoginnen zeigt.

Frau Schneider: Jetzt kann ich vielleicht auch einmal erzählen, weil ich bin einmal in so eine ähm Grenzsituation gekommen. Das habe ich mit dir auch nachgesprochen. Das war eine [sechste] Klasse Mädchen und da ging es ganz viel um weibliche Sexualität. Was ist ein Tabu und weibliche Selbstbefriedigung und haben da ganz lange darüber gesprochen (...). Also für die war weibliche Selbstbefriedigung überhaupt nicht, die haben mir gesagt, dürfen Mädchen nicht machen, die können das überhaupt nicht oder so (...). Und am Ende der Gruppe schauten die Mädchen mich kurz an und dann hat ein Mädchen mich gefragt, „Ähm machen Sie das denn auch?“ So und eigentlich haben wir in der Sexualpädagogik das Credo, von unserer Sexualität geben wir nichts preis. Weil das ist äh grenzüberschreitend und so. Und dann habe ich gedacht, wir haben die ganze Zeit darüber geredet, das ist ein Tabuthema ja ((lachen)), und wenn ich jetzt sage, „Das möchte ich nicht beantworten“ ((lachen)). Ja und dann habe ich wirklich, das war so ein Dilemma, und dann habe ich es beantwortet und habe es ehrlich beantwortet und trotzdem habe ich das Bedürfnis danach schnurstracks zu dir zu gehen und dir das zu erzählen ((lachen)). War das jetzt grenzüberschreitend? Und da haben wir ja auch lange darüber gesprochen und dann war das auch okay (...). Ich kann das jetzt auch vertreten und ich kann das auch vor einigen argumentieren, warum ich das beantwortet habe, genau. Aber im ersten hab ich so gedacht, ach du Scheiße

Frau Karstens: Ja, genau

Frau Schneider: Weil eigentlich laut unserem Credo geht das nicht (...). Aber wenn ich das Dilemma. Und dann hat das Mädchen gemerkt, ich stocke ein bisschen und dann habe ich denen das auch erklärt, dass wir eigentlich eben nichts von uns preisgeben. Dann habe ich aber auch gesagt, „Naja, jetzt ist hier aber eine Runde, ich habe das Gefühl“, wir haben ja auch gesagt, „Alles bleibt hier im Raum und deshalb beantworte ich das für euch jetzt“. Und dann war es auch okay. Aber ja, das war ganz spannend. Da können die anderen auch schnell in Situationen finden ((lachend))

Frau Karstens: Ja. Also gerade in der Sexualpädagogik, in der Arbeit finde ich, wird man, also bin ich persönlich am direktesten Sachen in Bezug auf mein Leben und auf meine Sexualität gefragt worden. Und da ist es recht äh immer wieder auch eine Herausforderung (...). Ich finde in der Sexualpädagogik lernt man da wirklich eine Menge, was das angeht (...). Was beantworte ich, beantworte ich, ob ich eine Beziehung habe oder nicht, warum ja, warum nein, das ist echt, finde ich ist ein gutes Lernfeld...“

Die Fachkraft Frau Schneider nutzt den Gesprächsraum der Gruppendiskussion hier für die dichte Erzählung einer Sexualitätsthematisierung im Schulkontext, über welche sie gemäß der anschließenden ratifizierenden Äußerung von Frau Karstens bislang nur mit dieser gesprochen zu haben scheint. Damit dokumentiert sich zunächst, dass eine Sexualitätsthematisierung auf der operativen Ebene bei Frau Schneider zu eigener Handlungsunsicherheit und einem kollegialen Rückversicherungsbedarf führte, woraufhin diese Erfahrung mit der Kollegin Frau Karstens auf der symbolischen Ebene thematisiert wurde und somit explizit zu einer geteilten Erfahrung werden konnte, von der nun auch den anderen Kolleg\*innen berichtet wird.

Gerahmt als „Grenzsituation“ schildert sie dafür die Durchführung eines sexualpädagogischen Angebotes für Schülerinnen einer 6. Klasse, in welchem zunächst das gesellschaftliche Tabuthema weiblicher Selbstbefriedigung thematisiert worden sei, wobei sich die Schülerinnen als Novizinnen herausgestellt hätten, die mit gesellschaftlichen Vorurteilen über Mädchen und einem gering ausgeprägten sexuellen Skriptwissen ausgestattet gewesen seien. Im Zuge ihrer pädagogischen Bemühung um eine Enttabuisierung, Normalisierung und selbstermächtigende Wissensvermittlung bezüglich weiblicher Masturbation sei sie gleichwohl in eine dilemmatische Situation geraten, d.h. in eine Situation mit widersprüchlichen Handlungs- und Entscheidungsoptionen, indem sie gefragt worden sei, ob sie denn auch selbst masturbiere. Diese Frage lässt sich einerseits als eine Frage an Frau Schneider als Expertin für diesen Aspekt des Sexuellen interpretieren. Andererseits impliziert diese Frage je-

doch auch die Bitte um einen gewissen Einblick in Frau Schneiders eigene sexuellen Skripte. Diese Paralleladressierung als professionelles Organisationsmitglied mit Fachexpertise sowie als Person mit eigenen und persönlich konnotierten sexuellen Skripten stellt für Frau Schneider eine Herausforderung dar. Als Reaktionen schildert sie zunächst eigene Handlungsunsicherheit, ehe sie den Schülerinnen dann von einer kollektiven Leitorientierung der professionellen Organisationsmitglieder berichtet habe: „Von unserer Sexualität geben wir nichts preis“.

Diese explizierte Leitorientierung impliziert die kollektive Bestrebung, im Rahmen der professionell-organisationalen Thematisierung von Sexualität das eigene sexuelle Handeln und Erleben grundsätzlich nicht zu thematisieren. Des Weiteren zeigt diese Leitorientierung, dass die Fachkräfte dieses Arbeitsfeldes ihre eigene Sexualität kollektiv dem Persönlich-Privaten zuordnen und einen thematischen Ausschluss dieses Bereiches aus der Sphäre der Berufsausübung anstreben, selbst dann oder gerade weil „Sexualität“ der zentrale Gegenstand ihrer Beratungstätigkeit ist. Darüber hinaus lässt sich diese Leitorientierung auch als ein etabliertes professionell-organisationales Handlungsskript interpretieren, um kollektiv offensichtlich typische Berufssituationen im Zuge der Thematisierung von Sexualität routiniert und normativ angemessen zu bewältigen.

Gleichwohl hätte ein Handeln gemäß des kollektiven Skriptes offensichtlich Frau Schneiders pädagogisches Anliegen konterkariert, weibliche Masturbation zu enttabuisieren und die sexuelle Emanzipation der Schülerinnen zu fördern, da eine verweigerte Antwort im Prinzip die gesellschaftliche Tabuisierung weiblicher Selbstbefriedigung situativ reproduziert hätte. Infolge einer tentativen Abwägung zwischen kollektiver Leitorientierung und pädagogischem Anliegen habe sie schließlich die Situation und damit auch ihre eigene Sexualität als exklusiv und schützenswert gerahmt sowie die Frage letztlich „ehrlich“ beantwortet, was sich dahingehend interpretieren lässt, dass sie den Schülerinnen einen gewissen Einblick in ihre eigenen sexuellen Skripten gab, indem sie offensichtlich kommunizierte, dass sie selbst masturbiere.<sup>2</sup> Dieser Interpretation folgend gab sie als professionelles Organisationsmitglied ihren Klientinnen also Auskunft über ihre eigene Sexualität, um dem pädagogischen Anliegen Glaubwürdigkeit zu verleihen und um einen weiblichen Gegenentwurf zu dem gezeichneten Frauenbild der Schülerinnen zu verkörpern, wonach eine selbst herbeigeführte Lustempfindung Frauen angeblich verboten sei.

Im Zuge der reformulierten Frage, „War das jetzt grenzüberschreitend?“, schildert sie anschließend ihr Bedürfnis nach einer kollegialen Rückversicherung bei Frau Karstens im Hinblick auf die Beurteilung des eigenen Handelns auf der operativen Ebene, was dann auch zu einer längeren Nachbesprechung auf der symbolischen Ebene geführt habe. Durch diesen Ebenentransfer erlangte Frau Karstens nicht nur Kenntnisse über das Berufshandeln von Frau Schneider, sondern auch gewisse Einblicke in die sexuellen Skripte ihrer Kollegin, da Teile von Frau Schneiders Sexualität im Zuge der Thematisierung der Schulsituation auch in der Sexualberatungsstelle mitthematisiert wurden. Gemäß Frau Schneiders geäußelter Einschätzung in der Gruppendiskussion habe dieser kollegiale Austausch letztlich zu gesteigerter Handlungssicherheit, Kompetenzerweiterung und einer Selbstvergewisserung über die Angemessenheit des eigenen Berufshandelns geführt, da sie die Beantwortung der Frage und die damit kollektiv eigentlich nicht vorgesehene Thematisierung von Aspekten der eigenen Sexualität mittlerweile auch fachlich begründen könne. Insofern scheint der Ebenentransfer

---

2 Wengleich Frau Schneider diese geschilderte Antwort in der Gesprächspassage inhaltlich nicht derart expliziert, bestätigt sich die hier vorgenommene Interpretation durch den weiteren Verlauf der Gruppendiskussion, indem auch von weiteren Teammitgliedern berichtet wird, mit dem Ziel der Förderung sexueller Emanzipation gegenüber selbstbefriedigungskritischen Klient\*innen bereits auf die eigene Masturbationspraxis hingewiesen zu haben.

und die explizite Kollektivierung der verunsichernden Thematisierung von Bestandteilen der eigenen Sexualität zu einer Reflexivierung des eigenen Berufshandelns sowie auch zu einer gesteigerten Variabilität beim Umgang mit diesem etablierten professionell-organisationalen Handlungsskript geführt zu haben, indem von diesem fallspezifisch und fachlich begründet auf beiden Handlungsebenen auch abgewichen werden kann.

Die Bedeutungsgehalte dieser Erzählung validiert Frau Karstens anschließend und ergänzt, dass sie selbst im Arbeitsbereich der Sexualpädagogik bereits vielfach sehr direkt sowohl nach ihrer eigenen persönlich-privaten Lebensführung als auch nach ihrer eigenen Sexualität gefragt worden sei. Wenngleich sie für die Bewältigung dieser offensichtlich typischen Situation auf der operativen Ebene selbst eine eher situationsvariable Anwendung des zuvor benannten professionell-organisationalen Skriptes andeutet, dokumentiert sich auch bei ihr die Deutung, dass die eigene Sexualität im Kern dem Persönlich-Privaten zuzuordnen sei und nur in begründeten Fällen im Berufskontext thematisch werden soll. Gemäß ihrer Einschätzung erfordere das professionelle-organisationale Handeln in diesem Arbeitsbereich damit generell eine beständige Grenzarbeit zwischen dem Persönlich-Privaten und dem Professionell-Organisationalen, wobei die konkrete Gestaltung dieser Grenzarbeit letztlich im Entscheidungsbereich der einzelnen Fachkräfte liege. Diese müssten die trotz ihrer Kenntnis des organisationalen Handlungsskriptes auch immer wieder neue und wenig routinisierbare Entscheidungen darüber treffen, welche Einblicke sie Klient\*innen in ihre persönlich-private Lebensführung gewähren würden oder nicht.

Insgesamt dokumentiert der Materialauszug somit die kollektive Erfahrung, dass im Alltag dieser sexualitätsbezogenen Spezialist\*innen naheliegender Weise nicht nur Sexualität auf der operativen und symbolischen Ebene, sondern auch Bestandteile der eigenen Sexualität auf beiden Handlungsebenen thematisch und interprofessionell verhandelt wird, was eine „Kollektivierung über die Explikation von Erfahrungswissen“ (Henn 2019, S. 87) darstellt. Wenngleich dabei die eigene Sexualität als Teil des Persönlich-Privaten aus dem Berufskontext eigentlich tendenziell ausgeklammert werden soll, kann sie jedoch auf beiden Handlungsebenen auch immer wieder zum Thema und auf der symbolischen Ebene dann auch kollektiv reflexiviert werden, wodurch offensichtlich die professionelle Handlungskompetenz der Fachkräfte gesteigert wird.

### 3.2 „Ich möchte so nicht von dir angeguckt und auch nicht angesprochen werden“ – Erfahrungen und Umgang mit Sexualität in der Heimerziehung

Der zweite herangezogene Gesprächsauszug entstammt einer Gruppendiskussion mit fünf Fachkräften aus einer Heimeinrichtung, in der junge Menschen ab einem Alter von 12 Jahren einen dauerhaften Lebensmittelpunkt finden, die nicht mehr in ihren Herkunftsfamilien leben. Die Fachkräfte haben in diesem Arbeitsfeld für die jungen Menschen beruflich somit einen generalistischen, thematisch umfassenden Erziehungs- und Sozialisationsauftrag, womit auch eine Verantwortung für die sexuelle Entwicklung der Kinder und Jugendlichen einhergeht. Kollektive Umgangsweisen mit der Erfahrung, dass im Rahmen dieses generalistischen Sorgeauftrags auch Bestandteile der eigenen Sexualität thematisch werden können, dokumentieren sich in den nachfolgenden Redezyklen zwischen drei Fachkräften.

Frau Krüger: Was mir da gerade so eingefallen ist ähm mit Frank hatte ich mal so eine Situation dass äh ich da an der Kaffeemaschine stand und der hat so richtig krass meinen Körper kommentiert irgendwie:-

Herr Zimmermann: Ja stimmt, stimmt

Frau Krüger: Das hat mich auch sehr beschäftigt

Herr Zimmermann: stimmt

Frau Krüger: äh sowas ich würde jetzt viel besser aussehen weil ich hätte ja abgenommen und hätte einen viel geileren Körper bekommen halt wirklich so dass ich sehr deutlich dass meine Grenze sehr deutlich überschritten hat und ich gemerkt hab ich möchte so nicht von dir angeguckt und auch nicht angesprochen werden, und ich mich danach sehr deutlich abgrenzen musste und ich auch nicht ihn nicht mehr umarmen wollte weil normalerweise ist es für mich so ganz ganz klar das sind so zwei Welten also das sind Kinder das sind Minderjährige und ich gucke die auch an als Kinder aber in dem Moment indem der mich so:

Herr Zimmermann: hmm

Frau Krüger: (2) so angesprochen und kommentiert hat

Frau Sohns: Ja der hat dich als Frau angeguckt dann in dem Moment dann

Frau Krüger: Genau;

Frau Sohns: Und nicht als seine Betreuerin, die gerade Dienst hat;

Frau Krüger: Ja (.) und das hat sich für mich dann irgendwie verschoben und hat für mich einen ganz komischen Beigeschmack bekommen und ich dachte so okay nee so möchte ich dich dann nicht mehr umarmen (.) das hat dann nicht mehr so was Mütterliches oder Fürsorgliches sondern das ist mir dann komisch;

Frau Sohns: Ja

Frau Krüger: also es hat sich dann von seiner Seite irgendwie verschoben.

Die Fachkraft Frau Krüger schließt mit ihrer Erzählung einerseits an Vorheriges an, eröffnet aber zugleich ein neues Thema im Modus der individuellen Rückschau. In ihrer Schilderung bezieht sie sich auf eine Interaktion mit einem Jugendlichen auf der operativen Ebene, die von ihr zunächst relativ offen als „so eine Situation“ klassifiziert wird. Die konkrete Situation bezieht sich dann auf die Kommentierung ihrer Körperlichkeit und ihres Aussehens durch den Jungen im Rahmen des Alltagslebens in der Heimeinrichtung. Die Fachkraft wird hier während ihres beruflichen Handelns von dem Jugendlichen auf ihre äußerliche Erscheinung angesprochen. Dass sie diese Ansprache als höchst irritierend erlebt, dokumentiert sich in der Steigerungsform ihrer Verbalisierung, „so richtig krass“. Diese geschilderte Erfahrung der Fachkraft auf der operativen Ebene validiert anschließend Herr Zimmermann und ratifiziert damit, dass diese Erfahrung der körperbezogenen Kommentierung bereits im Rahmen eines kollegialen Austauschs thematisiert wurde und damit ein Erfahrungstransfer von der operativen auf die symbolische Ebene vollzogen wurde.

Der Einschub von Frau Krüger, „das hat mich auch sehr beschäftigt“, und die erneute Bestätigung durch Herrn Zimmermann verdeutlichen einerseits die Relevanz, die diese Erfahrung für die Fachkraft – auch im Rahmen des interprofessionellen Austauschs – hatte. Zum anderen wird in dieser Schilderung deutlich, dass diese Erfahrung die Fachkraft verunsicherte und dass ihr keine professionell-organisationalen Skripte zur Verfügung standen, um diese körperbezogene Kommentierung fachlich einzuordnen und individuell zu bewältigen. Es bedurfte vielmehr eines Erfahrungstransfers auf die Ebene des Symbolischen und einer kollektiven Rückversicherung über diese verunsichernde Erfahrung.

Im Fortgang der Erzählung erläutert Frau Krüger schließlich die körperbezogene Kommentierung der eigenen Person durch den Jungen und deren Auswirkungen auf ihr Professionsverständnis. Die Fachkraft wird in dieser Situation durch den Jugendlichen vergeschlechtlicht und als sexualisierend wahrgenommen sowie als Frau mit einem „geilen Körper“ angesprochen, was bedeutet, dass im Rahmen dieser körperbezogenen Attraktivitätszuschreibung auch Bestandteile der eigenen Sexualität der Fachkraft thematisiert werden. Diese Adressierung ist in gewisser Weise als ein doppelter Erwartungsbruch zu sehen. Zum einen bricht der Jugendliche mit dieser sexualisierend eingeordneten Adressierung mit den familiarisierten Beziehungserwartungen und diffusen Anteilen im Setting der Heimerziehung, in

der die Beziehungen zwischen den erwachsenen Fachkräften und den jungen Menschen Rollenanteile einer sorgenden Eltern-Kind-Beziehung haben. Zum anderen bricht diese Adressierung mit der beruflich-professionellen Beziehungserwartung und den darin eingelagerten spezifischen Anteilen.

Diese körperbezogene Attraktivitätszuschreibung wird dann von der Fachkraft als persönliche Grenzverletzung gedeutet und die mitthematisierte eigene Sexualität der Fachkraft wird dabei dem Persönlich-Privaten zugeordnet. Damit einhergehend dokumentiert sich die Bestrebung, als Fachkraft die eigene Sexualität aus dem professionell-organisationalen Bereich auszuklammern. Frau Krüger verbalisiert daraufhin direkt ihre eigene Reaktion auf diese Adressierung: „sodass [...] ich gemerkt hab ich möchte so nicht von dir angeguckt und auch nicht angesprochen werden, und ich mich danach sehr deutlich abgrenzen musste“. In dieser Reaktion zeigt sich eine intuitiv-diffuse und affektive Abwehr des potentiell männlich-begehrenden Blicks des jugendlichen Adressaten. Diese als „Abgrenzung“ bezeichnete Reaktion ist jedoch argumentativ rein am individuellen Befinden orientiert („ich möchte so nicht...“) und nicht professionell-spezifisch grundiert, d.h. nicht am Wohl des Jugendlichen und/oder an der Erfüllung des sozialpädagogischen Sorgeauftrags orientiert. Die Grenzverletzung besteht für sie darin, dass der Jugendliche sie durch diese Adressierung weder als Mutter noch als Fachkraft, sondern als attraktive Frau adressiert und durch die Rede von einem „geilen Körper“ ein sexuelles Skript aufruft. Gemäß der Erzählung reagiert sie auf diese wahrgenommene Sexualisierung der eigenen Person schließlich mit einem persönlich-diffus begründeten und situationsübergreifenden Näheentzug und versucht damit, die Beziehung zu desexualisieren, wobei die Angemessenheit dieser Reaktion auch durch ihre Kollegin Frau Sohns affirmiert wird. Insofern dokumentiert sich die kollektiv vertretene dichotome Konstruktion des Jugendlichen, der von den Fachkräften nur in den zwei Entwicklungsphasen Kind und Mann entworfen wird. Das bedeutet folglich, dass die Fachkräfte aus dieser individuell erfahrenen und kollektiv thematisierten Adressierung keinen spezifischen Auftrag für den Umgang mit den entwicklungsrelevanten Themen der jugendlichen Sexualität im Sinne einer „stellvertretenden Deutung des latenten Sinns“ (Oevermann 1996, S. 156) ableiten.

Insgesamt dokumentiert der Materialauszug somit die Erfahrung, dass im Alltag dieser Fachkräfte mit generalistischer Sorgeverantwortung Bestandteile der eigenen Sexualität auf der operativen und der symbolischen Ebene thematisch werden, was bedeutet, dass individuelle Erfahrungen explizit kollektiviert werden. Dieser Erfahrungstransfer wird infolge einer individuellen Handlungsverunsicherung durch eine, als sexualisierend eingeordnete Attraktivitätszuschreibung enacted und bestätigt eine Fachkraft kollektiv darin, dass eine persönlich-diffus begründete Reaktion mittels generalisierendem Näheentzug angemessen sei. Deutlich wird hier wie auch in vielen weiteren Gesprächspassagen, dass die interprofessionellen Zusammenkünfte dieses Teams nur ein vergleichsweise geringes Potential für eine kollektive Steigerung von Fachlichkeit beim Umgang mit von jungen Menschen thematisierten Bestandteilen der eigenen Sexualität aufweisen.

### 3.3 Vergleichende Analyse

Werden die in den Diskussionsauszügen herausgearbeiteten Erfahrungen und Umgangsweisen der Fachkräfte des Teams der sexualitätsbezogenen Spezialist\*innen sowie der Fachkräfte des Teams der Generalist\*innen vergleichend in den Blick genommen, verdeutlichen sich sowohl Gemeinsamkeiten als auch Unterschiede. So dokumentiert sich in beiden Teams zunächst die kollektive Erfahrung, dass im Rahmen der Arbeit mit Klient\*innen auf der ope-

rativen Ebene Sexualität thematisch wird, im Zuge derer stets auch Aspekte der eigenen Sexualität der Fachkräfte mitadressiert werden. Analog zur gesellschaftlichen Diskursivierung von Sexualität als sog. „Kernbereich des Privaten“ (Lenz 2010, S. 244) und der Tendenz zum Ausschluss dieses emotional-diffus konnotierten Sinnzusammenhangs aus der Sphäre des Beruflichen, ordnen die Fachkräfte ihre mitthematisierte eigene Sexualität kollektiv dem Persönlich-Privaten zu und streben eigentlich einen diesbezüglichen Ausschluss während der Berufsausübung an. Während im Team der Sexualberatung dieser Themenausschluss sogar als eine gemeinsame Leitorientierung versprachlicht wird, der auf kollektive Auseinandersetzungsprozesse mit der eigenen Sexualität verweist, zeigt sich im Team der Heimerziehung keine derart explizierbare Umgangsweise mit Bestandteilen der eigenen Sexualität im Zuge der Berufsausübung. Vor diesem Hintergrund wird in beiden Teams zudem deutlich, dass die Fachkräfte die Mitthematisierung ihrer eigenen Sexualität auf der operativen Ebene entweder als potentielle oder eindeutige Verletzung ihrer persönlichen Grenze wahrnehmen. Im Zuge dessen deuten sich in beiden Teams folglich Abwehrimpulse der Fachkräfte an, die im Team der Sexualberatung jedoch durch Modulationen des ersten Abwehrimpulses und die Deutung einer sachlich begründbaren Mitthematisierung von Bestandteilen der eigenen Sexualität als Teil der professionellen Auftragserfüllung überführt werden können. Im Team der Heimerziehung kann aus der als sexualisierend wahrgenommenen Adressierung durch einen Jugendlichen jedoch kein fachlich begründeter Auftrag abgeleitet werden und die persönlich-diffuse Erstreaktion des Näheentzugs wird argumentativ und handlungspraktisch nicht in einen spezifischen, am Wohlergehen des Jugendlichen orientierten Sorgeauftrag übersetzt, z.B. mit dem Blick auf die sexuelle Explorationsphase der Adoleszenz.

Des Weiteren zeigt sich in beiden Teams die Erfahrung, dass die Mitadressierung von Aspekten der eigenen Sexualität auf der operativen Ebene von den Fachkräften als verunsichernd und herausfordernd erlebt wird, woraufhin der Austausch mit Kolleg\*innen zur retrospektiven Unsicherheitsbewältigung gesucht wird. Insofern dokumentiert sich in beiden Teams die organisationale Ermöglichung und Fähigkeit, sich im Hinblick auf Handlungsanforderungen auf der operativen Ebene als Fachkraft vor anderen Fachkräften unsicher zeigen zu können, individuelle Erfahrungen auf der symbolischen Ebene thematisieren sowie sich Rückversicherungen über die Angemessenheit der eigenen Handlungspraxis durch Kolleg\*innen einholen zu können, wodurch diese individuellen Erfahrungen explizit kollektiviert werden.

Erhebliche Unterschiede zwischen beiden Team deuten sich jedoch hinsichtlich der Folgen der Erfahrungskollektivierung an. Im Fall des Teams der Sexualberatung dokumentieren sich in der Gruppendiskussion trotz der eigentlich kollektiv angestrebten Nichtthematisierung der eigenen Sexualität gemeinsame und reflexivierende Diskurse über Bestandteile der eigenen Sexualität, wodurch auch ein fallbegründetes Abweichen von einem professionell-organisationalen Handlungsskript im Rahmen der Bewältigung professioneller Handlungsantinomien ermöglicht wird. Abweichungen vom angestrebten Themenausschluss können also gestützt durch kollegiale Validierungen mit einem bereits etablierten professionell-organisationalen Handlungsskript vermittelt werden, wenngleich das aufrufbare Skript dadurch keine explizite Reformulierung erfährt, etwa in der Form: „Von unserer Sexualität geben wir nur in fachlich begründeter Weise etwas preis“. Dieser kollektiv realisierte und nur bedingt geskriptete, aber enaktierte Transfer von verunsichernden Erfahrungen auf der symbolische Ebene scheint dann auch spezifisch orientierte Thematisierungen von Bestandteilen der eigenen Sexualität zu ermöglichen, wodurch das fachlich begründbare Handlungsrepertoire der Fachkräfte auf der operativen Ebene erweitert wird. Hinsichtlich der Folgen des Erfahrungstransfers deutet sich für den Fall des Teams der Heimerziehung dagegen an, dass ein kollegialer Austausch über verunsichernde Erfahrungen auf der operativen Ebene nicht mit einer kollektiven Reflexivierung des Umgangs mit den mitadressierten Bestandtei-

len der eigenen Sexualität gleichzusetzen ist. Vielmehr wird die Fachkraft hier kollektiv in der Angemessenheit ihrer persönlich-diffus begründeten Reaktion gegenüber einem Jungen mittels generalisierendem Näheentzug bestärkt. Die Folgen, die mit dem Fehlen eines professionell-organisationalen Skriptes für einen Umgang mit dieser Ausdrucksform einer professionellen Handlungsantinomie einhergehen können, werden im Materialauszug auch deutlich: Geschildert werden reflexhafte, auf eigenem Unbehagen basierende persönlich-diffus begründete Distanzierungsreaktionen einer Fachkraft gegenüber einem jungen Menschen, der sich noch in der Herausbildungsphase von Welt- und Selbstverhältnissen sowie sexuellen Skripten befindet, die sich letztlich kaum als fachlich durchdachtes Reaktionsmuster auf „antinomische Handlungsanforderungen“ (vgl. Oevermann 1996) einordnen lassen.

## 4 Ausblick

Zusammenfassend verdeutlichen die untersuchten Erfahrungen und Umgangsweisen mit Sexualität in Teams der Sozialen Arbeit nicht nur, dass verschiedene Aspekte von Sexualität im Berufsalltag von sexualitätsbezogenen Spezialist\*innen und Generalist\*innen wiederkehrend thematisch werden und sich Sexualitätsthematisierungen somit durchaus zum Bestandteil von erwartbar zu bewältigenden Handlungssituationen in der Sozialen Arbeit zählen lassen, sondern dass Sexualitätsthematisierungen Fachkräfte insbesondere dann vor besondere verunsichernde Herausforderungen stellen, wenn Bestandteile der eigenen Sexualität mitthematisiert werden. Diese beruflich erfahrenen Ausdrucksformen von antinomischen Handlungsanforderungen wurden im herangezogenen Material kollektiv zum einen als Herausforderung für eine fachlich begründete Grenzarbeit und zum anderen als zurückzuweisende Grenzüberschreitung gedeutet.

Sowohl in den im Beitrag herangezogenen Diskussionsauszügen als auch in den Gruppendiskussionen mit anderen Teams aus diversen Arbeitsbereichen der Sozialen Arbeit dokumentierte sich immer wieder, dass Fachkräfte insbesondere dann Verunsicherungen infolge von Sexualitätsthematisierungen versprachlichten, wenn Bestandteile ihrer eigenen Sexualität auf der operativen Ebene mitthematisiert wurden, was stets zu Rückversicherungsbedarfen auf der symbolischen Ebene führte. Im Zuge dieser Kollektivierung von verunsicherndem Erfahrungswissen erfüllen die von uns untersuchten generalistisch arbeitenden Teams der Sozialen Arbeit für die jeweils betroffenen Fachkräfte vor allem eine stabilisierende und stützende Funktion. Reflexivierende Erfahrungstransfers und professionell-spezifische Thematisierungen von Bestandteilen der eigenen Sexualität auf der symbolischen Ebene konnten wir dagegen nur in Teams rekonstruieren, die sich als sexualitätsbezogene Spezialist\*innen einordnen lassen. Auch wenn man die unterschiedlichen Handlungsbedingungen in den disparaten Arbeitsbereichen sowie die Unterschiedlichkeit der berichteten Thematisierungsweisen von Bestandteilen der eigenen Sexualität während der Berufsausübung in Betracht zieht, deuten die Ergebnisse insgesamt darauf hin, dass insbesondere bei dem Thema der Sexualität in Teams der Sozialen Arbeit das Zusammenspiel zwischen individueller Sprachfähigkeit, Spezialisierung und Professionalisierung der Fachkräfte sowie einer kollektiven, d.h. organisationalen und deliberativen Thematisierung und Bearbeitung zu einem qualifizierteren Umgang im Sinne einer differenzierenden Explikation von diffusen und spezifischen Bestandteilen des Sexualitätsthemas beiträgt (vgl. Kowalski/Retkowski 2017).

Neben weiteren Analysen des professionstheoretisch bedeutsamen und empirisch komplexen Gegenstandsbereiches des kollegialen Austausches über individuelle Erfahrungen im

organisationalen Alltag mittels qualitativ-rekonstruktiver Forschungszugänge erscheint es angesichts antinomischer Handlungsanforderungen in der Sozialen Arbeit folglich ratsam, auch in Angeboten der Aus-, Fort- und Weiterbildung von (sozial-)pädagogischen Fachkräften zu Sexualität und sexualisierter Gewalt eine situativ mitunter begründete und fachlich geleitete Thematisierung von Bestandteilen der eigenen Sexualität noch systematischer zu berücksichtigen und die Entwicklung von entsprechenden professionell-organisationalen Handlungsskripten anzugehen.

## Literatur

- Apelt, M./Tacke, V. (Hrsg.) (2012): Handbuch Organisationstypen. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-93312-2>
- Benkel, T. (2014): Sexualität. In: Endruweit, G./Trommsdorff, G./Burzan, N. (Hrsg.): Wörterbuch der Soziologie. Konstanz/München, S. 422–425.
- Brunsson, N. (1989): The Organization of Hypercrisy. Talk, Decisions and Actions in Organizations. Chichester.
- Bohnsack, R. (2014): Rekonstruktive Sozialforschung. Eine Einführung in qualitative Methoden. Op-laden/Toronto.
- Christmann, B. (2020): Disclosure von sexualisierter Gewalt – Definitionen, Forschungsstand, Implikationen für Prävention und pädagogische Praxis. In: Wazlawik, M./Christmann, B./Böhm, M./Dekker, A. (Hrsg.): Perspektiven auf sexualisierte Gewalt. Einsichten aus Forschung und Praxis. Wiesbaden, S. 263–276. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-23236-8\\_16](https://doi.org/10.1007/978-3-658-23236-8_16)
- Cloos, P./Fabel-Lamla, M./Kunze, K./Lochner, B. (Hrsg.) (2019): Pädagogische Teamgespräche. Methodische und theoretische Perspektiven eines neuen Forschungsfeldes. Wiesbaden.
- Dewe, B./Otto, H.-U. (2018): Professionalität. In: Otto, H.-U./Thiersch, H./Treptow, R./Ziegler, H. (Hrsg.): Handbuch Soziale Arbeit. Grundlagen der Sozialarbeit und Sozialpädagogik. München, S. 1203–1213. <https://doi.org/10.2378/ot6a.art116>
- Fegert, J.M./Wolff, M. (Hrsg.) (2015): Kompendium "Sexueller Mißbrauch in Institutionen". Entstehungsbedingungen, Prävention und Intervention. Weinheim/Basel.
- Gagnon, J.H./Simon, W. (1973): Sexual Conduct: The Social Sources of Human Sexuality. Chicago.
- Galuske, M. (2009): Methoden der Sozialen Arbeit. Eine Einführung. Weinheim/München.
- Helming, E./Mayer, M. (2012): „Also über eine gute Sexualität zu reden, aber auch über die Risiken, das ist auch eine ganz große Herausforderung“. Einige ausgewählte Aspekte zum Umgang mit Sexualität und sexueller Gewalt in institutionellen Kontexten, die mit Kindern und Jugendlichen arbeiten. In: Andresen, S./Heitmeyer, W. (Hrsg.): Zerstörerische Vorgänge. Missachtung und sexuelle Gewalt gegen Kinder und Jugendliche in Institutionen. Weinheim, S. 49–65.
- Henn, S. (2019): Verständigungsprozesse in sozialpädagogischen Teamgesprächen. Fragen an die Konzeption von Kollektivität, Organisation und Bewältigung im Kontext der Dokumentarischen Methode. In: Cloos, P./Fabel-Lamla, M./Kunze, K./Lochner, B. (Hrsg.): Pädagogische Teamgespräche. Methodische und theoretische Perspektiven eines neuen Forschungsfeldes. Wiesbaden, S. 72–90.
- Henn, S. (2020): Professionalität und Teamarbeit in der stationären Kinder- und Jugendhilfeforschung. Eine empirische Untersuchung reflexiver Gesprächspraktiken in Teamsitzungen. Weinheim/Basel.
- Hess, J./Retkowsky, A./Wehrhahn, D. (2016): Küssen, Streicheln, Doktorspiele. Konstruktionen kindlicher Sexualität als Herausforderung für pädagogische Disziplin und Profession. In: Forum Gemeindepsychologie, 21. Jg., H. 1.
- Jackson, S./Scott, S. (2011): Putting the Interaction back in Sex. Für eine interpretative Soziologie verkörperter Lust. In: Keller, R./Meuser, M. (Hrsg.): Körperwissen. Wiesbaden, S. 107–127. [https://doi.org/10.1007/978-3-531-92719-0\\_6](https://doi.org/10.1007/978-3-531-92719-0_6)

- Jansen, T./Schlippe, A.v./Vogd, W. (2015): Kontexturanalyse. Ein Vorschlag für rekonstruktive Sozialforschung in organisationalen Zusammenhängen. In: *Forum Qualitative Sozialforschung*, 16. Jg., H. 1, Art. 4.
- Klatetzki, T. (1993): Wissen, was man tut. Professionalität als organisationskulturelles System. Eine ethnographische Interpretation. Bielefeld.
- Klatetzki, T. (2003): Skripts in Organisationen. Ein praxistheoretischer Bezugsrahmen für die Artikulation des kulturellen Repertoires sozialer Einrichtungen und Dienste. In: Schweppe, C. (Hrsg.): *Qualitative Forschung in der Sozialpädagogik*. Wiesbaden, S. 93–118. [https://doi.org/10.1007/978-3-663-11215-0\\_5](https://doi.org/10.1007/978-3-663-11215-0_5)
- Klatetzki, T. (2008): Sozialisation in Gruppen und Organisationen. In: Hurrelmann, K./Grundmann, M./Walper, S (Hrsg.): *Handbuch Sozialisationsforschung*. Weinheim, S. 351–371.
- Klatetzki, T. (2010): Zur Einführung. Soziale personenbezogene Dienstleistungsorganisationen als Typus. In: Klatetzki, T. (Hrsg.): *Soziale personenbezogene Dienstleistungsorganisationen. Soziologische Perspektiven*. Wiesbaden, S. 7–24. [https://doi.org/10.1007/978-3-531-92474-8\\_1](https://doi.org/10.1007/978-3-531-92474-8_1)
- Kowalski, M. (2020): Nähe, Distanz und Anerkennung in pädagogischen Beziehungen. Rekonstruktionen zum Lehrerhabitus und Möglichkeiten der Professionalisierung. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-29742-8>
- Kowalski, M./Retkowski, A. (2017): Sprechen über Sexualität und Macht – Zur Bedeutung von (multi)professioneller Kooperation in Institutionen der Sozialen Arbeit. In: *Neue Praxis. Die herausgeforderte Profession. Soziale Arbeit in multiprofessionellen Handlungskontexten*, Sonderheft 14, S. 75–84.
- Lautmann, R. (2002): *Soziologie der Sexualität. Erotischer Körper, intimes Handeln und Sexualkultur*. Weinheim.
- Lautmann, R. (2011): Sexualisierung. In: Fuchs-Heinritz, W./Klimke, D./Lautmann, R./Rammstedt, O./Staheli, U./Weischer, C./Wienold, H. (Hrsg.): *Lexikon der Soziologie*. Wiesbaden.
- Lenz, K. (2010): Sexuelle Interaktion von Paaren. In: Benkel, T./Akalin, F. (Hrsg.): *Soziale Dimensionen der Sexualität*. Gießen, S. 219–249.
- Meyer, J.W./Rowan, B. (1977): Institutionalized Organizations. Formal Structure as Myth and Ceremony. In: *American Journal of Sociology*, 83. Jg., H. 2, S. 340–363. <https://doi.org/10.1086/226550>
- Müller, B. (2012): Nähe, Distanz, Professionalität. Zur Handlungslogik von Heimerziehung als Arbeitsfeld. In: Dörr, M./Müller, B. (Hrsg.): *Nähe und Distanz. Ein Spannungsfeld pädagogischer Professionalität*. Weinheim/Basel.
- Oevermann, U. (1996): Theoretische Skizze einer revidierten Theorie professionalisierten Handelns. In: Combe, A./Helsper, W. (Hrsg.): *Pädagogische Professionalität. Untersuchungen zum Typus pädagogischen Handelns*. Frankfurt a.M., S. 70–182.
- Przyborski, A./Wohlrab-Sahr, M. (2008): *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. München.
- Rastetter, S. (1994): Sexualität und Herrschaft in Organisationen. Eine geschlechtervergleichende Analyse. Opladen. <https://doi.org/10.1007/978-3-663-11355-3>
- Retkowski, A./Hess, J./Grosse, M. (2016): „Oh Gott, was mach ich denn damit“ – Berufsbiographische Verarbeitungsweisen von Sexualität in der pädagogischen Praxis aus geschlechter- und professionstheoretischer Perspektive. In: Mahs, C./ Rendtorff, B./Rieske, T.V. (Hrsg.): *Geschlecht – Erziehung – Sexualität*. Opladen/Toronto/Farmington Hills, S. 171–187. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf05z2.12>
- Retkowski, A./Hess, J./Hildebrand, J. (2015): Wer will schon die Sozialpädagogin umarmen!? Berufsbiographisches Selbstverständnis von Sozialpädagoginnen im Umgang mit Sexualität. In: *Sozial Extra*, 41. Jg., H. 6, S. 27–30. <https://doi.org/10.1007/s12054-015-0095-4>
- Retkowski, A./Treibel, A./Tuider, E. (Hrsg.) (2018): *Handbuch sexualisierte Gewalt und pädagogische Kontexte. Theorie, Forschung, Praxis*. Weinheim/Basel.
- Simon, W./Gagnon, J.H. (2000): Wie funktionieren sexuelle Skripte? In: Scherml, C./Soine, S./Stein-Hilbers, M./Wrede, B. (Hrsg.): *Sexuelle Szenen. Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften*. Wiesbaden, S. 70–95. [https://doi.org/10.1007/978-3-663-11357-7\\_4](https://doi.org/10.1007/978-3-663-11357-7_4)
- Simon, W./Gagnon, J.H. (2003): Sexual Scripts: Origins, Influences and Changes. In: *Qualitative Sociology*, 26. Jg., H. 4, S. 491–497. <https://doi.org/10.1023/B:QUAS.0000005053.99846.e5>

- Vogd, W. (2009): Rekonstruktive Organisationsforschung. Opladen. <https://doi.org/10.2307/j.ctvddzm2j>
- Wazlawik, M./Voß, H.-J./Retkowski, A./Henningsen, A./Dekker, A. (Hrsg.) (2018): Sexuelle Gewalt in pädagogischen Kontexten. Aktuelle Forschungen und Reflexionen. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-18001-0>
- Wiedermann, M. (2016): Sexual Script Theory: Past, Present, and Future. In: DeLemater, J./Plante, R.F. (Hrsg.): Handbook of the Sociology of Sexualities. Switzerland, S. 7–22. [https://doi.org/10.1007/978-3-319-17341-2\\_2](https://doi.org/10.1007/978-3-319-17341-2_2)

# Dokumentarische Methode – Professionalisierung – Forschendes Lernen.

## Das Gruppendiskussionsverfahren zur Erfassung von Orientierungen von Lehramtsstudierenden in der Diskussion

*Jan-Hendrik Hinzke & Angelika Paseka*

**Zusammenfassung:** Der Beitrag befasst sich mit der Erfassung von Orientierungen von Lehramtsstudierenden hinsichtlich eigenen Forschens im Kontext Forschenden Lernens mittels Gruppendiskussionen. Thematisiert wird dabei eine besondere Form des Gruppendiskussionsverfahrens, die ohne externe Diskussionsleitung umgesetzt wurde. Die mit der Dokumentarischen Methode generierten Interpretationsergebnisse weisen zwei typische Orientierungsrahmen aus, die in Relation zu Common Sense-Theorien der Studierenden über Schule und Forschung stehen. Diskutiert wird, was die generierten Ergebnisse zum Diskurs um die Erfassung von Professionalisierung in universitären Kontexten Forschenden Lernens beitragen können sowie welche Potenziale und Grenzen die eingesetzte besondere Form der Gruppendiskussionen mit sich führt.

**Schlagwörter:** Dokumentarische Methode, Gruppendiskussionsverfahren, Professions- und Lehrerbildungsforschung, Forschendes Lernen, Ungewissheit

## **Documentary method – professionalization – inquiry-based learning. Capturing orientations of preservice teachers by using group discussions**

**Abstract:** The article addresses the topic of capturing the orientations of preservice teachers with regard to their own research in the context of inquiry-based learning by means of group discussions. It deals with a special form of group discussion that was implemented without an external moderator. The results generated with the documentary method show two frames of orientation that are related to the preservice teachers' common sense-theories about school and research. It will be discussed what these results can contribute to the discourse in professionalization processes in university contexts of inquiry-based learning, as well as what potentials and limitations the special form of group discussions used entails.

**Keywords:** documentary method, group discussions, professionalism and teacher education research, inquiry-based learning, uncertainty

# 1 Einleitung

Professionalisierungsprozesse in „People Processing Organizations“ (Luhmann 1978, S. 248) lassen sich Bohnsack zufolge v.a. über die Analyse des „Interaktionssystems und des konjunktiven Erfahrungsraums“ (Bohnsack 2020, S. 44), d.h. des „professionalisierte[n] Milieus“ (ebd., S. 71), erfassen. Damit ist im Falle des Lehrerberufs insbesondere jenes Milieu gemeint, das sich zwischen Lehrperson und Schüler/innen im Unterricht entwickelt. Als komplementär zu solchen Analysen können – gemäß dem berufsbiographischen Professionsansatz – Professionalisierungsprozesse, die sich potenziell bereits im Studium anbahnen, über Interviews erfasst werden (vgl. Hericks/Keller-Schneider/Bonnet 2019; Bohnsack 2020). Während mit narrativen Interviews über Erzählungen und Beschreibungen vor allem die „proponierte Performanz“ (Bohnsack 2020, S. 70) erschlossen werden kann, eröffnen videografische Aufzeichnungen von Lehrveranstaltungen einen Zugang zur „performativen Performanz“ (ebd., S. 70). Da universitäre Lehrerbildung meist über Lehr-Lern-Gruppen organisiert wird, scheint auch das *Gruppendiskussionsverfahren* geeignet, Aussagen über kollektiv verlaufende Professionalisierungsprozesse angehender Lehrpersonen zu generieren.

Professionalisierung im Lehramtsstudium wird in der Lehrerbildung auf unterschiedlichen Wegen angestrebt. Insofern sind hier Entscheidungen zu treffen und inhaltliche Fokussierungen vorzunehmen. Im Fokus dieses Beitrags steht ein Konzept, das in den letzten Jahren auch im Lehramtsstudium vermehrt umgesetzt und gefördert wird: das hochschuldidaktische Konzept des Forschenden Lernens (vgl. Mieg/Lehmann 2017; Wulf/Haberstroh/Petersen 2020). Gemäß dem Begriffsverständnis von Huber (2009, S. 11) ist Forschendes Lernen dadurch gekennzeichnet, „dass die Lernenden den Prozess eines Forschungsvorhabens, das auf die Gewinnung von auch für Dritte interessanten Erkenntnissen gerichtet ist, in seinen wesentlichen Phasen [...] (mit)gestalten, erfahren und reflektieren“. U.a. werden mit Forschendem Lernen im Lehramtsstudium die Ziele verfolgt, zum Aufbau von Reflexionskompetenz und einer forschenden Grundhaltung bzw. eines forschenden Habitus beizutragen (vgl. etwa Fichten/Meyer 2014; Weyland 2019; Mertens/Schumacher/Basten 2020) – Aspekte, die gemäß dem strukturtheoretischen Ansatz bestimmend für Professionalität im Lehrerberuf sind (vgl. Helsper 2018; Kramer/Pallesen 2019). Umgesetzt wird Forschendes Lernen in den Lehramtsstudiengängen vornehmlich integriert in Seminare „als eigenes möglichst vollständig zu durchlaufendes Forschungsprojekt (meist) einer kleinen Studierenden-gruppe“ (Huber/Reinmann 2019, S. 121).

Der Einsatz des Gruppendiskussionsverfahrens könnte helfen, das erst ansatzweise erforschte Feld Forschenden Lernens im Studium zu explorieren. Dabei bieten Gruppendiskussionen das Potenzial der „Analyse kollektiver Orientierungsdimensionen“ (Schäffer 2018, S. 101), sodass im Kontext Forschenden Lernens eine soziale Komponente von Professionalisierungsprozessen via Gruppendiskussionen in den Blick geraten könnte. Eine solche soziale Komponente erscheint insofern relevant, als Forschendes Lernen im Lehramtsstudium zumeist nicht als autonomes Individualprojekt umgesetzt wird, sondern angebunden an universitäre Seminare bzw. Forschungswerkstätten stattfindet, innerhalb derer oftmals Forschungsteams gebildet werden (vgl. etwa Basten et al. 2020; Schiefner-Rohs/Favella/Herrmann 2019). Kollektive Orientierungsdimensionen könnten dabei sowohl auf der Ebene der „propositionale[n] Logik“ (Bohnsack 2017, S. 103) etwa als wahrgenommene Normen und Common Sense-Theorien von Studierenden als auch auf der Ebene der „performative[n] Logik“ (ebd.) als handlungsleitende Orientierungsrahmen erfasst werden. Während Gruppendiskussionen üblicherweise mit einer permanent präsenten, externen Diskussionsleitung operieren (vgl. Bohnsack 2021), könnte ein Verzicht auf eine solche gerade in Kontexten Forschenden Lernens dazu beitragen, einen direkte(re)n Zugang zu studentischen Orientierung-

gen zu erhalten. Die Annahme dahinter lautet, dass sich Studierende ggf. freier fühlen, wenn sie nicht in Anwesenheit einer forschenden Person über Forschen sprechen sollen und dadurch ggf. Aspekte sozialer Erwünschtheit entfallen. Dies könnte sich sowohl auf inhaltlicher Ebene als auch auf Ebene der Diskursorganisation niederschlagen.

Der Beitrag setzt an diesen Überlegungen an, indem das Erhebungsformat von Gruppendiskussionen ohne externer Diskussionsleitung im Kontext der Lehrerverberufungs- und Lehrerbildungsforschung zur Diskussion gestellt wird. Leitend ist die Forschungsfrage, inwiefern es mittels derartiger Gruppendiskussionen gelingt, Orientierungen<sup>1</sup> von Lehramtsstudierenden hinsichtlich der Durchführung von Forschungsprojekten im Kontext Forschenden Lernens zu erfassen. Neben dem methodischen verfolgt der Beitrag auch ein inhaltlich-gegenständliches Erkenntnisinteresse, weshalb die zweite Forschungsfrage lautet: Welche Orientierungen hinsichtlich der Durchführung von Forschungsprojekten zeigen sich bei Lehramtsstudierenden im Kontext Forschenden Lernens?

## 2 Professionalisierung im Kontext Forschenden Lernens im Lehramtsstudium

Nach Huber und Reinmann (2019, S. 29) verfügt Forschendes Lernen über Bildungspotenzial, weil sich dabei Möglichkeiten der forschenden Auseinandersetzung mit berufsbezogenen Problemen eröffnen. Damit erweist sich dieses hochschuldidaktische Konzept als anschlussfähig an professionstheoretische Ansätze, wie sie im Bereich der Lehrer(bildungs)forschung diskutiert werden. So ließe sich unter Aufgriff des strukturtheoretischen Ansatzes konstatieren, dass sich professionalisiertes Lehrerhandeln im Umgang mit konstitutiver Ungewissheit zeigt (vgl. Paseka/Keller-Schneider/Combe 2018). Ungewissheit lässt sich auf strukturelle Antinomien zurückführen, die aus der Spannung zwischen Entscheidungszwang und Begründungsverpflichtung sowie aus rollenförmigen und nicht-rollenförmigen Ansprüchen resultieren (vgl. Helsper 2000). Zur professionalisierten Bewältigung derartiger Ungewissheit benötigen Lehrpersonen gemäß diesem Verständnis eine sog. doppelte Professionalisierung. Während die „Einsozialisation in die Praxis der Lehrertätigkeit [...] unter spezifischen institutionellen Bedingungen“ (ebd., S. 161) ein schnelles Agieren in der schulischen Situation ermöglicht, versetzt die „wissenschaftlich-reflexive“ (ebd.) Einsozialisation (angehende) Lehrpersonen in die Lage, aus einer Distanz heraus „auch eigene ideale Ziele, normative Entwürfe und Orientierungen [...] einer Relativierung und Geltungsüberprüfung zu unterziehen“ (Helsper 2018, S. 129). Forschendes Lernen könnte insbesondere zum Aufbau eines „wissenschaftlich-reflexiven, forschenden Habitus“ (ebd.) bzw. einer ‚forschenden Grundhaltung‘ beitragen, so auch zahlreiche Erwartungen, die in der Lehrerbildung mit diesem hochschuldidaktischen Konzept verbunden werden (vgl. Wissenschaftsrat 2001; Fichten 2010; Ophuysen et al. 2017; Huber/Reinmann 2019; Paseka/Hinzke 2018).

Blickt man vor diesem Hintergrund auf den empirischen Forschungsstand, so zeigt sich, dass erst wenige qualitativ-rekonstruktive Studien zu der Frage vorliegen, inwiefern Settings Forschenden Lernens zum Aufbau oder zur Veränderung eines forschenden Habitus bei Lehramtsstudierenden beitragen – oder allgemeiner formuliert, welche Habitus und Orien-

1 Der Begriff ‚Orientierungen‘ wird an dieser Stelle bewusst noch undifferenziert im Sinne des Oberbegriffs ‚Orientierungsmuster‘ (Bohsack 2017, S. 80) verwendet. Die für die Interpretation nötigen Ausdifferenzierungen werden in Kap. 3 erläutert.

tierungen<sup>2</sup> von Lehramtsstudierenden sich beim Forschenden Lernen zeigen. Auch bleibt die Frage offen, ob und unter welchen Bedingungen eine forschende Grundhaltung mit der Praxis der Lehrstätigkeit überhaupt vereinbar ist (vgl. kritisch Bohnsack 2020, S. 125f.) und ob für die Bewältigung der in ihr inhärenten Ungewissheit die Aneignung von Forschungsmethoden zuträglich ist. Eine der wenigen Studien zur Klärung derartiger Fragen ist diejenige von Feindt (2007) an den Universitäten Hamburg und Oldenburg, die auf Basis von vier generierten Typen darauf hinweist, dass die Auseinandersetzung mit Anforderungen Forschenden Lernens zu unterschiedlichen Praxen studentischer Forschung führen kann. Aktuelle Studien zu Forschendem Lernen in Verschränkung mit schulischen Praxisphasen berichten, dass Studierende die Tätigkeit des Forschens in Spannung zur Tätigkeit des Unterrichtens erleben. Brenneke et al. arbeiten in einer mit dem Gruppendiskussionsverfahren operierenden Studie heraus, dass forschungsmethodisches Lernen bei Lehramtsstudierenden an der Universität Duisburg-Essen „in einem Kontinuum von pragmatischer Anwendung und reflexiver Aneignung“ (Brenneke et al. 2018, S. 47) verhandelt wird. Auch Liegmann, Racherbäumer und Drucks nutzen am selben Universitätsstandort die Dokumentarische Methode und halten als Ergebnis ihrer im Längsschnitt angelegten Interviewstudie fest, dass der rekonstruierte Orientierungsrahmen einer „sachbezogenen, neugierigen Offenheit“ (Liegmann/Racherbäumer/Drucks 2018, S. 187) nicht unbedingt durch die Auseinandersetzung mit den Studienprojekten im Rahmen Forschenden Lernens entstanden ist. Zudem könnte der Orientierungsrahmen der „pragmatische[n] Effizienz“ (ebd.) ob des damit verbundenen Anwendungsnutzens von Forschungsergebnissen eher „hinderlich für forschende Lernprozesse“ (ebd.) sein. Artmann kommt in ihrer Interviewauswertung mit der Dokumentarischen Methode zu differenzierten Ergebnissen. Forschungspraktische Probleme werden von Kölner Lehramtsstudierenden entweder in einem „passiv-reaktiven Modus“ (Artmann 2020, S. 83) oder in einem „reflexiv-produktiven Modus“ (ebd.) bearbeitet, wobei sich letzterer nicht durch Opposition und Anpassung, sondern durch ein „aktive[s] Suchen nach Alternativlösungen“ (ebd.) auszeichnet.

Zusammengefasst zeigt sich erstens, dass es auf Basis der wenigen vorliegenden Studien zur Erfassung der Habitus bzw. von Orientierungen von Lehramtsstudierenden angemessen erscheint, den oftmals mit Forschendem Lernen verbundenen Erwartungen zumindest mit Skepsis zu begegnen (vgl. Fichten/Weyland 2019; Herzmann et al. 2019). Zweitens wird deutlich, dass Lehramtsstudierende verschiedene mit Forschendem Lernen verbundene Anforderungen wahrnehmen, die sie auf Basis ihrer durchaus heterogenen Orientierungen auf verschiedene Weise bearbeiten. Bislang nicht systematisch ausgearbeitet wurde indes die Frage nach dem Verhältnis von rekonstruierten Orientierungsrahmen zu theoretischen Wissensbeständen der Studierenden. Basierend auf der Praxeologischen Wissenssoziologie befinden sich Orientierungsrahmen und die ihnen zugrundeliegenden praktischen Wissensbestände in einer „notorischen Diskrepanz“ (Bohnsack 2017, S. 104) bzw. in einem „Spannungsverhältnis“ (ebd., S. 103) zu Orientierungsschemata, d.h. theoretischen Wissensbeständen. Eine nähere Analyse dieses Spannungsverhältnisses im Kontext Forschenden Lernens wäre insofern vielversprechend, als dadurch die Grundlage dafür beforscht werden könnte, inwiefern bzw. wie Studierende normative Anforderungen und Erwartungen, die mit dem Konzept Forschenden Lernens verbunden sind (s. Kap. 1), wahrnehmen und wie sie diese zu ihren habituellen Orientierungen relationieren. Auch ist weitgehend offen, in welcher Relation die Rekonstruktion von Orientierungen im Kontext Forschenden Lernen zu den eingesetzten Datenerhebungs- und -auswertungsverfahren steht bzw. spezifischer, inwiefern sich das Gruppendiskussionsverfahren der Dokumentarischen Methode dazu eignet, Aussagen über Prozesse Forschenden Lernens und Professionalisierung zu generieren. Die eigene Studie setzt hier an.

---

2 Zur Differenzierung von ‚Habitus‘ und ‚Orientierung‘ siehe Kap. 3.

### 3 Forschungskontext und Forschungsdesign

Die hier vorgestellte explorative Studie ist Teil des Forschungsprojektes „Nachhaltigkeit durch Forschendes Lernen!“, das an der Universität Hamburg durchgeführt wurde. Fokussiert werden zweisemestrige Forschungswerkstätten, die von Studierenden des Lehramts für Primar- und Sekundarschulen und des Lehramts für Gymnasien im Rahmen des Master-Studiengangs verpflichtend angeboten werden. Für die fünf beforschten Forschungswerkstätten wurde durch das Dozierenden-Team ein gemeinsames Konzept umgesetzt, das sich an der Bestimmung Forschenden Lernens nach Huber (2009; s. Kap. 1) ausrichtete: Im Sommersemester 2016 entwickelten die Studierenden – basierend auf Inputs zum Rahmenthema ‚Inklusive Unterrichtspraxis‘ – in Teams eigene Forschungsfragen, erstellten Beobachtungsprotokolle an kooperierenden Schulen (in Anlehnung an de Boer 2012) und bereiteten diese Daten auf. Im Wintersemester 2016/17 werteten die Studierenden wiederum in Forschungsteams die Daten unter Verwendung der Grounded Theory aus, wobei sie mit dem Lehrbuch von Strübing (2013) arbeiteten. Sie präsentierten und diskutierten ihre Ergebnisse sowohl im Seminar als auch an den Schulen und fertigten benotete Forschungsberichte an.

Um kollektive studentische Orientierungen zu erfassen, wurden in der vom Kompetenzzentrum Nachhaltige Universität (KNU Hamburg) finanzierten Studie am Ende des Forschungsprozesses Gruppendiskussionen durchgeführt. Die Teilnahme basierte auf Freiwilligkeit, sodass sich die Gruppen in den jeweiligen Seminaren aus Sicht der Forschenden zufällig zusammensetzten und auch nicht mit den studentischen Forschungsteams übereinstimmten. Das Vorgehen der Datenerhebung orientierte sich am Gruppendiskussionsverfahren der Dokumentarischen Methode (vgl. Bohnsack/Przyborski/Schäffer 2010; Schäffer 2018; Bohnsack 2021).

Eine zentrale Herausforderung bei der Konzeption und Durchführung von Gruppendiskussionen stellt die paradoxe Anforderung dar, als Diskussionsleitung den Diskurs der Gruppenmitglieder untereinander zu initiieren, diesen aber durch die eingebrachten Impulse nicht „nachhaltig zu strukturieren“ (Bohnsack 2021, S. 228). Angestrebt wird die „Selbstläufigkeit“ (ebd.) der Diskussion und damit die Entfaltung des „kommunikative[n] ‚Regelsystem[s]‘ und [...] Relevanzsystem[s]“ (ebd.) der Teilnehmenden. Wenn ein solcher durch die Studierenden zu gestaltender Kommunikationsraum gegeben ist, dann können sie ein Thema in ihrer je eigenen Sprache entfalten. Je umfangreicher dies ermöglicht wird, desto eher können bei der Rekonstruktion deren Regel- und Relevanzsysteme entschlüsselt werden. Damit ist die Gewährleistung von Selbstläufigkeit eine wesentliche Bedingung, um den Prozess des Fremdverstehens methodisch zu kontrollieren (vgl. ebd., S. 23). Für ein solches Fremdverstehen ist zudem von Bedeutung, dass den Studierenden in der durchgeführten Studie Anonymität zugesagt wurde und die Dozierenden nicht an den Erhebungen beteiligt waren. Dadurch wurde gewährleistet, dass die Diskussionen zwar innerhalb der Forschungswerkstätten, jedoch jenseits eines die studentischen Aussagen ggf. beeinflussenden Bewertungskontextes erhoben werden konnten.

Vor diesem Hintergrund wurde daher eine besondere Form von Gruppendiskussion umgesetzt, indem auf eine Diskussionsleitung verzichtet wurde. Wie im Gruppendiskussionsverfahren der Dokumentarischen Methode vorgesehen (etwa Bohnsack 2021), sollten sich die Studierenden mit gesprächsgenerierenden, von den Forscher/innen stammenden Impulsen auseinandersetzen – was wir als Hauptgrund dafür ansehen, dass es sich bei den erhobenen Daten um Gruppendiskussionen und nicht um Gespräche (vgl. ebd., S. 125f., 233ff.) handelt. Die Impulse wurden im Unterschied zum etablierten Gruppendiskussionsverfahren jedoch nicht verbal präsentiert, sondern schriftlich auf einem Blatt Papier. Durch den Verzicht auf die Diskussionsleistung lag es dann einzig bei den Studierenden, den Diskurs inner-

halb eines grob umrissenen zeitlichen Rahmens zu strukturieren. Dieser methodischen Entscheidung lagen drei Überlegungen zugrunde. Aus methodologisch-methodischer Perspektive wurde erstens ein Potenzial darin angenommen, dass die Studierenden ausgiebiger selbstläufig miteinander kommunizieren als wenn eine Diskussionsleitung anwesend wäre. Auch wenn die Forschenden über die schriftlichen Impulse indirekt präsent waren, wurde angenommen, dass sich der Diskurs unter den Studierenden durch diese Art der Intervention breiter entfaltet und sich die Relevanzsetzungen und in Konsequenz auch die Orientierungen der Gruppen detaillierter herausarbeiten lassen. Insbesondere mit Blick auf den Untersuchungsgegenstand Forschendes Lernen sollten so zudem mögliche Verzerrungen vermieden bzw. verringert werden, die entstehen könnten, wenn Studierende an der Universität mit Forscher/innen über Forschen sprechen. Zweitens konnte aus forschungspragmatischer Perspektive auf diese Weise sichergestellt werden, dass die Datenerhebung auch in jenen Forschungswerkstätten durchgeführt werden konnte, in denen die Forschenden zugleich als Dozierende tätig waren. Etwaige Verzerrungen aufgrund des vorhandenen Bewertungskontexts zu den Diskussionsleitungen sollten vermieden werden. Aus einer lernbezogenen Perspektive konnten auf diese Weise drittens alle Studierenden über ihr Forschen reflektieren. Während sich nämlich pro Forschungswerkstatt eine Gruppe à vier Teilnehmende bereit erklärte, an der Studie zu partizipieren, diskutierten zeitgleich alle anderen Studierenden des jeweiligen Seminars auf Basis derselben Impulse – nur ohne Audioaufzeichnung.

Zum hier dargelegten Erhebungszeitpunkt, am Ende der Lehrveranstaltungen, hatten die Studierenden den Forschungsprozess abgeschlossen. Sie wurden mittels fünf schriftlicher Impulse gebeten, sich mit ihrem zurückliegenden Forschungsprozess auseinanderzusetzen:

- 1) Vor Ihnen liegen die fünf Bausteine des Erfahrungslernens. Tauschen Sie sich darüber aus, welche Erfahrungen Sie im Forschungsprozess mit den einzelnen Bausteinen gemacht haben.
- 2) Welcher oder welche dieser Bausteine ist in Ihrem Forschungsprozess besonders relevant gewesen und warum?
- 3) Wenn Sie auf Ihren Forschungsprozess zurückblicken: Was hat Ihnen geholfen, mit/anhaltend der jeweiligen Bausteine zu lernen?
- 4) Wie ist es Ihnen in der Rolle als Forscherin bzw. Forscher ergangen?
- 5) Welche Metapher oder welches Bild fällt Ihnen zu Ihrer Rolle als Forscherin bzw. Forscher ein? Halten Sie dieses auf dem Blatt Papier fest, gerne in graphischer Form.

Aus methodischer Sicht ist zu reflektieren, dass die Impulse 1-3 auf eine erziehungswissenschaftliche Theorie – die Erfahrungstheorie des Lernens nach Combe und Gebhard (2012) – verweisen. Gemäß dieser Theorie beinhaltet ein erfahrungsbasiertes Lernen fünf idealtypische Bausteine: ‚Irritation‘, ‚Widerstand‘, ‚Experimentieren‘, ‚Erfahrungsgemeinschaft‘, ‚Suche nach Sprache‘. Die Studierenden waren zum Erhebungszeitpunkt mit dieser Theorie dadurch vertraut, dass sie in einer davor liegenden Seminarsitzung von den Dozierenden zur Reflexion des Forschungsprozesses in die Forschungswerkstätten eingebracht worden war. Diese ersten Impulse wurden genutzt, weil die Datenerhebung in das Seminarsetting eingelassen war und möglichst authentisch sein sollte. So befassten sich jeweils alle Studierende einer Forschungswerkstatt zeitlich parallel in Gruppen mit den fünf Impulsen, wobei pro Forschungswerkstatt eine Gruppendiskussion audiografiert wurde (s. Hinweise oben). Unter methodischen Aspekten ist dabei zu diskutieren, welche Orientierungen sich bei derartigen, nicht gänzlich offenen Impulsen, die nicht ‚unverstellt‘ auf Erfahrungen mit dem durchlaufenen Forschenden Lernen abzielen, rekonstruieren lassen (s. dazu Kap. 5). Die im Folgekapitel präsentierten Ergebnisse fokussieren den Umgang mit den Impulsen 1 bis 3, der den Hauptteil in jeder der etwa 20 bis 30 Minuten dauernden Gruppendiskussionen ausmachte. Auf den Umgang mit den Impulsen 4 und 5 wird in diesem Beitrag nicht eingegangen.

Die Datenauswertung mit der Dokumentarischen Methode vollzog sich in den bei Bohnsack (2021) beschriebenen Schritten: (1) Im Zuge der formulierenden Interpretation wurden auf Basis von Volltranskripten thematische Verläufe erstellt, d.h. Aussagen paraphrasiert und zu Themen zusammengefasst. (2) Die reflektierende Interpretation fokussierte die *Herstellung* des Gesagten. Mannheims (1980, S. 296) grundlegender Annahme einer „Doppeltheit der Verhaltensweisen in jedem einzelnen, sowohl gegenüber Begriffen als auch Realitäten“ folgend ging es darum, jene „Doppelstruktur alltäglicher Erfahrungs- und Begriffsbildung“ (Bohnsack/Przyborski/Schäffer 2010, S. 12) rekonstruktiv zu erschließen, die im Kontext der Auseinandersetzung mit dem eigenen Forschen für die Studierenden relevant wurde. So wurde rekonstruiert, inwiefern einerseits „kommunikatives Wissen“ als Bestand einer „propositionale[n] Logik“ (Bohnsack 2017, S. 103) von den Studierenden genutzt wurde, inwiefern sich in ihren Äußerungen und den Diskursbewegungen andererseits auch „konjunktives Wissen“ bzw. bestimmte „Habitus“ als Bestandteil einer „performative[n] Logik“ (ebd.) dokumentieren. Den Begriff *Habitus* verwenden wir weitgehend synonym mit dem Begriff des „Orientierungsrahmen[s] im engeren Sinne“ (ebd.) und verstehen darunter jene kollektiv geteilten, impliziten Wissensbestände, die als „Modi Operandi“ (ebd.) die Praxis der Studierenden strukturieren. Das kommunikative Wissen hingegen liegt jenen „Orientierungsschemata“ (ebd.) zugrunde, die sich im Datenmaterial etwa als von den Studierenden wahrgenommene „normative Erwartungen“ oder „Common Sense-Theorien“ (ebd.) zeigen.

Beide Ebenen von Wissen bzw. Orientierungen wurden über die Rekonstruktion der Diskursorganisation (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021) analysiert, indem darauf geachtet wurde, wie sich kollektive Wissensbestände bzw. Orientierungen in „Propositions-Konklusions-Sequenzen“ (Schäffer 2018, S. 106) entfalten. Zudem basierte die reflektierende Interpretation auf einer von Beginn an durchgeführten „komparative[n] Analyse“ (Bohnsack 2021, S. 218), die zunächst innerhalb der einzelnen Gruppendiskussionen bzw. Fälle angewandt, dann fallübergreifend eingesetzt wurde. Indem besonderes Gewicht auf jene Passagen gelegt wurde, in denen die Studierenden über ihre Praxis des Forschens und Lernens erzählten bzw. diese beschrieben, konnte ein Zugang zur dargelegten Performanz, d.h. zur „propionierte[n] Performanz“ (Bohnsack 2017, S. 93) der Studierenden erfolgen. Die „performative Performanz“ (ebd.) zeigte sich indes in der Art und Weise, wie die Studierenden in der Auseinandersetzung mit den vorgelegten Impulsen den Diskurs untereinander gestalteten, wobei insbesondere Passagen hoher interaktiver und metaphorischer Dichte, also „Fokussierungs-metaphern“ (Bohnsack 2021, S. 90), in den Blick rückten.

Auf der Basis von (3) Falldarstellungen wurde (4) mit einer sinngenetischen Typenbildung die komparative Analyse derart fortgeführt, dass zunächst jene Aspekte der sich in der Auseinandersetzung mit der propositionalen Logik entfaltenden Orientierungsrahmen herausgearbeitet wurden, die sich in allen Gruppen dokumentieren (Suche nach der Gemeinsamkeit in der Unterschiedlichkeit). Als gemeinsames Bezugsproblem, als Basistypik, stellte sich der Umgang mit wahrgenommenen Anforderungen beim eigenen Forschen heraus. In den unterschiedlichen Umgangsweisen mit den wahrgenommenen Anforderungen, in der Spezifizierung der Basistypik (Suche nach Kontrasten in der Gemeinsamkeit), wurden sinngenetische Typen sichtbar (vgl. Bohnsack 2021, S. 145ff.).

Im Folgekapitel werden inhaltliche Ergebnisse der Dateninterpretation präsentiert (Kap. 4). Sie bilden die Grundlage für die Beantwortung sowohl der methodisch als auch der inhaltlich gelagerten Forschungsfrage (Kap. 5).

## 4 Ergebnisse

Die nachfolgend dargelegten Ergebnisse der sinngenetischen Typenbildung lassen zwei kontrastierende Orientierungsrahmen erkennen, die in der Auseinandersetzung mit Orientierungsschemata strukturieren, wie Studierende im Aufgriff schriftlich vorgegebener Impulse über ihre Erfahrungen mit Forschendem Lernen sprechen. Als tertium comparationis stellte sich dabei, wie oben dargelegt, der Umgang mit wahrgenommenen Anforderungen im Kontext Forschenden Lernens dar.

### 4.1 Typus 1: ‚Einlassung‘

Dieser Typus zeichnet sich durch eine vergleichsweise vertiefte inhaltliche Auseinandersetzung mit den eigenen Erfahrungen der Forschungspraxis und eine relativ hohe kommunikative Dichte aus (Gruppen 2 und 3). Die Gruppen lassen sich unverzüglich auf die Impulse ein, bearbeiten diese vergleichsweise ausgiebig qua Elaborationen, Differenzierungen und Transpositionen und generieren im Zuge dessen Erzählungen und Beschreibungen, aus denen hervorgeht, dass sie sich Anforderungen, die sie beim Forschenden Lernen erfahren haben, stellen und sie zu durchdringen suchen.

Zur Illustration wird eine Passage aus Gruppe 2 aufgegriffen. Im Zuge der Auseinandersetzung mit den Bausteinen des Erfahrungslernens thematisiert S1w, dass die von ihrer Forschungsgruppe beobachteten Schüler/innen die Studierenden als Praktikant/innen adressiert haben, was ihrer Ausführung nach zu Schwierigkeiten beim Forschen führte. S3m spricht daraufhin zunächst weiter über die Schüler/innen:

S3m: Natürlich hat/ konnte man schon feststellen, dass die auch ganz bewusst dann irgendwann gucken. Und die wollen natürlich auch wissen/ äh, die wissen, da guckt jemand. Aber die wollen wissen, ob man sich Person XY nun genau anguckt/

S1w: Genau.

S3m: / und wollen das auch erforschen/

S1w: Ja.

S3m: / irgendwie.

S1w: Ja

S3m: Ja. Und dann ist es, glaube ich, ein schmaler Grat, was hier auch zu dem Baustein Widerstand gesagt worden ist. Das kann einen/ halt auch wirklich dann dazu führen, dass man irgendwie ganz dicht macht, glaube ich .

S1w: Mhm (zustimmend).

S3m: Das hatten wir im Seminar auch, in der Forschungswerkstatt.

S1w: Ja.

S3m: Dass da Kommilitonen waren, die glaube ich, an dem Punkt waren zu sagen: So wollte ich das nie.

S1w: Ich schmeiße das jetzt alles hin. //Ne?//

S4w: //Mhm [zustimmend]//

S3m: //Ja// Die vielleicht so irritiert sahen/ waren auch von dem, wei/ wie sie sich gedacht haben, wie da auch/

S1w: Ja.

S3m: / Inklusion abläuft.

S1w: Ja.

S3m: Und dann da nun gezei/ denen wurde gezeigt: Hä? //Das kann doch nicht deren Ernst sein. Also//

S4w: //Stimmt. Damit/ ich// Und damit kommt man eigentlich schon zum Punkt experimentieren. Weil das ist ja wirklich/ Wir sind da ja/ Ja voll/

S2w: Stimmt.

S4w: / ohne irgendwelche Vorinfos reingeworfen worden.

S3m: Mhm (zustimmend).

S4w: So in diese Situation. Und das war ja im Endeffekt auch irgendwo ein Experiment mit uns. Also wie gut kriegen wir das hin? Wie gut kann man sich drauf einlassen? (Gruppe 2, Z. 124–161)

S3m schließt insofern an S1w an, als auch er eine bei den Unterrichtsbeobachtungen gemachte Erfahrung darlegt. Dabei nutzt S3m, anders als S1w, das Indefinitpronomen ‚man‘, wodurch die Erfahrung, dass die Schüler/innen die forschenden Studierenden „bewusst“ beobachten, abstrahiert wird („konnte man schon beobachten“). Die zweimalige Nutzung des Adverbs „natürlich“ weist in diesem Zusammenhang auf eine von S3m unhinterfragte, offenbar mit eigener Erfahrung verbundene Vorstellung über Schüler/innen-Verhalten hin, nach der es als gegeben erscheint, dass es Schüler/innen interessiert, wann sie beobachtet werden. Diese Common Sense-Theorie über Schüler/innen wird offenbar von S1w geteilt, wie sich in den knappen Validierungen zeigt.

S3m greift daraufhin den gesetzten Impuls auf, indem er auf den Baustein ‚Widerstand‘ zu sprechen kommt und auf den zurückliegenden Diskurs der Gruppe darüber rekurriert, ohne ihn noch einmal wiederzugeben („was hier auch zu dem Baustein Widerstand gesagt worden ist“). Erst im Folgenden wird klar, worüber S3m spricht: Er führt das Thema der Unterrichtsbeobachtungen weiter aus, fokussiert dabei aber nicht weiter auf Rollenansforderungen im Feld, sondern auf Irritationen bezüglich des Beobachteten, konkret, dass die beobachtete Umsetzung von Inklusion im Unterricht nicht der Vorstellung mancher Studierender darüber entsprach („Hä? // Das kann doch nicht deren Ernst sein“). Die von S3m dabei vorgebrachte Einschätzung, dass manche Kommiliton/innen ob dieses Widerstands bzw. dieser Irritation – S3m nutzt in seiner Darstellung beide Begriffe – „dicht“ gemacht haben und beinahe ‚hingeschmissen‘, d.h. ihre begonnenen Forschungsprojekte abgebrochen, haben, wird von S1w und S4w validiert.

Es schließt sich eine Reflexion über jenes Widerfahrnis an, das die Studierenden im Seminar erlebt haben: S4w sieht sich und ihre Kommiliton/innen als Teilnehmende an einem „Experiment“, für dessen Teilnahme sich die Studierenden nicht aktiv entschieden haben. Vielmehr wurden sie in diese durch Unwissen geprägte Situation als Forschende ‚geworfen‘. Die Vorstellung eines Experiments impliziert dabei, dass es eine das Experiment leitende Person gibt, die die Leistung der Studierenden im Umgang mit Anforderungen beim Forschen in den Blick nimmt. Im weiteren Diskussionsverlauf zeigt sich dann, dass S4w diesem passiven Moment des ‚Mit einem wird experimentiert‘ ein aktives eigenes Forschen gegenüberstellt, was von den Kommiliton/innen wiederum validiert wird.

Der Typus ‚Einlassung‘ wurde aus der Interpretation der oben behandelten Gruppe 2 sowie der Gruppe 3 rekonstruiert. Fallübergreifend zeigt sich, dass die Studierenden dieses Typus ihre Erfahrungen mit Forschendem Lernen in den Forschungswerkstätten relativ differenziert darlegen und sich letztlich auf wahrgenommene Anforderungen eingelassen haben. Von Vorredner/innen eingebrachte Themen werden elaboriert, bisweilen auch differenziert, Erfahrungen von Einzelnen mit eigenen Erfahrungen verglichen und abstrahiert. Common Sense-Theorien im Sinne von Vorstellungen über Schulpraxis bzw. dem Verhalten schulischer Akteur/innen werden dabei ebenso aufgegriffen wie Common Sense-Theorien über Forschung. Auf diese Weise arbeiten die Studierenden an der Durchdringung von Erfahrungen beim Forschen und erklären sich die damit verbundenen wahrgenommenen Anforderungen. Diese Arbeit am Verstehen zeigt sich diskursiv daran, dass die Studierenden ihre Wahrnehmungen und Erfahrungen wiederholt durch Rückfragen hinsichtlich ihrer Reichweite und Gültigkeit mit den anderen Gruppenmitgliedern abgleichen und Nachfragen zum tieferen

Verständnis von Äußerungen stellen. Die Studierenden mit diesem Orientierungsrahmen verstehen zwar jene Kommiliton/innen, die aus ihrer Sicht beinahe dabei waren, ihre Forschung ‚hinzuschmeißen‘, lassen sich aber gleichwohl auf die wahrgenommenen Anforderungen des Forschens ein. Am Beispiel des oben angeführten Umgangs mit dem Baustein ‚Experiment‘ zeigt sich zudem ein für diesen Typus kennzeichnender Perspektivwechsel: Das Forschende Lernen war für Gruppe 2 „auch“ ein Experiment mit den Studierenden, d.h. die Studierenden sehen sich einerseits als Experimentierende und als Personen, mit denen innerhalb der Forschungswerkstatt experimentiert wurde. Damit betrachten die Studierenden ansatzweise die Rahmung ihres Forschens und Lernens durch das hochschuldidaktische Setting, in das sie eingebunden waren.

## 4.2 Typus 2: ‚Distanzierung‘

Im Kontrast zu Typus 1 ist dieser Typus dadurch gekennzeichnet, dass die Studierenden über Schilderungen der Anforderungen, die im Prozess Forschenden Lernens von ihnen wahrgenommen werden, nicht hinausgehen. Sie suchen diese nicht vertiefend zu durchdringen, sondern leiten Anforderungen durchgängig aus wahrgenommenen Restriktionen des Seminarsettings ab. Unter Rückgriff auf abweichende eigene Vorstellungen von Forschung distanzieren sie sich – anders als Studierende des Typus ‚Einlassung‘ – vom Seminarsetting, wodurch das praktizierte Forschende Lernen und die Forschungswerkstätten im negativen Gegenhorizont aufscheinen. Unterscheiden lassen sich dabei zwei Untertypen: eine abwägende Auseinandersetzung mit dem Nutzen Forschenden Lernens (Gruppe 5) und eine Abarbeitung sowohl der Impulse der Gruppendiskussion als auch wahrgenommener Anforderungen Forschenden Lernens (Gruppen 1 und 4).

### Typus 2.1: ‚Distanzierung‘ im Abwägungsmodus

Exemplarisch sei für diesen Untertypus folgende Passage aus Gruppe 5 angeführt. Nachdem die Gruppe sich bereits relativ ausgiebig darüber ausgetauscht hat, dass die Anforderungen – auch im Kontrast mit anderen Forschungswerkstätten – überbordend waren (Z. 48–152), entfaltet sich folgender Diskurs:

S1w: // Also kann man sagen// Die Struktur des Seminars zu experimentieren, ist ja irgendwie auch nicht so gegeben gewesen. Und wenn man dann irgendwie gesagt hat: Irgendwie ist das so viel/

S3w: Mhm [zustimmend]

S1w: / und was kann man ändern? Dann gab es irgendwie keine Möglichkeit, irgendwie davon abzuweichen

S3w: Ja.

S1w: von dem //Grundfahrplan.//

S2m: // Vor allen Dingen einfach mal// zu sagen, dass die Vorgaben der Hausarbeit, dass Zeilenabstand 1,15 nur ist.

S3w: Ja stimmt.

S2m: Das ist totaler Schwachsinn. Das steht nicht in den/ auf der offiziellen Homepage. Also da steht 1,5. Fertig. Und dann wird halt alles/ Also dadurch wurde der Arbeitsaufwand/ wurde immer, immer wieder erweitert.

S1w: Mhm [zustimmend] Wurden einfach mal vier Seiten oder so. Ne?

S2m: Ja. Und das war ah wirklich zum Kotzen.

S4w: Also abgesehen von Zeitaufwand und von der Struktur fand ich dieser Widerstand, was du meinst, so eher, dass wir uns/ das hat eher was mit der Organisation zu tun, fand ich. Dass wir

uns erst mal so grob alles analysiert und aufgeschrieben haben, was wir beobachtet haben. Und dann erst die Theorie be/

S2m: Bekommen haben.

S4w: / bekommen haben.

S3w: Mhm [zustimmend]

S4w: Und das war für mich eher so ein Widerstand. Dass man dann gucken musste: Okay, was finde ich jetzt überhaupt da wieder in der Theorie?

S1w: Hätte man sonst vielleicht anders beobachtet.

S2m: Ja.

S1w: Oder irgendwie noch // mal genauer//

S4w: // Ja, oder hätte man vielleicht// zeitlich/

S2m: Ja das stimmt, vielleicht.

S1w: Ja

S4w: / was einsparen können. (Gruppe 5, Z. 153–190)

In dieser Passage thematisieren die Studierenden die Strukturen des Seminars. Im Gegensatz zu Gruppe 2, die sich als Teil eines Experiments auch forschend aktiv sieht, bringt diese Gruppe keine Eigenaktivität zum Ausdruck. Die Studierenden schildern, dass ihr Handeln durch die „Vorgaben“ des Seminars, dem „Grundfahrplan“, determiniert gewesen ist, ohne Chance, Veränderungsoptionen einbringen zu können. Organisational vorgegebene Rahmenstrukturen wie der Zeilenabstand bei der Anfertigung des Forschungsberichts werden als Belege dafür angeführt, dass die in der Forschungswerkstatt verlangten Anforderungen zu groß waren. Dies wird – z.T. unter Nutzung salopper Sprache – negativ bewertet („zum Kotzen“; „totaler Schwachsinn“).

S4w setzt fort, indem sie das über den Impuls vorgegebene Thema des Widerstands weiterführt und eine offenbar in der Gruppe geteilte – S2m führt den Satz von S4w zu Ende, S3m validiert kurz, Sw1 schließt weiterführend an – Beschreibung des Vorgehens im Seminar vornimmt: Auf eine zunächst offene Unterrichtsbeobachtung sei eine Auseinandersetzung mit der „Theorie“ gefolgt. Erkennbar wird dabei ein Verständnis, nach dem „die Theorie“ als ein monolithischer Block erscheint, der nicht von den Studierenden gesucht, sondern von außen an sie herangetragen wird („bekommen haben“). Nicht das Beobachtete wird als irritierend erlebt, sondern die fehlenden Vorgaben im Seminar: Vor dem Hintergrund eines Kosten-Nutzen-Kalküls wird moniert, dass ein verändertes Vorgehen, konkret eine theoriegeleitete Unterrichtsbeobachtung, zu einer Zeitersparnis hätte führen können. Eine Möglichkeit für (andere) inhaltliche Erkenntnisse wird nicht gesehen.

## Typus 2.2: ‚Distanzierung‘ im Abarbeitungsmodus

Der Untertypus Abarbeitung zeigt sich in den Gruppen 1 und 4. Beispielhaft sei auf folgende Passage aus Gruppe 4 eingegangen.

S3w: Das fand ich das Irritierendste. Halt erst quasi zu forschen und dann sich zu überlegen welche Forschungsfrage// zu// demforsch/ zur Forschung passt.

S4w: //Ja// Ja.

S3w: Das kam mir halt auch irgendwie einfach falsch vor.

S4w: Ja. Zumal man das vorher immer anders gelernt hat.

S3w: Genau.

S4w: Also ich hab ja meinen Bachelor in/ in STADT gemacht. Und da war das komplett das Gegenteil. Also da/

S3w: Ja, das ist auch so, dass halt jetzt so irgendwie/ der eigentlich/ der eher/ der typische Aufbau, dass man eine Fragestellung sucht, sich die Hypothesen/

S4w: Mhm [zustimmend]

S3w: / also quasi jegliche Hypothesen und was genau/

S1w: Genau

S3w: / das Richtige/ das mögliche/ der mögliche Ausgang von der Forschung sein könnte. Um dann halt zu gucken, welche der Hypothesen unterstützt werden kann. Beziehungsweise welche überlegt werden können.

S1w: Ja.

S4w: Ja.

S3w: Äh, widerlegt werden können. (Gruppe 4, Z. 40–66)

S3w greift den Baustein ‚Irritation‘ heraus, indem sie eine Priorisierung vornimmt und als größte Irritation die wahrgenommene Offenheit im Forschungsprozess anführt. Aufbauend auf dieser Proposition zeigt sich in der Gruppe im Folgenden der gleiche übergreifende Orientierungsrahmen wie in Gruppe 5, nämlich die Ablehnung der mit der offenen Unterrichtsbeobachtung verbundenen Anforderung, sich dem Forschungsfeld Unterricht nicht von vornherein theorie- oder fragegeleitet zu nähern, sondern auf eine explorative Weise, wobei sich die Forschungsfrage erst im Prozess des Forschungsprozesses herauschält. Wie bei Gruppe 5 steht das in der Forschungswerkstatt durchgeführte Vorgehen im negativen Gegenhorizont der Studierenden, doch wird dies nicht an einem überbordenden Zeitaufwand festgemacht, sondern an einem diskrepanten eigenen Verständnis des Forschungsprozesses („Das kam mir halt auch irgendwie einfach falsch vor“). S4w elaboriert diesen Aspekt unter Verweis auf eigene Expertise, die sie in einem Bachelor-Studium an einer anderen Universität erworben hat. Das hierin zum Ausdruck kommende Verständnis einer Ausschließlichkeit hypothesenprüfender Forschung widerspricht dabei in den Augen der Studierenden dem in der Forschungswerkstatt vertretenen Forschungsansatz. Nach kurzen Validierungen durch S1w und S4w endet die Behandlung dieses Themas relativ abrupt, und die Diskussion setzt sich mit der Schilderung einer anderen Irritation fort.

Durch einen relativ schnellen Themenwechsel bleiben Sichtweisen und Erfahrungen Einzelner in der Diskussion oftmals nebeneinanderstehen, d.h. Aussagen werden weder elaboriert und durch vertiefende Nachfragen weitergeführt wie bei Typus 1, noch kommt es zu einem abwägenden Diskurs unter Kosten-Nutzen-Gesichtspunkten wie bei Typus 2.1.

Zusammenfassend zeigt sich, dass sich auch die Studierenden mit dem Orientierungsrahmen ‚Distanzierung‘ mit Anforderungen beim eigenen Forschen auseinandersetzen, doch geschieht dies im Vergleich mit dem Typus ‚Einlassung‘ nicht in einer derartigen kommunikativen Dichte – verstanden als Art und Weise der Weiterbearbeitung von Orientierungsgelalten in der Gruppe im Sinne einer formalen Struktur des Diskurses – und inhaltlichen Tiefe – verstanden als Art und Weise der Auseinandersetzung mit in der Diskussion propoziierten Seminarinhalten bzw. eigenen Forschungsthemen. Während im Typus ‚Einlassung‘ die dargelegten Erfahrungen bzw. die sich darin zeigenden Anforderungen angenommen werden und die Studierenden daran arbeiten, diese zu durchdringen, werden die Erfahrungen im Typus ‚Distanzierung‘ negativ konnotiert und nicht näher zu verstehen versucht: Es finden sich keine wechselseitigen, auf das Verstehen zielenden Rückfragen, und Themen werden nicht durch Differenzierungen weiterverhandelt. Der Prozess Forschenden Lernens bzw. dessen struktureller Ort, die Forschungswerkstatt, erscheinen im negativen Gegenhorizont. Das Forschen in der Forschungswerkstatt steht für die Studierenden in einem Widerspruch zu ihren Common Sense-Theorien bzw. im bisherigen Studienverlauf angeeigneten Theorien über einen Forschungsprozess. Die Gruppen dieses Typus erwarten oder fordern eine theoriegeleitete Beobachtung und lehnen eine explorative Vorgehensweise ab. Die Studierenden arbeiten dabei mit negativen Bewertungen, vergleichen den Arbeitsaufwand mit jenem in anderen Forschungswerkstätten, kontrastieren den Arbeitsaufwand mit einem antizipierten unzulänglichen Nutzen, externalisieren Ursachen für wahrgenommene Irritationen und Wi-

derstände (Untertypus Abwägungsmodus) bzw. wechseln schnell die Themen und rekurren auf etablierte Vorstellungen über Forschung (Untertypus Abarbeitungsmodus).

## 5 Diskussion

Da sich methodische Verfahren u.E. hinsichtlich generierter Erkenntnisse bewähren müssen, erfolgt die Diskussion des gewählten Verfahrens – Gruppendiskussionen ohne Diskussionsleitung – im Folgenden auf Basis der inhaltlichen Erkenntnisse.

Mit Blick auf das *inhaltlich-gegenständliche Erkenntnisinteresse* des Beitrags und damit auf die zweite Forschungsfrage, welche Orientierungen sich bei Lehramtsstudierenden hinsichtlich der Durchführung von Forschungsprojekten im Kontext Forschenden Lernens zeigen, verweisen die Ergebnisse (1) auf zwei Orientierungsrahmen, ‚Einlassung‘ und ‚Distanzierung‘, die in Bezug auf zwei Vergleichsdimensionen – inhaltliche Tiefe der Auseinandersetzung und kommunikative Dichte – kontrastieren. Die inhaltliche Tiefe steht dabei für die Art und Weise der Auseinandersetzung mit in der Diskussion proponierten Seminarinhalten und eigenen Forschungsthemen. Der Typus ‚Einlassung‘ zeigt sich u.a. durch das schulische Verständnis von Inklusion irritiert. Studierende dieses Typus setzen sich inhaltlich mit derartigen Irritationen auseinander, arbeiten an einem gemeinsamen Verstehen wahrgenommener Anforderungen und konzipieren sich dabei als eingebunden in das Seminarsetting und als aktiv nach Antworten suchend. Der Typus ‚Distanzierung‘ zeigt demgegenüber kaum Interesse am Gegenstand der Forschung, Irritationen wird tendenziell nicht weiter nachgegangen. Wahrgenommene Anforderungen erklären sich Gruppen dieses Typus mit restriktiven und überbordenden Vorgaben des Seminarsettings, das ihnen aus ihrer Perspektive Handlungsoptionen verwehrt (vgl. auch Hinzke/Paseka 2021). Während Forschendes Lernen im Typus ‚Einlassung‘ differenziert betrachtet wird, stellt es im Typus ‚Distanzierung‘ einen negativen Gegenhorizont dar. Die kommunikative Dichte steht für die Art und Weise der Weiterbearbeitung von Orientierungsgehalten in den Gruppen. Sie lässt sich im „performativen Vollzug“ (Bohnsack 2017, S. 93) der Diskussion beobachten und über die Rekonstruktion von Diskursbewegungen (vgl. Przyborski/Wohlrab-Sahr 2021, S. 376f.) erfassen. Kennzeichnend für die vergleichsweise hohe kommunikative Dichte des Typus ‚Einlassung‘ ist, dass die Studierenden eingebrachte Propositionen nicht nur unter Einbezug aller Diskutierenden elaborieren, sondern auch Differenzierungen vornehmen, d.h. Grenzen des Orientierungsgehalts markieren. Eine derartige vergleichsweise intensive Weiterbearbeitung von Orientierungsgehalten, die sich u.a. durch Rückfragen und Transpositionen zeigt, findet sich demgegenüber beim Orientierungsrahmen ‚Distanzierung‘ nicht. (2) Die Interpretationsergebnisse lassen erkennen, dass sich diese Orientierungsrahmen bei den Lehramtsstudierenden in Auseinandersetzung mit Common Sense-Theorien, d.h. mit „theoretisierenden Propositionen“ (ebd., S. 98) über Schule und Forschung, entfalten, die sich aus Argumentationen und Bewertungen rekonstruieren lassen. (3) In der Art und Weise, wie die Studierenden aufeinander Bezug nehmen, d.h. mit Blick auf die Diskursorganisation, wird deutlich, dass sowohl Orientierungsrahmen als auch Common Sense-Theorien kollektiv geteilt werden.

Aus der Perspektive der Forschung zu Professionalisierung im Lehramtsstudium bestätigen diese Ergebnisse einerseits Studien, nach denen sich Studierende auf unterschiedliche Weise auf Settings Forschenden Lernens einlassen und auch innerhalb gleicher Umsetzungsvarianten unterschiedlich mit Anforderungen umgehen (vgl. Feindt 2007; Brenneke et al. 2018; Liegmann et al. 2018; Artmann 2020). Andererseits liefern die Ergebnisse Hinweise darauf, dass sich Professionalisierung in Kontexten Forschenden Lernens auf zwei Ebenen

vollziehen könnte: auf der Ebene der Orientierungsrahmen, d.h. des handlungsleitenden Wissens in Bezug auf eigenes Forschen, und auf der Ebene von Orientierungsschemata, d.h. von Common Sense-Theorien über Schule und Forschung. In den oben präsentierten Daten wird erkennbar, dass Gruppen des Typus ‚Einlassung‘ das Potenzial aufweisen, etablierte Common Sense-Theorien über Schule in Frage zu stellen. Sie lassen sich in gewisser Weise durch die wahrgenommenen Anforderungen Forschenden Lernens irritieren und nehmen die damit verbundene Ungewissheit an, was als Bedingung für das Einsetzen von Lern- und Bildungsprozessen angesehen werden kann (vgl. Combe/Gebhard 2012; Huber/Reinmann 2019; Paseka/Keller-Schneider/Combe 2018). Es bleibt hier allerdings ungeklärt, ob diese Irritationen für die Etablierung einer gesicherten Praxis der Lehrertätigkeit, eines Lehrer-Habitus, förderlich sein werden. Schließlich ist aus praxeologisch-wissenssoziologischer Perspektive davon auszugehen, dass sich Lehrer-Habitus – auch wenn sie mit Helsper (2018) auf Schüler-Habitus aufbauen und qua Reflexion im Studium transformiert werden können – letztlich erst in der Interaktion mit den Klient/innen, d.h. mit Schüler/innen in der unterrichtlichen Berufspraxis, entfalten und etablieren. Professionalität lässt sich aus dieser Perspektive daran bemessen, inwiefern es Lehrpersonen gelingt, eine sog. konstituierende Rahmung zu schaffen, d.h. einen verlässlichen Orientierungsrahmen im weiteren Sinne, der den Umgang mit der Spannung zwischen Norm und Habitus, zwischen propositionaler und performativer Logik ermöglicht und dessen Bedeutung für das Interaktionssystem Unterricht in den Blick nimmt (vgl. Bohnsack 2020). Hierzu scheint es notwendig, sich von wahrgenommenen Normen und Common Sense-Theorien irritieren zu lassen und mit ihnen in gewisser Weise zu brechen – eine Fähigkeit, die sich im Kontext studentischen Forschenden Lernens zumindest beim Typus ‚Einlassung‘ andeutet.

Mit Blick auf die künftige hochschuldidaktische Gestaltung Forschenden Lernens ist auffällig, dass die Gruppen untereinander kontrastieren, die Diskurse der jeweiligen Gruppen jedoch univok und parallel strukturiert sind. Dies kann insofern als Hinweis auf die Bedeutung von Teamstrukturen im Lehramtsstudium bzw. in Kontexten Forschenden Lernens gelesen werden, als sich die Gruppen innerhalb der Seminare selbstständig zusammensetzen konnten. Eine Lesart lautet, dass Lehramtsstudierende ein Gespür dafür haben, mit welchen Kommiliton/innen sie Orientierungen teilen – und diese Personen dann ggf. auch suchen. Sollte sich dieser Befund in weiteren Untersuchungen bestätigen, wäre es als eine Aufgabe von Dozierenden anzusehen, auf Gruppenzusammensetzungen zu achten und ggf. insbesondere in Gruppen der ‚Distanzierung‘ nachhaltig selber als Initiator und Begleiter von lernförderlichen Irritationen aufzutreten.

Mit Blick auf vorliegende Studien, bei denen Forschendes Lernen in Verschränkung mit schulischen Praxisphasen untersucht wurde (vgl. Brenneke et al. 2018; Liegmann et al. 2018; Artmann 2020), deutet sich an, dass die generierten Ergebnisse vorhandene Ergebnisse bestätigen bzw. ausdifferenzieren. So zeigen sich beim Typus ‚Distanzierung‘ Nähen zu Orientierungen, die auf eine pragmatische studentische Vorgehensweise verweisen, und der Typus ‚Einlassung‘ enthält Elemente eines reflexiv-erschließenden Vorgehens.

Vor dem Hintergrund dieser inhaltlichen Ergebnisse lässt sich mit Blick auf das *methodische Erkenntnisinteresse* des Beitrags und damit auf die erste Forschungsfrage schlussfolgern, dass es die Dokumentarische Methode ermöglicht, Orientierungen von Lehramtsstudierenden auch aus Gruppendiskussionen ohne physisch anwesende Diskussionsleitung zu rekonstruieren. Dabei erfüllen die von uns erhobenen Gruppendiskussionen mehrerer jener „reflexiven Prinzipien“, die von Bohnsack (2021, S. 227) für die Durchführung von Gruppendiskussionen mit Diskussionsleitung formuliert wurden, in besonderer Weise. Als ein wesentlicher Pluspunkt erwies sich die Möglichkeit, dass die Studierenden selbstbestimmter die Diskussion steuern konnten, d.h. über die Reihenfolge, in der sie auf die Impulse eingehen, die Dauer und Intensität der Bearbeitung entscheiden konnten. Die dabei auftretenden

„Schließungszwänge“ (Froschauer/Lueger 2003, S. 71) haben sich als fruchtbar erwiesen, um Selbstläufigkeit zu erreichen, was eine Grundlage dafür darstellen dürfte, dass sich die oben dargelegten Orientierungen im Datenmaterial immer wieder zeigten. Als ein weiterer Pluspunkt erscheint die hohe Vergleichbarkeit der Daten, die über eine idente Intervention in Form von schriftlich gereichten Impulsen möglich wird, sowie dadurch, dass nicht durch die Moderation bestimmte Diskussionsstränge oder Teilnehmer/innen hervorgehoben werden. „Die gesamte Gruppe ist Adressatin der Forscherintervention“ (Bohnsack 2021, S. 228) und es erfolgte „[k]ein Eingriff in die Verteilung der Redebeiträge“ (ebd., S. 229). Auf diese Weise konnte sich das kollektive „Relevanzsystem“ (ebd.) der Studierenden direkt und ohne Einbezug einer Diskussionsleitung entfalten, inhaltlich kontrastierende Orientierungsrahmen konnten identifiziert werden.

Zugleich stellt diese indirekte, über die schriftlichen Impulse vermittelte Präsenz der Forschenden auch einen möglichen Nachteil dar, da sich so der Diskurs zwischen den erforschten Studierenden und den Forscher/innen nur ansatzweise entfalten kann. Im Vergleich des freiläufigen Diskurses der Erforschten mit jenem Diskurs zwischen Erforschten und Forschenden liegt ein Erkenntnispotenzial (ebd., S. 227), das hier nur in Ansätzen geborgen werden konnte. Vermuten lässt sich, dass gezielte immanente Nachfragen zu ausführlicheren und detaillierteren Erzählpassagen hätten führen können (vgl. Schäffer 2018, S. 104), mittels derer sich die Orientierungsrahmen ggf. noch stärker an bestimmten Erfahrungen in konkreten Zeit-Raum-Konstellationen hätten erkennen lassen. Andererseits eröffnen die durchgeführten Gruppendiskussionen einen Zugang zu den (struktur-)identischen Erfahrungen der Studierenden als im Seminar zusammenarbeitenden „Realgruppen“ (Bohnsack 2021, S. 113), die in ihrem Studium gewöhnt sein dürften, sich ohne externe Diskussionsleitung auszutauschen. Gleichwohl handelt es sich hierbei nicht um eine „natürliche“, sondern um eine „durch die Forschenden initiierte Interaktion“ (Martens/Wittek 2019, S. 291).

Im Fall der vorliegenden Studie beziehen sich zudem drei der fünf eingesetzten Impulse auf eine bestimmte, in den Seminaren behandelte erziehungswissenschaftliche Theorie. Die Differenz von Theorie- und Erfahrungswissen aufgreifend ging es dabei nicht darum, das theoretische Verständnis der Studierenden bezüglich der Erfahrungstheorie des Lernens (Combe/Gebhard 2012) zu erfassen, sondern mittels der Impulse Erfahrungen zur Sprache zu verhelfen. Die Ergebnisse zeigen, dass sich durch die Impulse durchaus die Darlegung von Erfahrungen mit Forschendem Lernen im universitären Kontext anregen ließ.

Angesichts dieser differenzierten Bilanz dürfte es sich lohnen, zur weiteren Erschließung von Phänomenen der Professionalisierung im Studium künftig Gruppendiskussionen sowohl mit als auch ohne Diskussionsleitung einzusetzen und dabei besonderes Augenmerk auf die Gestaltung der Impulse bzw. Interventionen zu legen. Insbesondere dann, wenn Forschungsthemen im Zentrum stehen, bei denen die Anwesenheit von Forscher/innen eine Verzerrung auf Seiten der Erforschten wahrscheinlich macht – wie in diesem Fall die Erforschung Forschenden Lernens – und/oder wenn interessiert, auf Basis welcher kollektiv geteilten Orientierungen Gruppen eigenständig mit einer Reihe von Impulsen umgehen, bieten sich Gruppendiskussionen ohne Diskussionsleitung an. Die Dokumentarische Methode erweist sich als übergreifender Rahmen, um auch diese Art von Gruppendiskussionen auszuwerten und zu Ergebnissen zu gelangen, die zum vorliegenden Forschungsstand relationiert werden können.

## Literatur

- Artmann, M. (2020): Forschen lernen im Forschenden Lernen. In: *ZfHE*, 15. Jg., H. 2, S. 69–88.
- Basten, M./Mertens, C./Schöning, A./Wolf, E. (Hrsg.) (2020): *Forschendes Lernen in der Lehrer/innenbildung. Implikationen für Wissenschaft und Praxis*. Münster/New York. <https://doi.org/10.31244/9783830991540>
- Boer, H.d. (2012): Pädagogische Beobachtung. In: Boer, H.d./Reh, S. (Hrsg.): *Beobachtung in der Schule – Beobachten lernen*. Wiesbaden, S. 65–82. [https://doi.org/10.1007/978-3-531-18938-3\\_4](https://doi.org/10.1007/978-3-531-18938-3_4)
- Bohnsack, R. (2017): *Praxeologische Wissenssoziologie*. Opladen/Toronto. <https://doi.org/10.36198/9783838587080>
- Bohnsack, R. (2020): *Professionalisierung in praxeologischer Perspektive*. Opladen/Toronto. <https://doi.org/10.36198/9783838553559>
- Bohnsack, R. (2021): *Rekonstruktive Sozialforschung*. 10. Auflage Opladen/Toronto. <https://doi.org/10.36198/9783838587851>
- Bohnsack, R./Przyborski, A./Schäffer, B. (2010): Einleitung: Gruppendiskussionen als Methode rekonstruktiver Sozialforschung. In: Bohnsack, R./Przyborski, A./Schäffer, B. (Hrsg.): *Das Gruppendiskussionsverfahren in der Forschungspraxis*. Opladen/Farmington Hills, S. 7–22. <https://doi.org/10.2307/j.ctvddzp5w.3>
- Brenneke, B./Pfaff, N./Schrader, T.-B./Tervooren, A. (2018): Das Praxissemester als Erfahrungsraum Forschenden Lernens? In: Artmann, M./Berendonck, M./Herzmann, P./Liegmann, A.B. (Hrsg.): *Professionalisierung in Praxisphasen der Lehrerbildung*. Bad Heilbrunn, S. 38–55.
- Combe, A./Gebhard, U. (2012): *Verstehen im Unterricht*. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-531-94281-0>
- Feindt, A. (2007): *Studentische Forschung im Lehramtsstudium*. Opladen/Farmington Hills. <https://doi.org/10.2307/j.ctvdf0193>
- Fichten, W. (2010): Forschendes Lernen in der Lehrerbildung. In: Eberhardt, U. (Hrsg.): *Neue Impulse in der Hochschuldidaktik*. Wiesbaden, S. 127–182. [https://doi.org/10.1007/978-3-531-92319-2\\_6](https://doi.org/10.1007/978-3-531-92319-2_6)
- Fichten, W./Meyer, H. (2014): Skizze einer Theorie forschenden Lernens in der Lehrer\_innenbildung. In: Feyerer, E./Hirschenhauser, K./Soukup-Altrichter, K. (Hrsg.): *Last oder Lust?* Münster/New York, S. 1–42.
- Fichten, W./Weyland, U. (2019): Empirische Zugänge zu Forschendem Lernen. In: Schiefner-Rohs, M./Favella, G./Herrmann, A.-C. (Hrsg.): *Forschungsnahes Lehren und Lernen in der Lehrer\*innenbildung*. Berlin, S. 25–46.
- Froschauer, U./Lueger, M. (2003): *Das qualitative Interview*. Wien.
- Helsper, W. (2000): Antinomien des Lehrerhandelns und die Bedeutung der Fallrekonstruktion. In: Cloer, E./Klika, D./Kunert, H. (Hrsg.): *Welche Lehrer braucht das Land?* Weinheim/München, S. 142–177.
- Helsper, W. (2018): Lehrerhabitus. In: Paseka, A./Keller-Schneider, M./Combe, A. (Hrsg.): *Ungewissheit als Herausforderung für pädagogisches Handeln*. Wiesbaden, S. 105–140. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-17102-5\\_6](https://doi.org/10.1007/978-3-658-17102-5_6)
- Hericks, U./Keller-Schneider, M./Bonnet, A. (2019): Lehrerprofessionalität in berufsbiographischer Perspektive. In: Gläser-Zikuda, M./Harring, M./Rohlf, C. (Hrsg.): *Handbuch Schulpädagogik*. Münster/New York, S. 597–607.
- Herzmann, P./Kunze, K./Prose, M./Rabenstein, J. (2019): Die Praxis der Lehrer\*innenbildung. In: *ZISU*, 8. Jg., H. 8, S. 1–23. <https://doi.org/10.3224/zisu.v8i1.01>
- Hinzke, J.-H./Paseka, A. (2021): Irritationen beim Forschenden Lernen. Irritierende Erfahrungen von Lehramtsstudierenden und wie sie damit umgehen. In: Bohndick, C./Bülow-Schramm, M./Paul, D./Reinmann, G. (Hrsg.): *Hochschullehre im Spannungsfeld zwischen individueller und institutioneller Verantwortung*. Wiesbaden, S. 227–241. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-32272-4\\_17](https://doi.org/10.1007/978-3-658-32272-4_17)
- Huber, L. (2009): Warum Forschendes Lernen nötig und möglich ist. In: Huber, L./Hellmer, J./Schneider, F. (Hrsg.): *Forschendes Lernen im Studium*. Bielefeld, S. 9–35. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-24949-6>

- Huber, L./Reinmann, G. (2019): Vom forschungsnahen zum forschenden Lernen an Hochschulen. Wiesbaden.
- Kramer, R.-T./Pallesen, H. (2019): Der Lehrerberuf zwischen sozialer Herkunft, Schule als Handlungsfeld und der Idee der Professionalisierung. In: Kramer, R.-T./Pallesen, H. (Hrsg.): *Lehrerberuf*. Bad Heilbrunn, S. 73–99.
- Liegmann, A.B./Racherbäumer, K./Drucks, S. (2018): Studentische Dispositionen zum Forschenden Lernen. In: Leonhard, T./Košinár, J./Reintjes, C. (Hrsg.): *Praktiken und Orientierungen in der Lehrerbildung*. Bad Heilbrunn, S. 175–190.
- Luhmann, N. (1978): Erleben und Handeln. In: Lenk, H. (Hrsg.): *Handlungstheorien interdisziplinär II*. Erster Halbband. München, S. 235–253.
- Mannheim, K. (1980): *Strukturen des Denkens*. Frankfurt a.M.
- Martens, M./Wittek, D. (2019): Lehrerberuf und Dokumentarische Methode. In: Kramer, R.-T./Pallesen, H. (Hrsg.): *Lehrerberuf*. Bad Heilbrunn, S. 285–306.
- Mertens, C./Schumacher, F./Basten, M. (2020): Metadiskurs ‚Forschendes Lernen‘. In: Basten, M./Mertens, C./Schöning, A./Wolf, E. (Hrsg.): *Forschendes Lernen in der Lehrer/innenbildung*. Münster/New York, S. 11–30.
- Mieg, H.A./Lehmann, J. (Hrsg.) (2017): *Forschendes Lernen*. Frankfurt a.M./New York.
- Ophuysen, S.v./Behrmann, L./Bloh, B./Homt, M./Schmidt, J. (2017): Die universitäre Vorbereitung angehender Lehrkräfte auf Forschendes Lernen im schulischen Berufsalltag. In: *JERO*, 9. Jg., H. 2, S. 276–305.
- Paseka, A./Hinze, J.-H. (2018): Professionalisierung durch Forschendes Lernen!? Was tatsächlich in universitären Forschungswerkstätten passiert. In: Leonhard, T./Košinár, J./Reintjes, C. (Hrsg.): *Praktiken und Orientierungen in der Lehrerbildung. Potentiale und Grenzen der Professionalisierung*. Bad Heilbrunn, S. 191–206.
- Paseka, A./Keller-Schneider, M./Combe, A. (Hrsg.) (2018): Ungewissheit als Herausforderung für pädagogisches Handeln. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-17102-5>
- Przyborski, A./Wohlrab-Sahr, M. (2021): *Qualitative Sozialforschung*. 5. Auflage München.
- Schäffer, B. (2018): Gruppendiskussion. In: Bohnsack, R./Geimer, A./Meuser, M. (Hrsg.): *Hauptbegriffe Qualitativer Sozialforschung*. 4. Auflage Opladen/Toronto, S. 101–107.
- Schiefner-Rohs, M./Favella, G./Herrmann, A.-C. (Hrsg.) (2019): *Forschungsnahes Lehren und Lernen in der Lehrer\*innenbildung. Forschungsmethodische Zugänge und Modelle zur Umsetzung*. Berlin. <https://doi.org/10.3726/b15524>
- Strübing, J. (2013): *Qualitative Sozialforschung*. München. <https://doi.org/10.1524/9783486717594>
- Weyland, U. (2019): *Forschendes Lernen in Langzeitpraktika*. In: Degeling, M./Franken, N./Freund, S./Greiten, S./Neuhaus, D./Schellenbach-Zell, J. (Hrsg.): *Herausforderung Kohärenz*. Bad Heilbrunn, S. 25–64.
- Wissenschaftsrat (2001): *Empfehlungen zur künftigen Struktur der Lehrerbildung*. Berlin.
- Wulf, C./Haberstroh, S./Petersen, M. (Hrsg.) (2020): *Forschendes Lernen*. Wiesbaden. <https://doi.org/10.1007/978-3-658-31489-7>

# Aufarbeitung der SED-Diktatur: Welche Rolle spielt qualitative Forschung?

*Florian Schoppe*

30 Jahre nach der friedlichen Revolution ist ersichtlich, dass die Erforschung und Aufarbeitung der SED-Diktatur immer noch neue Erkenntnisse bringt und weitere Fragen aufwirft. Beispielsweise ist heute bekannt, dass nicht nur durch politische Verfolgung und Inhaftierung Menschenrechtsverletzungen begangen wurden, sondern eine Vielzahl weiterer Betroffener – bspw. ehemalige Heimkinder, Betroffene der sogenannten „Zersetzung“ u.v.m. – noch heute unter den Folgen des damaligen Vorgehens der DDR leiden. Vor allem die Frage nach einer transgenerationalen Weitergabe von unrechtsbedingten Traumafolgen wird Wissenschaft, Politik, Recht und das Gesundheitssystem noch lange beschäftigen. Des Weiteren ist es sowohl für die gesellschaftspolitische Aufarbeitung des Geschehenen, aber auch für das bessere Verständnis bestehender Diktaturen von hoher Relevanz der gesellschaftlichen Konstitution der DDR, der Art und Weise alltäglichen (Er-)Lebens und der (Re-)Produktion autoritärer Strukturen auf den Grund zu gehen. Zum Thema „Aufarbeitung der SED-Diktatur“ gibt es umfangreiche Forschungen, die sich mit unterschiedlichsten Aspekten der SED-Herrschaft auseinandersetzen. Viele dieser Arbeiten sind durch einen mehr oder weniger starken normativ-wertenden Charakter geprägt, was durch die große Bedeutung des Unrechtsbegriffs im Aufarbeitungsfeld erklärbar ist, da dieser unweigerlich auf das Dispositiv der universellen Gültigkeit der Menschenrechte und den damit verbundenen Anspruch ihrer Durchsetzung verweist. Eine werturteilsfreie Forschung innerhalb dieses Feldes wird dadurch erschwert. Hinzu kommt, dass sich die Rollen von Forschenden, Praktiker:innen, Aktivist:innen und Betroffenen häufig überschneiden. Dies sind Sachverhalte, zu deren Aufklärung qualitative Forschung Wesentliches beitragen könnte. Es ist bemerkenswert, dass trotz der hohen Anschlussfähigkeit der genannten – und vieler anderer – Themenbereiche an den qualitativen Methodennexus erstaunlich wenig entsprechende Studien in der SED-Aufarbeitungsliteratur zu finden sind. Nachfolgend wird der aktuelle Stand der qualitativen Methoden in diesem Aufarbeitungsfeld anhand von zwei Beispielen aufgezeigt. Das erste dieser Werke ist ein jüngst erschienener Tagungsband des durch das BMBF geförderten Forschungsverbundes „Seelenarbeit im Sozialismus“, der sich mit der gesellschaftspolitischen Einbettung und disziplinären Entwicklung von Psychologie, Psychotherapie, Psychiatrie und Gesundheitswesen in der DDR befasst. Das zweite Buch stellt eine der wenigen explizit qualitativ orientierten Studien zu den Folgen der SED-Herrschaft dar, an der sich der normative Charakter eines Teils der Forschung in diesem Feld kristallisiert.

Bernhard Strauß, Rainer Erices, Susanne Guski-Leinwand, Ekkehardt Kumbier (Hrsg.): *Seelenarbeit im Sozialismus. Psychologie, Psychiatrie und Psychotherapie in der DDR*. Gießen: Psychosozial-Verlag 2022, 275 S., 978-3-8379-3152-5. 32,90€.

## Seelenarbeit „im“ oder „des“ Sozialismus?

Die Beiträge im Tagungsband „Seelenarbeit im Sozialismus – Psychologie, Psychiatrie und Psychotherapie in der DDR“ thematisieren die Entwicklung und Positionierung der im Titel genannten Disziplinen, sowie des Gesundheitswesens in der DDR. Sie präsentieren nicht primär Forschungsergebnisse des Verbundprojektes, sondern stellen eine „hervorragende Abbildung der aktuellen Forschungsstände zur Thematik des Verbundes“ (S. 9) dar, die sich aus Beiträgen von eingeladenen Fachkolleg:innen der Verbundmitglieder zusammensetzt. Der Band ist in vier Abschnitte unterteilt, die den Themenfeldern entsprechend benannt wurden. Die Autor:innen gehen der Frage nach, ob und auf welche Weise Psychologie, Psychiatrie und Psychotherapie in die gesellschaftspolitische Struktur der DDR eingebettet waren und welche Folgen dies sowohl für die Disziplinen, als auch für ihre Vertreter:innen und deren Klientel hatte. Nach einer Vorstellung des Verbundes durch die Herausgeber:innen und Hans J. Grabe besprechen im ersten Kapitel vier Beiträge die Entwicklung der Psychiatrie in der DDR. Der einführende Beitrag von Ekkehardt Kumbier wirft die Frage auf: „Gab es die ‚DDR-Psychiatrie‘?“ (S. 29). Er beantwortet sie nach einer Rückschau auf den diesbezüglichen Forschungsstand mit einem „Nein“ und legt somit das Kernargument des ersten Kapitels dar. Maike Rotzoll schließt daran an, indem sie die Psychiatrie in der DDR und der BRD parallelisiert. Sie behauptet, man könne „weniger von einer ‚Psychiatrie der DDR‘ als von einer ‚Psychiatrie in der DDR‘ sprechen“ (S. 57). In ähnlicher Weise argumentiert Christof Beyer im darauffolgenden Beitrag, in dem er den gemeinsamen Bezug der ost- und westdeutschen Psychiatrie zur Sozialpsychiatrie Großbritanniens und den Vereinigten Staaten hervorhebt (S. 66). Anhand von Zeitzeug:innenaussagen, die in einem Projekt des Sächsischen Psychiatriemuseums gesammelt wurden, stellt auch Thomas R. Müller fest, dass es seines Erachtens keine homogene „DDR-Psychiatrie“ gab (S. 71–100). Hinsichtlich der Disziplin „Psychologie“ beschäftigen sich Susanne Guski-Leinwand und Andreas Maercker mit der Erforschung ihrer Einbindung in und der Wechselwirkung mit der gesellschaftlichen und politischen Umwelt der SED-Herrschaft. Dabei wird der Einfluss politisch-ideologischer Interessen auf die Entwicklung der akademischen Psychologie anhand „konzeptioneller Brücken“ (S. 118) dargelegt und am Beispiel der Verwendung des Begriffs der „psychologischen Kriegführung“ (ebd.) erläutert. Den Verwicklungen staatlicher Interessen mit der Psychologie als eigenständige Disziplin wird im darauffolgenden Beitrag von Stefan Busse aus einer professionssoziologischen Perspektive weiter nachgegangen. Im Hinblick auf den systemspezifischen Spannungszustand zwischen der akademischen Sphäre und der Psychologie als Profession spricht er von einer „disziplinierten Profession“ (S. 141) und beschreibt eine kritisch zu betrachtende Transformation des professionellen Handlungswissens der Psychologie von einem Orientierungs- zu einem Strategie- und Ressourcenwissen (S. 153). Im dritten Kapitel stellen Michael Geyer, Annette Simon und Inge Frohburg, als Fachvertreter:innen der Psychotherapie, ihre Erfahrungen mit der DDR in Form von Zeitzeug:innenberichten dar (S. 183–241). Abschließend wird das Gesundheitswesen der DDR von Rainer Ericas als Sinnbild für den Zerfall derselben nachgezeichnet (S. 253–273). Diese Situation entstand ihm zur Folge durch eine hohe ideologische Bedeutung des Gesundheitswesens bei gleichzeitiger Misswirtschaft, was zur Entstehung einer Vorder- und Hinterbühne führte, die in starkem Widerspruch zueinanderstanden.

## Zwischenfazit

„Seelenarbeit im Sozialismus“ bietet einen Einblick sowohl in die Entwicklung der Psychiatrie, Psychologie und Psychotherapie in der DDR als auch in Wechselwirkungen und Konflikte mit dem Staatsapparat und hebt dabei die besondere Bedeutung des individuellen Handelns der Akteur:innen im Spannungsfeld von Disziplin, individueller Lebenswelt und Staat hervor. Eine kritischere Betrachtung des systemimmanenten Instrumentalisierungspotenzials der besprochenen Disziplinen – insbesondere einer sich unter autoritären Bedingungen verschärfenden Konturierung der Psychiatrie als disziplinierende Institution und Ausdruck des gesellschaftlichen Rationalitätsverständnisses – hätte dem Sammelband auch unter soziologischen Gesichtspunkten mehr Gewicht verliehen. Diese Themen sind für die qualitative Forschung hochgradig anschlussfähig. Bezeichnenderweise bleiben entsprechende methodische Vorgehensweisen in diesem Band aber, trotz ihrer anfänglichen Erwähnung als Mittel der Gesprächsauswertung (S. 17) im weiteren Verlauf unbesprochen. Die dargelegten Zeitzeug:inneninterviews verbleiben auf einer beschreibenden Ebene, während die Berichte im dritten Kapitel elaborierte Reflexionen des damaligen Erlebens der Berichtenden darstellen, deren qualitative Auswertung hochinteressant wäre.

Freihart Regner: *Sich-frei-Sprechen. Zur (psychosozialen) Bedeutung des Zugangs zur demokratischen Öffentlichkeit für Verfolgte der SED-Diktatur. Studienreihe der Landesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen DDR in Sachsen-Anhalt*, Bd. 6. Halle: Mitteldeutscher Verlag 2016, 343 S., 978-3-954-62-638-0. 29,95€.

## Forschung als praktischer Beitrag zur psychosozialen Aufarbeitung von SED-Unrecht

Freihart Regner war von 2010 bis 2014 an der Projektstelle „Psychosoziale Beratung für SED-Verfolgte“ in Sachsen-Anhalt tätig<sup>1</sup>. Im Rahmen dieser Tätigkeit entwickelte er seine Fragestellung „Welche Bedeutung hat der Zugang zur demokratischen Öffentlichkeit für SED-Verfolgte? Und welche Rolle spielt dabei insbesondere psychosoziale und therapeutische Begleitung?“ und erste sensibilisierende Konzepte. Der Kontext der Entwicklung seines Forschungsinteresses, sowie dessen konkrete Formulierung verdeutlichen seine Situierung zwischen Forschung und Praxis (S. 17ff.). Der Forschungsfrage geht er mit Hilfe der von ihm in einer früheren Arbeit entwickelten Methodologie der „transversalen Hermeneutik“ (S. 24ff.) nach. Hierbei orientiert er sich an Wolfgang Iser (1995) und der hermeneutischen Textauslegung nach Paul Ricoeur (vgl. z.B. 2005). Die Materialgrundlage der Untersuchung bilden Expert:inneninterviews mit Personen aus dem Feld der Zeitzeug:innenarbeit, Beratung, Therapie und Politik im Kontext der Aufarbeitung der SED-Diktatur. Im darauffolgenden Theoriekapitel umreißt er sein Verständnis des öffentlichen Raumes als Ort der Auseinandersetzung von Macht- und Freiheitsverhältnissen, sowie der Verteilung von Anerkennung und schreibt ihm elementare Bedeutung für die Bildung eines gesellschaftlichen und individuellen Bewusstseins zu (S. 36–47). Dieses Verständnis verbindet er mit ausgewählten psycho-

---

1 Die weiterhin bestehende Projektstelle entstand 2010 in Kooperation mit der Landesbeauftragten zur Aufarbeitung der SED-Diktatur und der Universitätsklinik für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie in Magdeburg.

sozial-therapeutischen Ansätzen, deren Vorgehen auf die aktive Auseinandersetzung mit dem eigenen Erleben und der Öffentlichkeit fokussiert. Hierbei spielt insbesondere der von ihm in einer früheren Studie entwickelte Ansatz des „normativen Empowerment“ eine Rolle. Dieser wird mehrfach als Erklärungsmodell herangezogen und bildet den Ursprung seiner ontologischen Grundannahmen, die auf dem Primat der vorpositiven und universellen Geltung der Menschenrechte fußen, was seine Konzeption mit einem starken normativen Anspruch verbindet. Der diesbezüglich möglichen Annahme, er selbst würde in seiner Argumentation einer Ideologie folgen, begegnet er mit dem Verweis auf die den Menschenrechten inhärente Ideologiekritik (S. 154f.). In den Auswertungskapiteln erfolgt eine Auseinandersetzung mit den Inhalten der Interviews unter Rückbezug auf bereits dargestellte und weitere passende Theorikomplexe, die zu einem Bedeutungszusammenhang individuellen Erlebens der Befragten und der Sinnfelder Politik, Öffentlichkeit, psychosozialer Praxis und Geschichte zusammengefügt werden. Regner beantwortet die Forschungsfrage damit, dass der Zugang zur demokratischen Öffentlichkeit für Betroffene als Quelle gesellschaftspolitischer Anerkennung und Wertschätzung dienen kann. Sie bietet die Möglichkeit für Betroffene selbst aktiv an der Aufarbeitung teilzuhaben und sie als psychosoziale Ressource zu nutzen (S. 327f.). Der Rückgriff auf diese Ressource berge aber auch Risiken, bspw. einer Routinisierung der Zeitzeug:innentätigkeit die eine persönliche Aufarbeitung verhindert (S. 307).

## Fazit

In seiner Untersuchung greift Regner zugunsten eines gegenstandsangemessenen Vorgehens eklektisch auf Elemente verschiedener theoretischer und methodischer Ansätze zu. Kritisch könnte man unter der Bezugnahme auf Adele Clarke anmerken, dass dies zwar legitim ist, dabei aber die Kohärenz ontologischer und epistemologischer, sowie methodenpraktischer Aspekte des Vorgehens beachtet werden muss. Clarke spricht diesbezüglich von einem „Theorie-Methoden-Paket“ (Clarke 2012, S. 35ff.). Problematisch ist daran, dass Regner sein Verständnis einer pluralistischen Postmoderne, deren differierende Rationalitäten weder eingeplant noch synthetisiert werden sollen (vgl. S. 24), einer quasi-apriorischen Vorstellung eines vernunftrechtlich verfassten Ideals, dessen wesentlicher Bestandteil es ist, Kritik an anderen Idealen zu üben, unterordnet. Dies führt dazu, dass seine auf methodischer Ebene solide Studie eine teleologische Richtung einschlägt und eher den Eindruck eines Nachweises der Praxisrelevanz seines Konzeptes des „Normativen Empowerment“ annimmt als eines originär qualitativen Beitrages zu Erforschung der Folgen der SED-Diktatur. Die so generierten Ergebnisse sind nachvollziehbar, folgerichtig und haben sichtliche Relevanz für die psychosoziale Praxis, bleiben aber im Dienste letzterer. Formal kann außerdem kritisiert werden, dass sich an mehreren Stellen auf Wikipedia als Quelle bezogen wird und dass trotz Ricoeurs Bedeutung für Regners Methodologie keine entsprechenden Primärquellen im Literaturverzeichnis zu finden sind. Abschließend ist zu resümieren, dass die qualitative Forschung im Feld der Aufarbeitung der SED-Diktatur hinter ihrem Potenzial zurückbleibt und dort noch nicht in dem Maße etabliert ist und noch nicht dieselben Standards erreicht hat, wie es in anderen Forschungsbereichen der Fall ist. An den rezensierten Werken lässt sich exemplarisch aufzeigen, dass qualitative Ansätze im Feld durchaus bekannt sind und genutzt werden, dabei aber eher randständig bleiben, oder in ihrer Ausführung praktischen Anliegen und Werthaltungen untergeordnet werden. Qualitative Forschung bietet die Möglichkeit, tiefe Einblicke in subjektives Erleben und seine gesellschaftlichen Bedingungen zu ermöglichen. Gerade die Betrachtung der Wechselwirkung individueller Perspektiven und Handlungswei-

sen mit gesellschaftlichen Strukturen hat großes Erklärungspotenzial für den Gegenstand der SED-Aufarbeitung – also die Anliegen und Bedarfe der Betroffenen, die Wirkweise der SED-Diktatur, politische Bildung usw. –, aber auch für das Verständnis der Aufarbeitungslandschaft als solche. Die Förderung und Weiterentwicklung qualitativer Forschung im Kontext der Aufarbeitung der SED-Diktatur, sowie die Erforschung der Aufarbeitungslandschaft selbst, ihrer institutionellen und diskursiven Strukturen, zugehöriger Professionalisierungsprozesse, Akteur:innenkonstellationen usw., stellen daher ein dringend zu bearbeitendes Desiderat dar.

## Literatur

- Clarke, A. (2012): Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn. Wiesbaden.  
Ricoeur, P. (2005): Vom Text zur Person. Hermeneutische Aufsätze (1970-1999). Hamburg.  
Welsch, W. (1995): Vernunft. Die zeitgenössische Vernunftkritik und das Konzept der transversalen Vernunft. Frankfurt a.M.

Maria Kondratjuk/Olaf Dörner/Sandra Tiefel/  
Heike Ohlbrecht (Hrsg.): Qualitative Forschung  
auf dem Prüfstand. Beiträge zur Professionalisierung  
qualitativ-empirischer Forschung in den Sozial-  
und Bildungswissenschaften. Opladen/Berlin/  
Toronto: Verlag Barbara Budrich 2022, 393 S.,  
ISBN 978-3-8474-2618-9. 65,00 €

*Bettina Grimmer*

Der vorliegende Band wurde anlässlich des 25-jährigen Jubiläums des jährlich stattfindenden Magdeburger Methodenworkshops veröffentlicht. Die Herausgebenden wollen ihn „jedoch nicht als einen verstehen, der [...] in Erinnerungen schwelgt und Anekdoten liefert. Vielmehr geht es uns um einen Beitrag zur Debatte über qualitativ-empirische Forschung in den Humanwissenschaften, insbesondere in Bezug auf die Vermittlung von Methodologien und Methoden sowie der Sensibilität für Erkenntnismöglichkeiten durch qualitativ-empirische Forschung“ (11). Das klingt vielversprechend – doch um es gleich vorwegzunehmen: die Einleitung ist diesbezüglich enttäuschend. Die beiden thematischen Schwerpunkte des Bandes, nämlich das Bestreben einer stärkeren Theoretisierung qualitativer Forschung einerseits und – dem Format des Methodenworkshops naheliegend – Fragen nach der Vermittlung und Lehre qualitativer Methoden andererseits, werden nur knapp angerissen. Der im Untertitel des Bandes zentrale Begriff der Professionalisierung wird ebenso wenig aufgegriffen wie das Verhältnis der dort genannten Disziplinen (Sozial- und Bildungswissenschaften) zueinander. Auf die Inhalte der Beiträge geht die kurze Einleitung nicht ein, sie wirft nur stichwortartig eine Reihe möglicher Fragen auf. Dadurch bleibt vieles implizit. Dies ist bedauerlich, denn die einzelnen Beiträge sind meist passend aufeinander bezogen und geben ein buntes Stimmungsbild zu relevanten Debatten ab, aus dem sich m.E. drei Bedürfnisse ableiten lassen, die in der qualitativen Forschung aktuell großes Gewicht haben: erstens die Vermittlung qualitativer Forschung in Lehre und Weiterbildung (vor dem Hintergrund des generationalen Verschwindens derer, die die Ansätze selbst entwickelt und geprägt haben), zweitens eine Auseinandersetzung mit den Herausforderungen und Chancen, die der digitale Wandel mit sich bringt, und drittens die Notwendigkeit einer verstärkten Methodologisierung konkreter Forschungspraxis.

## 1 Die Vermittlung qualitativer Forschung

Die Beiträge von *Heike Brand* und von *Sophia Richter* betrachten Studienprozesse aus bildungstheoretischer Perspektive. *Brand* plädiert wider die Standardisierung von Studienverläufen für eine Normalisierung von Krisen, worin sie auch das Potenzial der qualitativen Methodenlehre sieht, die entsprechend Reflexivität, Flexibilität und Biographizität in Studi-

enprozessen erhöhen kann. *Richter* hebt den Mehrwert der ethnographischen Haltung der Befremdung für forschendes Lernen hervor. Ein zweites Paar von Beiträgen nimmt das Verhältnis von Theorie und Praxis in der qualitativen Methodenlehre in den Blick. *Hedda Bennewitz* und *Karin Bräu* resümieren, „dass Verständnis für den ethnographischen Forschungsprozess (...) kaum durch methodologische und/oder grundlagentheoretische Texte – so anschaulich sie auch sein mögen – erreicht wird, sondern dass das eigene Beobachten und Schreiben und der Austausch in einer Gruppe entscheidende Voraussetzungen für Verstehen sind“ (S. 298). Der Beitrag von *Stephan Kösel*, *Sabine Hering* und *Tim Unger* arbeitet verschiedene „Irrlichter“ (S. 313) qualitativer Methodenausbildung heraus und bieten auf dieser Grundlage Anregungen für die Zukunft des Magdeburger Methodenworkshops an: etwa eine stärkere Explikation des eigenen Forschungshandelns durch die Entwicklung eines theoretischen Vorverständnisses, aber auch durch Reflexion dessen Grenzen.

Vier weitere Beiträge beschäftigen sich explizit mit dem Format der Forschungswerkstatt als gemeinsames Interpretationsformat sinnverstehender qualitativer Forschung. *Thomas Reim* und *Verena Walterbach* stellen zur Diskussion, „dass die Chance zu einer nachhaltigen Stabilisierung und Verbesserung der Qualität qualitativ-empirischer Forschung weniger in der Methodenlehre als vielmehr in der frühzeitigen praktischen Einübung von *Forschungskompetenz* liegt“ (S. 89, Hervorh. i.O.). *Dieter Nittel*, *Marlena Katharina Kilinc* und *Stefan Klusemann* diskutieren das Konzept der Forschungswerkstatt unter den Gesichtspunkten Professionalität und Qualität. *Sina-Mareen Köhler*, *Jonas Michely* und *Vanessa Ohm* berichten von den Perspektiven Promovierender auf die Arbeit mit qualitativen Methoden in selbstorganisierten Forschungswerkstätten. Sie arbeiten heraus, dass diese Werkstätten von einer guten Organisation und verantwortungsvollen Leitung profitieren, sich zwischen kollektiver Handlungspraxis und individueller Selbstvergewisserung bewegen und wesentlich emotional-soziale Unterstützung im Promotionsprozess leisten können. Der Beitrag von *Stefanie Hoffmann* und *Stefan Rundel* beschäftigt sich schließlich noch einmal ganz explizit mit der Reflexion von Standortgebundenheit in Forschungswerkstätten. Sie gehen davon aus, dass gerade in länger bestehenden Forschungswerkstätten explizierendes Interpretieren zugunsten von intuitivem Verstehen zunehmend in den Hintergrund rückt. Deswegen plädieren sie dafür, gerade in diesen Kontexten iterativ verschiedene Momente der Reflexion und Distanzierung einzubauen. Ein weiterer Beitrag von *Nicolle Pfaff*, *Anja Tervooren*, *Tina-Berith Schrader*, *Susanne Gottuck* und *Bettina Brenneke* diskutiert Möglichkeiten der qualitativen Methodenlehre mit Unterstützung digitaler Lernumgebungen. Beispielhaft stellen sie das an der Universität Duisburg-Essen entwickelte MethodenLab Qualitative Forschung vor, das onlinebasierte Methodenkurse für Studierende zur Unterstützung ihrer Qualifikationsarbeiten entwickelt. Damit ist der Beitrag zugleich im zweiten Themenbereich verortet: der Auseinandersetzung mit dem digitalen Wandel.

## 2 Qualitative Forschung und digitaler Wandel

*Maria Kondratjuk* beschäftigt sich in ihrem Beitrag mit dem Einfluss des Digitalen auf die qualitative Forschung. In einer Systematisierung unterscheidet sie Digitales als Forschungsfeld und Gegenstand (z.B. digitale Alltagspraktiken), Digitales als Medium und Methode (von neuen Datentypen über Datenverarbeitungs- und Analysesoftware bis hin zu Publikationsformen), Digitales im Kontext von Forschung als sozialer Praktik (v.a. die digitale Peer-Kommunikation während der Corona-Pandemie) und Digitales als Bedingungskontext von Forschung (im Sinne einer digitalen Forschungsinfrastruktur). Folgt man dieser Systematik,

wäre der genannte Beitrag von *Pfaff u.a.* zu den Online-Methodenkursen den letzten beiden Bereichen zuzuordnen, indem er zeigt, wie digitale Tools Zusatzangebote schaffen können, die über die Zeit zu einer nicht mehr wegzudenkenden Lehr-/Lerninfrastruktur heranwachsen könnten. *Alexander Geimer* dagegen nimmt *Kondratjuks* erste und zweite Perspektive ein und schlägt drei Möglichkeiten vor, Subjektivierungsprozesse mit sozialen Medien zu untersuchen: erstens die Analyse von Interfacedesigns, zweitens die Analyse von „Produktions- und Rezeptionskaskaden“ (S. 124ff.) sowie drittens die Analyse von „konjunktiven, sozio-medialen Transaktionsräumen“ (S. 128ff.) mittels Interviews. Er resümiert, dass es nicht genüge, sich auf die ‚natürlichen‘ Daten in Form von Interfaces und Content zu verlassen und für die Rekonstruktion von Subjektivierungsprozessen das (analoge) Interview unersetzbar bleibt. *Jürgen Raab* und *Kevin Maier* hingegen konzentrieren sich in ihrem Beitrag auf ‚natürliche‘ digitale Daten und präsentieren Methodologie und Methode der wissenssoziologischen Videohermeneutik. Die Herausforderung von Videomaterial als audiovisuellem Datenmaterial liegt ihnen zufolge in der „Verschränkung von Temporalität und Simultaneität“ (S. 189). Um dieser gerecht zu werden, werden aus einer wissenssoziologischen Methodologie heraus drei methodische Prinzipien abgeleitet: Sequentialität, Kontextfreiheit sowie Kontrastierung. Die Daten werden mithilfe des Instruments der Partitur analysiert. Damit ermöglicht die Methode „eine gegenstandsangemessene[.] Bearbeitung multimodaler Daten“ (S. 187).

### 3 Die Methodologisierung qualitativer Forschungspraxis

Bereits in einigen Beiträgen zur Vermittlung von qualitativer Forschung wurde die Notwendigkeit einer stärkeren Methodologisierung der Forschungspraxis betont. So weisen sowohl *Reim* und *Walterbach*, die den Forschungsprozess der Narrations- und Biographieanalyse illustrieren, als auch *Nittel*, *Kılınç* und *Klusemann* sowie *Kösel*, *Hering* und *Unger* explizit auf die Unabdingbarkeit hin, die Standortgebundenheit der eigenen Forschung und ihre theoretischen Prämissen zu reflektieren und offenzulegen. Weitere Beiträge sind unmittelbar auf dieses Thema ausgerichtet: *Olaf Dörner* und *Burkhard Schäffer* führen in Anlehnung an *Kalthoffs* (2008) Überlegungen zur Theoretischen Empirie die Unterscheidung von Gegenstands- und Grundlagentheorien ein und ergänzen sie um die Unterscheidung zwischen Methoden und Methodologien. Sie resümiert: „Forschungsvorhaben, die nicht gegenstands- und grundlagentheoretisch fundiert sind, sind leer (denn nur im Zusammenspiel der beiden konstituiert sich ein Thema), und solche, die sich nicht mit dem Verhältnis von Methodologie und Methode beschäftigen, sind blind“ (S. 27). *Hans-Dieter König* erläutert Methodologie und Methode der Tiefenhermeneutik, die mittels der psychoanalytischen Methode des szenischen Verstehens Lebensentwürfe mit Blick sowohl auf das Bewusste als auch auf das Unbewusste untersucht. *Andreas Hohmann* und *Rudolf Schmitt* sprechen sich in ihrem Beitrag für eine Kombination von Narrations- und Metaphernanalyse aus. Dabei verbinden sie den Metaphernbegriff der kognitiven Linguistik mit verschiedenen Narrationsbegriffen: Narrationen werden entweder als Bearbeitungen von Krisen und Problemen, als Sinn- bzw. Identitätskonstruktion oder als Rekapitulation von Erfahrungsaufschichtung verstanden. Je nach Narrationsbegriff kann die Metaphernanalyse in Kombination folglich entweder kollektive Erwartungs- und Wissensmuster, spezifische Sinnstiftungsmuster oder Muster der Erfahrungsorganisation rekonstruieren. *Eike Wolf* und *Sven Thiersch* entwerfen das Forschungsprogramm einer rekonstruktiven Situationsanalyse. Anlässlich eines Forschungsprojekts zu Praktiken im digital mediatisierten Unterricht (womit der Beitrag bzgl. seines Gegenstands

auch dem zweiten Thema zugerechnet werden könnte) sahen sie die Notwendigkeit der Erarbeitung eines Situationsbegriffs, der enger ist als derjenige der Situationsanalyse (Clarke 2012) und mit Rückgriff auf Ziemann (2013) den „Fokus auf die Interdependenz von technischen Objekten und nicht-dinglichen Dimensionen“ (S. 174) richtet. Methodisch werden dabei verschiedene Erhebungs- und Auswertungsmethoden trianguliert.

## 4 Fazit

Insgesamt weisen die Beiträge darauf hin, dass die Diskussionen um die Einpassung qualitativer Methodenlehre in curriculare Strukturen auch oder gerade in Zeiten etablierter BA-/MA-Studiengänge nicht abgeschlossen sind und weiterhin geführt werden müssen. Hilfreich erscheint ein vielfältiges Angebot aus Formaten und Gelegenheiten wie Vorlesungen, Übungen, Kolloquien, Workshops, Forschungswerkstätten etc., um qualitative Forschungspraxis theoretisch zu reflektieren und praktisch einzuüben. Digitale Tools und Vernetzungsmöglichkeiten sind hierfür hilfreiche Ergänzungen. Die Digitalisierung schafft nicht nur neue Datenquellen und erfordert damit nicht nur die Entwicklung neuer (digitaler) Forschungsmethoden, sondern verändert die Alltagswelt so stark, dass mitunter sozialtheoretische Konzepte wie das der Situation neu konzeptualisiert werden müssen (s. auch Hirschauer 2014). Insgesamt scheint mir das Thema der Methodologisierung qualitativer Forschungspraxis das zentrale Anliegen der Autorinnen und Autoren zu sein. Ursachen dafür können nach wie vor bestehende Legitimationszwänge qualitativer Forschung, Fragen der Vermittlung oder eben auch der digitale Wandel sein – teilweise aber wohl auch ein Wandel des wissenschaftlichen Feldes: Im Bereich der soziologischen Theoriebildung hat die zunehmende Projektförmigkeit von Forschung eine Hinwendung zu offenen Sozialtheorien wie z.B. der Praxistheorie zur Folge, was einen gewissen Ekklektizismus und eine Listenförmigkeit von Argumenten statt Kohärenz mit sich bringt (Anicker 2022). Auch die empirische Forschung muss sich gewahr sein, dass methodische Entscheidungen methodologisch folgenreich sind und daher theoretisch kohärent sein sollten. Dies gilt für die Erarbeitung der jeweiligen Situations-, Kontext-, Akteursbegriffe bis hin zu der Erkenntnis, dass verschiedene Forschungsstile und Methoden an unterschiedliche Konzeptionen von sozialer Ordnung gebunden sind. Dann kann die qualitative Forschung von einer undogmatischen Gegenstandsorientierung sicherlich stark profitieren. Für diese wichtige Debatte liefert der vorliegende Band reichhaltige Angebote und Impulse zum Weiterdenken.

## Literatur

- Anicker, F. (2022): Wohin wenden nach den Turns? Eine wissenschaftssoziologische und forschungslogische Betrachtung am Beispiel des „Turn to Practice“. In: *Zeitschrift für Soziologie*, 51. Jg., H. 4, S. 350–364. <https://doi.org/10.1515/zfsoz-2022-0020>
- Clarke, A. (2012): *Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn*. Wiesbaden.
- Hirschauer, S. (2014): Intersituativität. Teleinteraktionen und Koaktivitäten jenseits von Mikro und Makro. In: *Zeitschrift für Soziologie, Sonderheft*, S. 109–133. <https://doi.org/10.1515/9783110509243-008>

- Kalthoff, H. (2008): Einleitung. Zur Dialektik von qualitativer Forschung und soziologischer Theoriebildung. In: Kalthoff, H./Hirschauer, S./Lindemann, G. (Hrsg.): Theoretische Empirie. Zur Relevanz qualitativer Forschung. Frankfurt a.M., S. 8–32.
- Ziemann, A. (2013): Zur Philosophie und Soziologie der Situation – eine Einführung. In: Ziemann, A. (Hrsg.): Offene Ordnung? Philosophie und Soziologie der Situation. Wiesbaden, S. 7–18. [https://doi.org/10.1007/978-3-658-01528-2\\_1](https://doi.org/10.1007/978-3-658-01528-2_1)

# Autor\*innen und Herausgeber\*innen

## *Rainer Diaz-Bone*

Dr. Rainer Diaz-Bone ist Professor für qualitative und quantitative Methoden an der Universität Luzern. Forschungsschwerpunkte: Methoden der qualitativen und quantitativen Sozialforschung, soziologische Theorie und Wissenschaftstheorie.

E-Mail: [rainer.diazbone@unilu.ch](mailto:rainer.diazbone@unilu.ch)

## *Matthias Finster*

Matthias Finster, Dipl. Soz., ist Promovend an der Universität Duisburg-Essen. Forschungsschwerpunkte: Biographieforschung, Organisationssoziologie, Methoden der qualitativen Sozialforschung.

E-Mail: [matthias.fenster@gmx.de](mailto:matthias.fenster@gmx.de)

## *Jörg Frommer*

Prof. em. Dr. Jörg Frommer ist Psychoanalytiker und Lehranalytiker (DPG, IPV) in eigener Praxis und ist ehemaliger Direktor der Universitätsklinik für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie am Universitätsklinikum Magdeburg. Forschungsschwerpunkte: Qualitative Methoden, Human-Computer-Interaction, Psychoanalytische Psychosomatik, politische Traumatisierung in der DDR.

E-Mail: [joerg.frommer@med.ovgu.de](mailto:joerg.frommer@med.ovgu.de)

## *Bettina Grimmer*

Dr. Bettina Grimmer ist wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Abteilung für Bildungswissenschaftliche Forschung an der Pädagogischen Hochschule Zürich. Forschungsschwerpunkte: Wissenssoziologie, Bildungssoziologie, Politische Soziologie und Qualitative Methoden.

E-Mail: [bettina.grimmer@phzh.ch](mailto:bettina.grimmer@phzh.ch)

## *Adrian Gallistl*

Dr. Adrian Gallistl ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Universitätsklinikum Jena im Institut für Psychosoziale Medizin, Psychotherapie und Psychoonkologie. Forschungsschwerpunkte: Politische Traumatisierung in der DDR, Psychotherapie in der DDR, kritische Theorie.

E-Mail: [adrian.gallistl@med.uni-jena.de](mailto:adrian.gallistl@med.uni-jena.de)

## *Susanne Guski-Leinwand*

Dr. Susanne Guski-Leinwand ist Vertretungs-Professorin für Psychologie an der Fachhochschule Dortmund im Fachbereich Angewandte Sozialwissenschaften und Privatdozentin für Psychologie und Geschichte der Psychologie an der Friedrich-Schiller-Universität in Jena. Forschungsschwerpunkte: Geschichte der Psychologie, Militärpsychologie und Operative Psychologie in der DDR.

E-Mail: [susanne.guski-leinwand@fh-dortmund.de](mailto:susanne.guski-leinwand@fh-dortmund.de)

*Ayline Heller*

Ayline Heller, M.Sc., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im BMBF-Projekt „DDR-Vergangenheit und Psychische Gesundheit (DDR-PSYCH)“ an der Universitätsmedizin Mainz. Forschungsschwerpunkte: Qualitative und quantitative Methoden, psychische und gesellschaftliche Nachwirkungen der NS-Zeit, psychoanalytische Sozialpsychologie.

E-Mail: [ayline.heller@gesis.org](mailto:ayline.heller@gesis.org)

*Jan-Hendrik Hinzke*

Dr. Jan-Hendrik Hinzke ist Professor für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Lehrerbildungsforschung an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Forschungsschwerpunkte: Professions- und Lehrer\*innenbildungsforschung unter Fokussierung von Krisen und Ungewissheit, Forschendes Lernen in Studium und Schule, Qualitative Forschungsmethoden in der Professions- und Schulforschung mit Schwerpunkt Dokumentarische Methode.

E-Mail: [jan-hendrik.hinzke@erziehung.uni-giessen.de](mailto:jan-hendrik.hinzke@erziehung.uni-giessen.de)

*Marlene Kowalski*

Dr. Marlene Kowalski ist Leiterin der Fachstelle „Aktiv gegen sexualisierte Gewalt“ bei der Diakonie Deutschland in Berlin. Forschungsschwerpunkte: Pädagogische Professionalität und Professionalisierung, Prävention und Aufarbeitung sexualisierter Gewalt, Methoden rekonstruktiver Sozialforschung.

E-Mail: [marlene.kowalski@diakonie.de](mailto:marlene.kowalski@diakonie.de)

*Uwe Krähnke*

Dr. Uwe Krähnke ist Professor für qualitative Forschungsmethoden an der Medical School Berlin. Forschungsschwerpunkte: Interpretativ-rekonstruktive Forschungsmethoden, qualitative Evaluationsforschung, Gesellschaftstheorie.

E-Mail: [uwe.kraehnke@medicalschooll-berlin.de](mailto:uwe.kraehnke@medicalschooll-berlin.de)

*Günter Mey*

Dr. Günter Mey ist Professor für Entwicklungspsychologie und Qualitative Methoden an der Hochschule Magdeburg-Stendal, Privatdozent an der Universität Bayreuth sowie Leitung des Instituts für Qualitative Forschung in der Internationalen Akademie Berlin. Forschungsschwerpunkte: Qualitative Forschung und Performative Sozialwissenschaft, Wissenschaftskommunikation, visuelle Forschung, Jugendkultur und Transgenerationalität.

E-Mail: [guenter.mey@h2.de](mailto:guenter.mey@h2.de)

*Katharina Miko-Schefzig*

Dr. Katharina Miko-Schefzig leitet das Kompetenzzentrum für empirische Forschungsmethoden der Wirtschaftsuniversität Wien. Forschungsschwerpunkte: Qualitative Methoden und interpretative Theorie, Sicherheits- und Polizeiforschung, Organisationsforschung, Gender Studies, Visuelle Soziologie v.a. sozialwissenschaftlicher Film.

E-Mail: [kmiko@wu.ac.at](mailto:kmiko@wu.ac.at)

*Hannah Daria Nussmann*

M.Sc. Hannah Daria Nussmann ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt „Seelenarbeit im Sozialismus“ an der Fachhochschule Dortmund und Lehrbeauftragte im Fachbereich Angewandte Sozialwissenschaften (Schwerpunkt: Ausprägungen und Folgen psychischer Gewalt). Forschungsschwerpunkte: Psychische Gewalt in DDR, akademische Psychologie der DDR und psychische Folter.

E-Mail: hannah.nussmann@fh-dortmund.de

*Angelika Paseka*

Dr. Angelika Paseka ist Professorin für Schulpädagogik und Schulforschung an der Universität Hamburg. Forschungsschwerpunkte: Lehrerprofessionalität, Professionalisierung durch Forschendes Lernen, Ungewissheit, Qualitative Methoden der Bildungsforschung mit Schwerpunkt Dokumentarische Methode.

E-Mail: angelika.paseka@uni-hamburg.de

*Jürgen Raab*

Dr. Jürgen Raab ist Professor für Soziologie an der Rheinland-Pfälzischen Technischen Universität Kaiserslautern-Landau. Forschungsschwerpunkte: Wissens- und Kulturosoziologie, visuelle und politische Soziologie, interpretative Methoden der qualitativen Sozial- und Medienforschung.

E-Mail: raab@uni-landau.de

*Philipp Reimann*

Philipp Reimann ist wissenschaftlicher Referent am Deutschen Jugendinstitut. Forschungsschwerpunkte: Profession und professionelles Handeln, Qualitativ-rekonstruktive Sozialforschung, Übergang Schule-Beruf.

E-Mail: reimann@dji.de

*Alexandra Retkowski*

Dr. Alexandra Retkowski ist Professorin für Soziale Dienstleistungen für Strukturschwache Regionen am Fachbereich Soziale Arbeit, Gesundheit, Musik der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus-Senftenberg. Forschungsschwerpunkte: Soziale Arbeit und Nachhaltigkeit, Kinderschutz mit Schwerpunkt auf Prävention, Intervention und Aufarbeitung sexualisierter Gewalt, Professionalität, Professionalisierung und Ethik.

E-Mail: alexandra.retkowski@b-tu.de

*Maximilian Schäfer*

Dr. Maximilian Schäfer ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im DFG-geförderten Forschungsprojekt „Back to the Future: Archiving Residential Children’s Homes (ARCH) in Scotland and Germany“ an der Universität Osnabrück. Forschungsschwerpunkte: Stationäre Hilfen zur Erziehung, Methodologien und Methoden qualitativer Sozialforschung, Methoden und Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit.

E-Mail: maximilian.schaefer@uni-osnabrueck.de

*Florian Schoppe*

Florian Schoppe, M.A., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter an der medizinischen Fakultät der Otto-von-Guericke-Universität Magdeburg. Er erforscht im Verbundprojekt „Gesundheitliche Langzeitfolgen von SED-Unrecht“ die soziale Konstruktion von SED-Unrechtsberatung. Forschungsschwerpunkte: qualitative Sozialforschung, Wissenssoziologie, Lebenswelt- und Interaktionsforschung.

E-Mail: [florian.schoppe@med.ovgu.de](mailto:florian.schoppe@med.ovgu.de)

*Viviane Schönbächler*

Viviane Schönbächler ist Post-Doktorandin an der Rudolf-Augstein-Stiftungsprofessur für Praxis des Qualitätsjournalismus an der Universität Hamburg. Forschungsschwerpunkte: Gender Media Studies, Intersektionalität, Medien und Konflikt, Journalismusforschung, digitale Sicherheit.

E-Mail: [viviane.schoenbaechler@uni-hamburg.de](mailto:viviane.schoenbaechler@uni-hamburg.de)

*Felicitas Söhner*

Felicitas Söhner, PD Dr. phil., ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geschichte, Theorie und Ethik der Medizin an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Forschungsschwerpunkte: Oral History, Medizin- und Sozialgeschichte, Europäische Erinnerungskultur und deren biographische Verarbeitung.

E-Mail: [felicitas.soehner@hhu.de](mailto:felicitas.soehner@hhu.de)

*Guy Schwegler*

Guy Schwegler ist Oberassistent am Lehrstuhl für qualitative und quantitative Methoden an der Universität Luzern. Forschungsschwerpunkte: Kulturosoziologie, Methoden der qualitativen und quantitativen Sozialforschung.

E-Mail: [guy.schwegler@unilu.ch](mailto:guy.schwegler@unilu.ch)

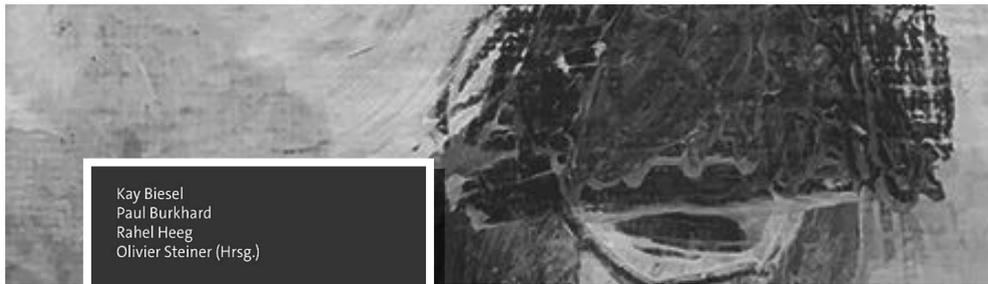
*Rainer Winter*

Dr. Rainer Winter ist Professor für Medien- und Kulturtheorie an der Alpen Adria-Universität in Klagenfurt am Wörthersee (Österreich). Forschungsschwerpunkte: Medienkultur, Film- und Fernsehanalyse sowie qualitative Forschung.

E-Mail: [rainer.winter@aau.at](mailto:rainer.winter@aau.at)

# Vorschau auf die folgenden Schwerpunkte

- 2/2023  
Ort und Region im Spiegel rekonstruktiver Perspektiven  
(Cathleen Grunert, Nora Friederike Hoffmann und Katja Ludwig)
- 1/2024  
Qualitative empirische Forschung zur Sozialen Arbeit im Kontext von  
Rechtsextremismus / Ideologien der Ungleichwertigkeit  
(Lisa Janotta und Johanna Sigl)
- 1/2025  
Theoretische Anschlüsse und forschungspraktische Umsetzung der  
Situationsanalyse  
(Ursula Offenberger, Tamara Schwertel und Renate Baumgartner)



Biesel • Burkhard • Heeg • Steiner  
(Hrsg.)

## Digitale Kindeswohlgefährdung

Herausforderungen und Antworten  
für die Soziale Arbeit

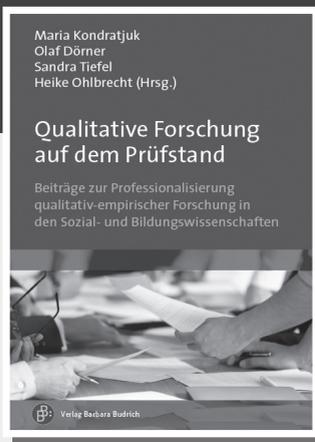
2023 • 249 Seiten • kart. • 26,00 € (D) • 26,80 € (A)

ISBN 978-3-8474-2648-6 • eISBN 978-3-8474-1818-4

In diesem Buch werden Herausforderungen durch digitale Medien für das Aufwachsen von Kindern und Jugendlichen und Handlungsmöglichkeiten für die Soziale Arbeit dargestellt: Wie kann eine altersgerechte Mediennutzung gewährleistet werden? Wie können Minderjährige gestärkt werden, damit sie sich in den sozialen Medien sicherer bewegen? Welche sozialpädagogischen Handlungsansätze gibt es, um zum Beispiel auf übermäßiges Gaming oder problematischen Pornokonsum zu antworten?

Die Autor\*innen befassen sich außerdem mit Interventionsmöglichkeiten gegen Cybermobbing und sexualisierte Gewalt im Internet sowie mit Herangehensweisen beim Erkennen und bei der Abwendung digitaler Kindeswohlgefährdungen. Auch erlebte Herausforderungen und Grenzen von Fachkräften und Organisationen werden diskutiert.

[www.shop.budrich.de](http://www.shop.budrich.de)



Maria Kondratjuk, Olaf Dörner, Sandra Tiefel, Heike Ohlbrecht (Hrsg.)

## **Qualitative Forschung auf dem Prüfstand**

**Beiträge zur Professionalisierung  
qualitativ-empirischer Forschung in den  
Sozial- und Bildungswissenschaften**

2022 • 393 S. • kart. • 65,00 € (D) • 66,90 € (A)

ISBN 978-3-8474-2618-9 • eISBN 978-3-8474-1780-4 (Open Access)

Rund um die Frage der Professionalisierung qualitativ-empirischer Forschung versammelt der Band des Zentrums für Sozialweltforschung und Methodenentwicklung (ZSM) Beiträge zur Verhältnisbestimmung von Theorie und Empirie, zu Methodologien in ihrer Bedeutung und Funktion für Forschungsprozesse, zu Methoden, Methodenentwicklung und qualitativen Ergebnisformaten sowie zur Frage der Lehre und Vermittlung qualitativer Forschung.

Die Herausgeber\*innen:

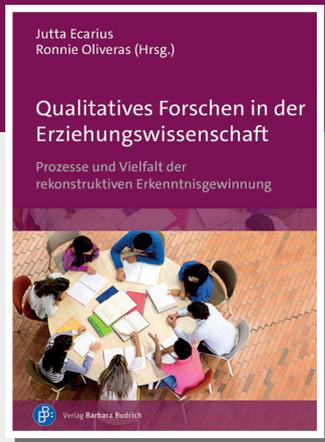
JProf\*in Dr\*in Maria Kondratjuk, Universitätsprofessorin, TU Dresden

Prof. Dr. Olaf Dörner, Universitätsprofessor, Universität Magdeburg

Dr.\*in Sandra Tiefel, wissenschaftliche Mitarbeiterin, Universität Magdeburg

Prof\*in Dr\*in Heike Ohlbrecht, Universitätsprofessorin, Universität Magdeburg

[www.shop.budrich.de](http://www.shop.budrich.de)



Jutta Ecarius, Ronnie Oliveras (Hrsg.)

## **Qualitatives Forschen in der Erziehungswissenschaft**

### **Prozesse und Vielfalt der rekonstruktiven Erkenntnisgewinnung**

2023 • 206 S. • kart. • 24,90 € (D) • 25,60 € (A)

ISBN 978-3-8474-2561-8 • eISBN 978-3-8474-1708-8

Qualitative Forschung bedeutet die Erhebung und Auswertung nicht-standardisierter Daten, für die unterschiedliche Methoden zur Verfügung stehen. Qualitative Zugänge enthalten einen ausdifferenzierten Forschungsprozess, für den die Auseinandersetzung mit vieldeutigem Forschungsmaterial charakteristisch ist. Die Komplexität des Forschungsprozesses und die Vieldeutigkeit von empirischen Materialien sind Thema des Sammelbandes. Diskutiert werden einerseits der Weg des Forschungsvorganges, der prozesshafte Wandel von Perspektiven und Anschauungen und damit die Konturierung des Forschungsgegenstandes. Andererseits liegt der Fokus auf einem qualitativ begründeten Umgang mit vielfältigem Material und der potenziellen Mehrdeutigkeit der Daten. Die leitende Frage dabei ist: Inwiefern kann qualitative Forschung in Gewissheit münden und an welchen Stellen ist eine Offenheit sinnvoll?

Die Herausgeber\*innen:

Prof. Dr. Jutta Ecarius & Dr. Ronnie Oliveras, beide Universität zu Köln

[www.shop.budrich.de](http://www.shop.budrich.de)